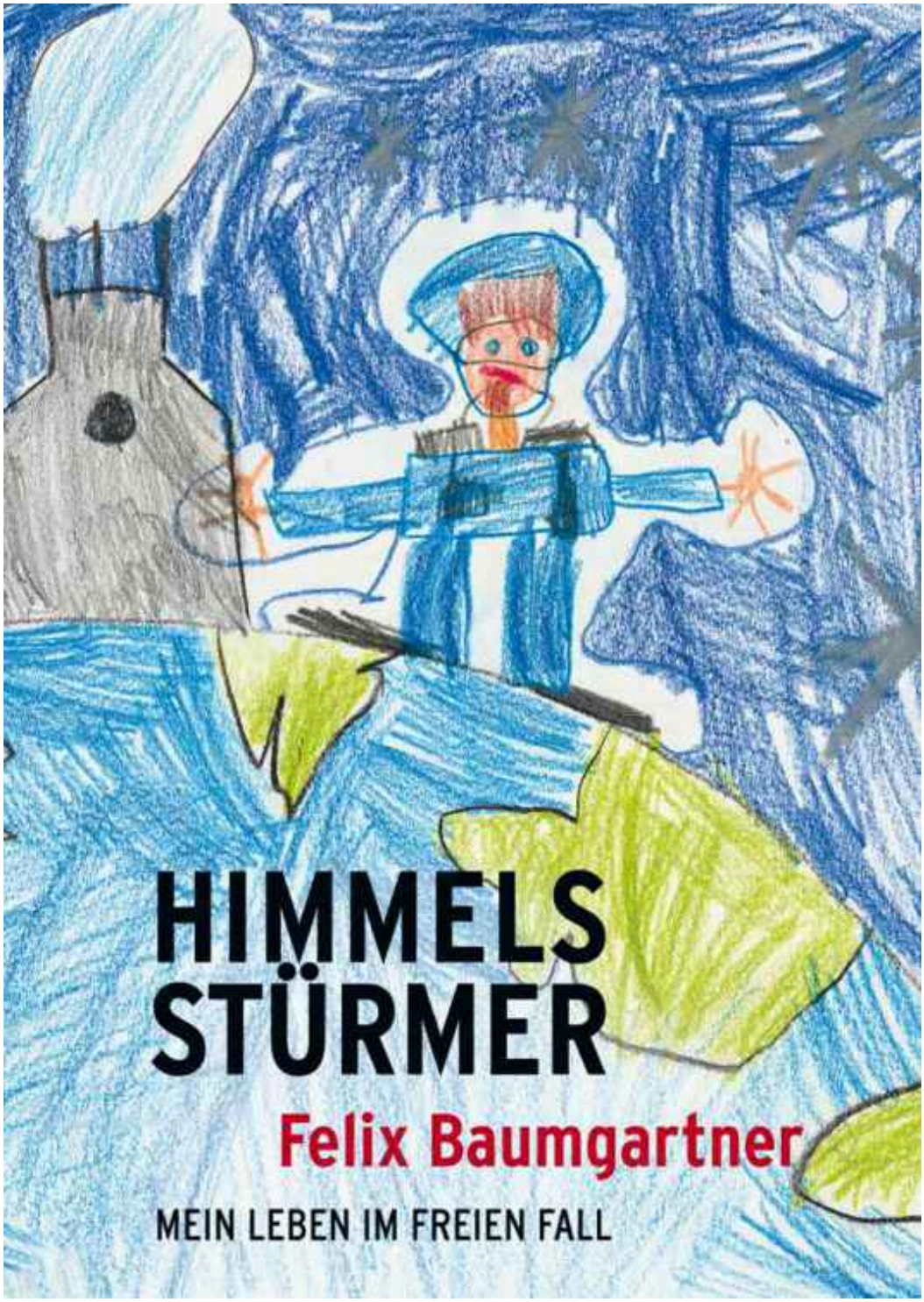
HIMMELSSTÜRMER

Felix Baumgartner

MEIN LEBEN
IM FREIEN
FALL

Annotation

Downloaded from Z-Library https://z-library.sk



Inhalt
Impressum
Widmung
Am tiefsten Punkt des höchsten Sprungs
Pfannkuchen vom Vortag – wie ich Red-Bull-Athlet wurde
Zurück im Mission-Modus
Risiko? Nein, danke! – Wie ich Base-Springer wurde
Täuschen und Tarnen – mein erster Weltrekordsprung

Jesus in Rio – ein Bild für die Ewigkeit
Bildteil 1
Therapie in Lancaster und eine Zwangspause für Stratos
Bittere Pillen und eine Entmachtung
Auf der Zielgeraden: Der Tag X rückt näher
Going home – der Himmelssturm
Bildteil 2
Mein Weg, meine Träume – wie es weitergeht
»Wer weiß, was ihm alles noch einfällt.«
Eva Baumgartner im Gespräch über ihren Sohn und ihre Ängste
Nachwort von Joe Kittinger
Stimmen, Zeichnungen und Dokumente
Sonstiges
Bildnachweis
Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.malik.de

Vorhergehendes Coverbild unter Verwendung von einer aus Tausenden von Kinderzeichnungen, die Felix Baumgartner zur Mission Red Bull Stratos aus der ganzen Welt erreicht haben. Eine weitere kleine Auswahl bewegender Bilder, Zeichnungen und Berichte findet sich am Ende des eBooks unter Sonstiges.

Mit 90 Farbabbildungen, 16 Faksimiles und 3 Schwarz-Weiß-Fotos

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen deutschsprachigen Buchausgabe
1. Auflage 2013
ISBN 978-3-492-96207-0
© Piper Verlag GmbH, München 2013

Illustrationen vorne und hinten: Felix Baumgartner, unter Verwendung eines Zitats von James J. Corbett (hinten)

Übersetzung des Nachworts von Joe Kittinger aus dem Englischen: Anne Emmert

Umschlaggestaltung: Birgit Kohlhaas, kohlhaas-buchgestaltung.de

Umschlagabbildung: Jay Nemeth/Red Bull Content Pool (erstes Cover), mit Dank an Emma, 6 Jahre (zweites Cover)

Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Dieses Buch ist allen Müttern dieser Welt gewidmet – weil eure bedingungslose Liebe und Hingabe für eure Kinder beispielhaft und grenzenlos ist und wir ohne euch nicht dort wären, wo wir heute sind.

Am tiefsten Punkt des höchsten Sprungs

Nachts um halb vier wird mir klar: Ich will nach Hause. Ich fahre jetzt von meinem Apartment in Santa Monica zum Flughafen, schaue, dass ich ein Ticket bekomme, und fliege heim nach Salzburg. Seit Wochen habe ich nicht mehr schlafen können, diese Nacht erst recht nicht, weil ich wusste: Morgen geht's nach Brooks, San Antonio, Texas. Dorthin, wo all die Spaceshuttles getestet und die Astronauten trainiert worden sind. Da werde ich dann fünf Stunden in diesem Anzug aushalten und den Experten der Air Force zeigen müssen, dass ich es draufhabe. Und ich weiß genau: Ich habe es nicht drauf.

Was tun? Es gibt keine Lösung. Das ist nun der Tag, den ich so lange hinausgeschoben habe. Es gibt nur einen Ausweg: Flucht. Weg von hier, weg von dem Anzug, weg vom Team. Schon längst hätte ich der Mannschaft meine Angst beichten müssen. Dieses Riesenteam hat sich monatelang den Arsch aufgerissen, Tag und Nacht gearbeitet, alle haben an mich geglaubt. Und jetzt lasse ich sie fünf Minuten vor zwölf im Stich.

So etwas habe ich nie gemacht in meinem Leben. Ich habe mich immer meinen Dämonen gestellt, die Dinge nicht hinausgeschoben, sondern angepackt. Wenn es ein Problem gab, dann habe ich nach der passenden Lösung gesucht. Es ist das erste Mal, dass ich versucht habe, das Problem immer wieder wegzuschieben, in der Hoffnung, dass die Lösung irgendwann von selbst kommen würde. Jedes Mal bin ich geflüchtet und habe mir gesagt: Wenn du die Miete diesmal nicht zahlen kannst, zahlst du halt nächstes Mal. Aber ich wusste genau: Nächstes Mal wird's nicht besser. Und irgendwann musst du die Miete zahlen. Genau das ist jetzt passiert.

Der Grund, aus dem ich vor 25 Jahren mit dem Fallschirmspringen angefangen habe, ist dieses unvergleichliche Gefühl der Freiheit, wenn es dich beim Absprung runterzieht. Wenn ich gesprungen bin, dann am liebsten in Jeans und T-Shirt, manchmal mit einem Helm. Und jetzt? Rein in einen Anzug, dann einen Fallschirm drauf, der dreimal so groß ist wie ein normaler, noch zwei Sauerstoffflaschen dazu, das *Chest Pack* für die Datenaufzeichnung auf der Brust: Am Schluss war ich doppelt so schwer. Von Freiheit keine Spur. Es ist mühsam zu springen, macht keinen Spaß. Und ich musste alles von Grund auf neu lernen, weil das Zusatzgewicht und der Anzug mich blockierten. Ich stand da wie ein Anfänger, hatte keine Routine, kein Selbstvertrauen, wusste nicht, was auf mich zukam – und sprang trotzdem.

Ich war vom ersten Moment an professionell, was die ganze Kapseltechnik betrifft. Das Handling der Knöpfe, die Souveränität im Cockpit, die Emergency Procedures, die man auswendig wissen muss: Das habe ich immer perfekt und fehlerfrei gemacht, in Rekordzeit. Alle haben mich gelobt, dass ich mir so viele Dinge merken und unter diesen Bedingungen auch ausführen kann. Das ist genau mein Background: in kurzer Zeit immer richtig reagieren. Auf so etwas bin ich trainiert. Aber dieser Anzug! Das Selbstvertrauen, das ich immer hatte, sobald ich gut vorbereitet war, ich hätte es auch abrufen können, egal, wie viele Leute von der NASA zusehen: kein Problem – wenn der Anzug nicht gewesen wäre.

Das Projekt »Red Bull Stratos« ist jetzt drei Jahre alt. Gespürt habe ich das Problem mit dem Druckanzug immer wieder bei den Tests. Ohne den Anzug hätte ich dieses Projekt in vollen Zügen genießen können. Der gefährliche Teil des Projektes, der Entwicklungsteil, der technische Teil: Das wären alles schöne Sachen gewesen. Doch statt der Vorfreude auf einen Testsprung aus 10 000 Metern, dachte ich: Ich will nicht in diesen Anzug! Es war wie eine schwierige Prüfung, vor der man Angst hat. Ich wurde irrsinnig sensibel, reagierte auf Kleinigkeiten, die mir sonst nie

Probleme bereitet hätten. Zum Beispiel hat mich das Licht in dem Raum gestört, in dem Mike Todd, der Anzugtechniker, mich immer angezogen hat. Ich habe zuvor nie über Licht nachgedacht. Und dann dieser Geruch! Der Helm hat eine Gummidichtung, die das Gesicht abschließt, und dieser Gummigeruch hat angefangen, mich extrem zu stören. Ich hatte an jedem Detail etwas auszusetzen, selbst an den Stimmen. Zum Glück hat Mike eine sehr ruhige, angenehme Stimme. Aber es gab andere Menschen, die reinkamen, und deren Stimmen fingen an, mich aufzuregen. Alles, was mit diesem Anzug verbunden war, hat sich irgendwann negativ aufgeladen. Es war klar, irgendwann würde ich kollabieren. Ich war gefangen in diesem Anzug, gefangen in der Tatsache, dass ich eigentlich der Held dieses Projektes sein sollte, in den vergangenen 20, 25 Jahren immer meine Leistung erbracht habe, für viele in der Fallschirm- und Base-Jumping-Szene als Alleskönner bekannt war – und dann scheitere ich an der Hürde Anzug. Ich versage am Boden, nicht in 39 Kilometern Höhe beim Sprung aus einer Kapsel am Rande des Weltalls. Was für ein Desaster!

Zwei Jahre lang habe ich mich und mein Team ausgetrickst. Ich habe immer geschaut, dass ich die Etappen im Anzug kurz halte. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn ich mehr Zeit darin verbracht, mich selbst gezwungen hätte: Heute mache ich eine ganze Stunde, auch wenn ich offiziell nur eine halbe Stunde drin sein muss. Aber ich habe es immer in die Gegenrichtung getrieben, geschaut, dass ich schnell rauskomme, mir Ausreden einfallen lassen. Das Team hat sich nichts dabei gedacht. Sie nahmen an: Wenn er ein Problem im Anzug haben sollte, dann schon in den ersten fünf Minuten. Das war bei mir nicht so. Ich habe mich nicht superwohl gefühlt, aber in den ersten zehn Minuten war es auch kein wirkliches Problem. Und viel länger hat das erste Mal nicht gedauert. Danach habe ich mir Tricks einfallen lassen wie: »Kann ich kurz das Visier aufmachen, um besser sprechen zu können?« Der schlimmste Moment ist nämlich, wenn der Helm geschlossen wird. Dann bist du in deiner eigenen Welt in diesem Anzug. Mit offenem Visier ist man weniger gefangen da drin. Ich habe mir gedacht: Irgendwann kommt der Tag, an dem ich den Anzug anlege und sage: Okay, easy. Dieser Tag ist leider nicht gekommen.

Und so packe ich nun nach der schlaflosen Nacht in Santa Monica meine Sachen, sperre das Zimmer ab und denke: Du verlässt jetzt alles, wofür du gearbeitet hast. 25 Jahre lang habe ich mich indirekt für dieses Projekt vorbereitet. Jeder Sprung war ein Baustein, ein Teil des Ganzen. Ich steige ins Auto. Bestimmt 50 Mal bin ich hier schon zum Flughafen gefahren, aber diesmal läuft es ab wie in Zeitlupe, wie in Trance. Ich

nehme die Lichter in der Nacht ganz anders wahr. Ich fliege heim, lasse alles hinter mir. Ich kann nicht zurück, muss mir Luft verschaffen, ohne Rücksicht auf das, was ich damit auslöse. Ich muss jetzt mal an mich denken.

Ein Telefonat. Es ist immer einfacher, wenn man jemandem nicht in die Augen sehen muss. Ich sage: »Jungs, ich habe Probleme mit dem Anzug. Ich weiß, das kommt ein bisschen spät. Aber ich muss zurück nach Österreich, ich brauche mein gewohntes Umfeld: Eltern, Freundin, Menschen, bei denen ich mich wohlfühle.«

Hier sind im Laufe der Zeit alle zu Feinden geworden. Joe Kittinger, Art Thompson, die Leute, die für mich arbeiten: alles Feinde – weil sie mit meinem Problem zu tun haben. Weil sie wollen, dass ich fünf Stunden in diesem Anzug verbringe. Diese Folterknechte!

Am Flughafen rufe ich Art an, unseren Projektleiter, und beichte ihm alles. Er schreit und flucht nicht, sagt nur: »Warte, ich komme!« Ich sitze in einer Ecke und heule Rotz und Wasser. Die Leute schauen, ein Polizist kommt zu mir und fragt, ob alles okay ist. Nein. Ist es nicht. Ich gebe auf. Ich bin am Ende, am tiefsten Punkt meines höchsten Sprungs.

Pfannkuchen vom Vortag – wie ich Red-Bull-Athlet wurde

Das Headquarter des Weltkonzerns Red Bull liegt heute in Fuschl am See unweit von Salzburg. Dort arbeiten rund 500 der weltweit 9000 Angestellten am Erfolg des führenden Anbieters für Energy-Drinks. Zu Beginn der 1980er-Jahre, als der Konzern gegründet wurde, residierte Red Bull noch nicht am Fuschlsee, sondern in Salzburg in der Alpenstraße. Im oberen Stock der Berger Bank hatte Dietrich Mateschitz sein Büro. Kennengelernt habe ich den Mann, der 1944 in Sankt Marein in der Steiermark zur Welt kam und mit Red Bull die Welt der Energy-Drinks eroberte, über den Heeressportverein Salzburg. Dieser trägt heute den Namen HSV Red Bull Salzburg.

Mit dem Fallschirmspringen habe ich 1986 begonnen, mit 16 Jahren, als Zivilperson beim Heeressportverein unter der Anleitung des Vereinschefs Roland Rettenbacher. Zwei Jahre später verpflichtete ich mich beim Bundesheer und kam nach einer Zeit als Panzerfahrer und Ausbilder ins hochprofessionell betriebene Leistungszentrum der Fallschirmspringer nach Wiener Neustadt. Neben dem Fallschirmspringen lernte ich dort auch Boxen, weil mir nach Dienstschluss oft langweilig war. Ich brachte es sogar zu einem Profikampf, am 5. August 1992 gegen einen Kroaten, der in der ersten Runde k. o. ging. Mein erster und bis heute einziger professioneller Kampf.

Ebenfalls 1992 veranstaltete Red Bull in Wien seinen ersten »Red Bull Flugtag«. Die Idee dieses verrückten Wettbewerbs, der bis heute

jedes Jahr in einer anderen Stadt auf der Welt ausgetragen wird: Die Teilnehmer stürzen sich in selbst gebauten Fluggeräten von einer Rampe ins Gewässer. Bewertet werden Flugweite und Originalität des Geräts. Für den Flugtag in Wien suchte Red Bull damals nach Fallschirmspringern, die zu Beginn des Wettbewerbs auf der Rampe landen sollten. Die Suche führte den Konzern nach Salzburg, wo es zu dieser Zeit nur zwei Vereine gab: den 1. Salzburger Fallschirmspringerclub und den Heeressportverein, in dem ich Mitglied war. Meine Kameraden und ich mussten nicht lange überredet werden, wir machten beim Flugtag mit, landeten cool auf der Rampe, und Dietrich Mateschitz war so begeistert, dass er sich entschloss, unseren Verein zu unterstützen. Von der Summe, die er uns zur Verfügung stellte, konnten wir uns ein paar neue Fallschirme kaufen. Logisch, dass da Red Bull draufstand. Und von da an war ich einer der ersten Red-Bull-Sportler. Heute sind es 650 Athleten und zahlreiche Mannschaften.

Als Maschinenschlosserlehrling verdiente ich damals 1550 Schilling im Monat – ein Fallschirmsprung kostete 150 Schilling pro 1000 Meter. An einem guten Vormittag sprang ich vielleicht vier-, fünfmal, da war die Hälfte vom Monatslohn schnell weg. Und wenn die anderen dann am Nachmittag fragten: »Springen wir noch mal?«, musste ich immer antworten: »Sorry, Jungs, aber heute ist erst der 14., ich hab noch ein bisschen was vor diesen Monat.« Zu dieser Zeit hatte ich wirklich eine Kriegskasse, die ich mir immer ganz knapp einteilen musste, wenn ich mal ein bisschen ausgehen wollte. Während alle anderen mit 16, 17 längst ihre eigenen Mopeds gekauft oder geschenkt bekommen hatten, fuhr ich immer noch mit dem Fahrrad herum.

Leisten konnte ich mir das Fallschirmspringen nur, weil meine Mutter ab und an ein bisschen Geld von meinem Vater abzweigte. Nicht Tausende von Schillingen, sondern hier und da mal 150 Schilling. Immer mit dem Hinweis: »Das sagen wir dem Papa aber nicht.« Meine Mutter war für den Haushalt verantwortlich, fürs Putzen, Kochen, Waschen, fürs Kindererziehen – und für die Banküberweisungen.

Mein Vater verdiente als Einrichtungsberater gutes Geld, hatte aber nie Zeit, sich um finanzielle Angelegenheiten zu kümmern. Er ist ein extrem sparsamer Mensch, der für Sport nie viel übriggehabt hat. Sein Kommentar zu meinen Sprüngen lautete: »Wenn du das Geld zum Fallschirmspringen hast, kannst du es dafür ausgeben. Du solltest es aber besser sparen.«

Damals litt ich unter seiner Sparsamkeit, heute muss ich oft darüber lachen. Ich erinnere mich, wie mein Vater einmal mit einem Paar Schuhe auf dem Gepäckträger seines Fahrrads durch die Gegend fuhr, um einen Schuster zu finden, der sie neu besohlen sollte. Und wir sprechen hier

nicht von einem Paar schicker handgenähter Lederschuhe, sondern von Billigtretern. Als er wieder zurückkam, klemmten seine Schuhe unberührt auf dem Gepäckträger.

»Was hast du denn jetzt so lange gemacht? Und wieso sind auf den Schuhen noch die alten Sohlen?«, fragte ich.

»Na ja, ich hab einen Schuster gefunden, der sieben Euro verlangt. Und ich habe mich an einen anderen erinnert, der macht es für fünf. Der hatte aber schon geschlossen.«

Er fuhr also zwei Tage mit seinem Paar Schuhe herum und hatte am Ende zwei Euro gespart.

*

Als ich mit 22 Jahren, nach vier Dienstjahren, das Österreichische Bundesheer verließ, wollte ich einen Abschluss als Kfz-Mechaniker machen, spezialisiert auf Motorräder. Mit 18 hatte ich mir mein erstes Motorrad gekauft, eine Yamaha RD 500. Eine Unfallmaschine, die ich eigenhändig wieder herrichtete. Ich war damals bereits ausgebildeter Maschinenschlosser und schraubte für mein Leben gern an Motorrädern. Jetzt wollte ich es richtig lernen.

Ich heuerte bei einer Werkstatt an, der durch meine Mitarbeit keine Kosten entstanden, weil mich das Militär weiterhin bezahlte. So bekam ich die Möglichkeit, mich nach der Zeit beim Heer wieder an die Arbeitswelt zu gewöhnen. Lange sollte diese Episode allerdings nicht dauern.

Eines Tages, an einem Freitag, kam morgens ein Kunde mit seinem Motorrad in unsere Werkstatt und bat mich um einen kurzfristigen Servicetermin. Er wollte am nächsten Morgen um vier in der Früh mit seinen Freunden nach Griechenland fahren und hatte gerade noch rechtzeitig bemerkt, dass auf der langen Fahrt sein Kilometerservice fällig geworden wäre.

Ich versicherte ihm, dass wir den Service übernehmen würden und er seine Maschine am selben Tag kurz vor Ladenschluss abholen könne.

Kaum war seine Maschine auf der Hebebühne, kam der Verkaufsleiter zu mir.

»Dem sein Motorrad machen wir heute nicht.«

»Aber der hat doch einen Termin.«

»Der Typ wollte sich neulich ein neues Motorrad kaufen und hat sich bei meinem Chef beschwert, weil ich ihm nicht genügend Prozente geben wollte. Und ich hab dann den Ärger bekommen.«

»Ich bin hier ja nur Auszubildender, aber der Typ möchte morgen mit seinen Jungs nach Griechenland fahren. Wenn der später kommt und die Maschine ist nicht fertig …«

»Dann ist das nicht dein Problem. Hau sie wieder runter von der Hebebühne!«

Ich konnte es nicht fassen. Dann hätte ich ihm doch lieber gleich keinen Termin gegeben. Ich konnte dem Mann doch unmöglich den Service versprechen und das Motorrad dann einfach stehen lassen. Das widersprach meinem Gerechtigkeitssinn, der bei mir aus irgendeinem Grund schon immer besonders stark ausgeprägt war. Als der Kunde dann am späten Nachmittag kam, musste ich erklären: »Wir hatten heute so viel Stress, ich bin nicht dazu gekommen.« Er wurde kreidebleich und begann, zu weinen wie ein kleines Kind. Sein Griechenland-Trip war seit Monaten geplant, und wenn er jetzt ohne Service einen Motorschaden bekäme, wäre die Reparatur nicht von der Garantie abgedeckt. Für ihn brach eine Welt zusammen. Ich lief zum Verkäufer, der sich in seinem Büro verschanzt hatte, und sagte zu ihm: »So, da kannst du dich jetzt selber drum kümmern. Der Servicetyp sitzt vorne in der Werkstatt und heult Rotz und Wasser. Das musst du ausbügeln.«

Der Verkaufsleiter ging zu ihm hin und sagte: »Wenn der Felix morgen um fünf Uhr in der Früh kommt und deine Jungs ein bisschen später losfahren, macht er dir den Service noch.«

Daraufhin bat ich den Verkäufer um ein kurzes Gespräch unter vier Augen.

»Okay, kein Problem. Ich komme morgen um fünf rein und arbeite an meinem sauer verdienten Wochenende. Aber ich stemple ein. Das sind Überstunden. Meine Dienstzeit geht von Montag bis Freitag.«

»Das soll der zahlen, wenn du schon extra kommst. Mach mit dem was aus«, entgegnete der Verkaufsleiter.

»Der Typ hatte heute einen Termin«, erwiderte ich, »und wir haben es nicht gemacht. Seine Kumpels fahren morgen nur wegen uns zwei Stunden später weg, und jetzt soll er auch noch einen Aufpreis zahlen.«

Am nächsten Tag habe ich den Service gemacht. Und dem Kunden keinen Zuschlag abgenommen.

Am Montag prüfte der Verkaufsleiter in der Früh als Erstes meine Stempelkarte und sagte: »Du hast ja abgestempelt.«

»Ja, logisch.« Und von da an steckte ich in der Schublade mit der Aufschrift: »Unbequemer Mitarbeiter«.

Es gab immer wieder Probleme. Mit jeder Woche wurde mir klarer, dass die Werkstatt ihre Kunden nach Strich und Faden betrog. Pro Tag wurden zwischen fünf und acht Motorradservices gemacht. Jeder Service dauerte ungefähr dreieinhalb Stunden. Acht mal dreieinhalb: Das macht 28 Arbeitsstunden am Tag. Der hat aber nun mal nur 24 Stunden. Und ein Arbeitstag sogar nur acht. Wenn wir Ventile einstellen mussten, sollten wir

nur kurz horchen, ob ein Klappern zu hören war. Nein? Okay, passt. Abwischen, Motor sauber, fertig. Den Ölfilter haben wir teilweise gar nicht getauscht, sondern nur so gereinigt, dass er neu aussah – und die vermeintlichen Ersatzteile aufgeschrieben.

Ich habe immer gesagt: »Jungs, das ist eine Drecksnummer. Ihr verlangt einen Haufen Kohle. Das ist Betrug.«

Und dann kam uns ein ganz schlauer Kunde auf die Schliche. Er hatte auf die Batteriestopfen ein Haar gelegt und den Ölfilter markiert, vorher alles fotografiert und die Maschine zum Service gebracht. Beim Abholen sagte er dann: »So, schaut mal her: Das habe ich vorher fotografiert. Den Batteriestopfen so raus- und wieder reindrehen, ohne dass das Haar herunterfällt, das gibt es nicht. Und der Ölfilter ist nicht ausgetauscht worden, da ist noch die Markierung dran. Gar nichts habt ihr gemacht an meinem Motorrad!«

»Mach mal keinen Stress«, versuchte der Meister ihn zu beruhigen, »ich muss schauen, was der Lehrling da wieder verbockt hat.«

Doch dieses Mal spielte ich nicht mit.

»Wenn du mir das anhängst, dann seid ihr morgen in der Zeitung. Ich habe euch immer gesagt, dass ich den Scheiß nicht machen will, und ihr habt gesagt, ich soll die Klappe halten und meinen Job machen! Du kannst dir sicher sein, dass ich den ganzen Laden auffliegen lasse.«

Mein Meister wartete noch genau bis zu dem Tag, als meine Militärzeit vorbei war, dann wurde ich vor die Tür gesetzt: Danke und auf Wiederschauen.

Ich wäre gern Motorradmechaniker geblieben, aber mein Gerechtigkeitssinn, an dem ich ohne Rücksicht auf Verluste festhielt, machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Da stand ich also, ohne Geld und ohne Job. Um mir das Fallschirmspringen zu finanzieren, begann ich auf dem Bau zu arbeiten und Gelegenheitsjobs anzunehmen. Einer der Jobs war der des Paketausträgers bei einem namhaften Automobilhersteller, zweimal die Woche. Bald schon war ich dort geringfügig beschäftigt und verdiente ein Traumgehalt von 3650 Schilling im Monat! Richtig beliebt wurde ich, als in einem der Büros einmal irgendein riesengroßer Metallkasten verschoben werden musste, wofür keiner von den Angestellten kräftig genug war.

»Herr Baumgartner, könnten Sie nicht kurz den Kasten …?«

»Ja, logisch. Ärmel hoch und los!«

Ich kam mir vor wie der Typ in der Coca-Cola-Werbung, in der alle Sekretärinnen sich um halb eins ans Fenster ihres Großraumbüros begeben, um einen Bauarbeiter bei seiner oberkörperfreien Mittagspause

zu bestaunen. »Herr Baumgartner, wollen Sie nicht noch einen Kaffee mit uns trinken?« In jedem Büro, in dem ich ein Paket abzugeben hatte, schäkerte ich zehn Minuten lang mit dem weiblichen Personal. Es war warm, ich hatte ein Dach über dem Kopf, und ab und zu durfte ich mit dem schicken Wagen der Chefin fahren, ihre Klamotten aus der Reinigung holen oder einen Ring vom Juwelier. Ich selbst fuhr damals nur einen uralten Mercedes-Bus. Der Job hat richtig Spaß gemacht.

Bis zu der Geschichte mit dem Buch.

Ich sollte ein Paket ausliefern, dessen Absender und Empfänger nicht zu entziffern waren. Nach kurzem Überlegen entschloss ich mich, das Paket zu öffnen und einen Blick auf das Begleitschreiben zu werfen, um herauszufinden, wer der Adressat war.

Statt eines Anschreibens lag ein Buch in dem Paket mit dem Titel »Die 1000 Fehler des«, gefolgt von dem Namen eines der meistverkauften Automodelle Europas. Was war das? Meine Neugierde war geweckt, und ich begann, in dem Buch zu blättern. Es war eine Art Gebrauchsanweisung für den Umgang mit Kunden von Vertragswerkstätten. Wie konnte dieser oder jener Fehler des Autos einem gewöhnlichen Kunden erklärt werden? Bei welcher Art von kritisch versiertem Techniker kam man nicht umhin, den Fehler kostenlos beheben zu lassen? Und welche haarsträubende Geschichte konnte man hingegen einer alten, gebrechlichen Pensionistin erzählen? Das Buch war ein Meilenstein in meiner Persönlichkeitsentwicklung. So schaut das Leben also aus, dachte ich mir. Wenn du dich auskennst, kommst du zu deinem Recht. Wenn du gutgläubig bist, verkaufen sie dich für dumm.

Was ich in diesem Buch las, erinnerte mich sofort an eine Eigenschaft, die ich an meinem Vater immer besonders geschätzt hatte. Niemand konnte ihm je etwas vormachen. Wenn er etwas zu reklamieren hatte, ging er rein in den Laden und kam mit dem wieder raus, was er wollte. Meine Mutter hat sich in solchen Momenten geschämt, aber ich bin jedes Mal gern mitgegangen, stand neben meinem Vater, hab zugehört und gedacht: Stark!

»Du musst den Mund aufmachen und gut argumentieren. Nur rumschreien bringt nichts«, hatte mir mein Vater erklärt. Er hat nie geschrien, sondern mit erhobener Stimme gesagt, was Sache ist. Ich habe gemerkt, dass man zu seinem Recht kommen kann, auch wenn es mit Mühe verbunden ist. Das habe ich sicher von meinem Vater gelernt. Der war ein Meister darin.

Nach der Sache mit dem Buch zählte ich eins und eins zusammen und beschloss, meine Zukunft zielgerichteter in die Hand zu nehmen. Auch wenn das angesichts meiner angespannten finanziellen Situation

zunächst noch bedeutete, dass ich zu einem Meister der Improvisation werden musste.

Ich hatte inzwischen das Fach gewechselt vom Fallschirmspringen zum B. A. S. E.-Jumping, dem freien Fall von Gebäuden (*Building*), Sendemasten (*Antenna*), Brücken (*Span*) und Felsvorsprüngen (*Earth*), im letzten Moment gebremst durch einen Fallschirm, der einen sicher zu Boden schweben lässt. Beim Fallschirmspringen ist dein Fallschirm darauf ausgelegt, etwa 800 Meter über dem Boden geöffnet zu werden. Er ist so gepackt, dass er sich sanft, also verhältnismäßig langsam öffnet. Außerdem führst du einen Reserveschirm mit dir. Selbst wenn der Hauptfallschirm defekt sein sollte, hat man als Springer so relative Sicherheit.

Beim Base-Springen muss sich der Fallschirm wegen der geringeren Absprunghöhe deutlich schneller öffnen und den Fall viel rasanter bremsen. Deshalb ist der Fallschirm meist größer, um eine möglichst hohe Bremswirkung zu erzielen, und wird von einem Hilfsschirm aus dem sogenannten *Base Rig* auf deinem Rücken gezogen. Normalerweise gibt es keinen Reserveschirm, weil dir als Springer ohnehin keine Zeit bleiben würde, ihn zu öffnen. Bei besonders niedrigen Sprunghöhen wird der Hilfsschirm nicht im Rucksack gelassen, sondern bereits beim Absprung in der Hand gehalten. So lässt sich der Hauptschirm deutlich schneller öffnen.

Ich hatte mir vorgenommen, mit einer guten Videoaufnahme von einem meiner Sprünge in die »Red Bull Sports Compilation« aufgenommen zu werden, mit der jedes Jahr zur Weihnachtszeit die besten Projekte der besten Red-Bull-Athleten präsentiert werden. Die Filme auf der Compilation werden noch heute weltweit in Diskotheken, Gaststätten und an anderen öffentlichen Orten gezeigt.

Red Bull hatte damals noch keine eigenen Kamerateams, aber man konnte sich als Athlet eine Kamera ausleihen. Allerdings konnte ich mich mit dem Riesending schlecht selbst in der Luft filmen. Ich rief also meinen deutschen Kumpel Wolfgang di Ruggerio an, den ich beim Base-Springen kennengelernt hatte und der ein Schnittstudio besaß: »Kannst du mit nach Norwegen fahren? Ich zahle dir den Flug und das Essen, und du filmst mich. Verdienen tust du nichts, aber es kostet dich auch nichts.«

Wenig später saßen wir zusammen in einem Camp im Nirgendwo. Sprit und Essen, alles war sauteuer, weil es mit dem Schiff gebracht werden musste. Der Campbesitzer, Einar hieß er, sagte eines Morgens zu mir: »Ich mache immer diese Pfannkuchen, und die, die vom Vortag übrig bleiben, die kannst du haben. Kostet dich nichts.« Alte, vertrocknete Pfannkuchen? Mir war es egal. Hauptsache, ich hatte etwas zu essen. Ich

begnügte mich also mit den Pfannkuchen vom Vortag, während Wolfgang neben mir saß mit einer riesigen Pizza. Ich machte die Sprünge und aß schlechter als der Kameramann, dem ich die Reise spendiert hatte, ein stattlicher Mann mit ordentlich Hunger, der sagte: »Sorry, aber die Pizza brauche ich selbst. Ich muss ja morgen wieder mit dir den Berg rauflaufen.«

Aber es war mir egal, wie viele alte Pfannkuchen ich essen musste, weil ich wusste: Ich komme mit coolen Aufnahmen heim und leite die nächste Phase meiner Sportlerlaufbahn ein. Und tatsächlich schaffte ich es in jenem Jahr in die Sports Compilation. Das Norwegen-Video wurde auf der ganzen Welt gezeigt. Es begann sich auszuzahlen, dass ich ein klares Ziel vor Augen gehabt und dafür getan hatte, was immer nötig war. Als im Abspann des Films das Namensverzeichnis aller Athleten über die Leinwand lief, wurde mir zum ersten Mal bewusst, wie schön es ist, dass mein Nachname mit einem B beginnt.

*

Einige Jahre nach dem Flugtag in Wien war bei Red Bull Raymond Dulieu fürs Marketing verantwortlich, der von der Tour de France kam. Ein Mann, mit dem ich mich irrsinnig gut verstanden habe. Er lud alle Fallschirmspringer und mich zu seiner Geburtstagsfeier nach Fuschl ein. Ich hatte mir vorgenommen, ihm auf der Party von dem Plan zu erzählen, an der Base-Jumping-Weltmeisterschaft in den USA teilzunehmen, dem legendären Bridge Day in Fayetteville, West Virginia. Als wir auf der Party ins Gespräch kamen und ich Dulieu von meiner Absicht erzählte, sagte er:

»Du willst also professionell mit Base-Springen anfangen? Dann brauchst du einen ordentlichen Schirm!«

»Ach, ich leih mir wieder einen aus«, antwortete ich.

»Nein, ich zahl dir einen Schirm. Was kostet der?«

»3000 Mark oder so.«

»Okay, kein Problem. Du bekommst einen Helm von uns, und den Schirm zahle ich.«

Doch kurz vor dem Wettbewerb verließ Dulieu die Firma, um für die Champions League zu arbeiten. Als Verantwortlicher für das Sportsponsoring folgte Thomas Überall auf ihn, der nicht viel übrighatte für Base-Jumper. Als es darum ging, ob mir Red Bull das Flugticket zum Bridge Day zahlen würde, meinte er: »Wir sponsern doch schon deinen Verein. Wenn du dich von einer Brücke runterschmeißen willst, hat das mit dem klassischen Fallschirmspringen nichts mehr zu tun. Das können wir nicht bezahlen.«

Ich war schon kurz davor, die Reise abzublasen. Doch wenige Tage vor dem Wettbewerb erwirkte mein Verein per Vorstandsbeschluss eine Ausnahmeregelung und bezahlte mir das Ticket nach West Virginia. Zurück kehrte ich als Base-Jumping-Weltmeister 1997.

Heute verstehe ich mich sehr gut mit Thomas Überall, aber am Anfang haben wir uns überhaupt nicht gemocht. Für unsere erste Sponsoringverhandlung nach seiner Bridge-Day-Absage hatte ich von Wolfgang di Ruggiero ein eigenes Video meiner Sprünge anfertigen lassen. »Wolfgang, ich hab da nächste Woche ein Gespräch mit dem neuen Marketing-Verantwortlichen bei Red Bull«, hatte ich zu ihm gesagt, »es geht um ein bisschen Sponsoring. Ich brauche ein ordentliches Themenvideo.« Ich brachte ihm alles an Material, was ich gesammelt hatte, und sagte: »Machen wir was Cooles draus!«

Mit Wolfgangs Video, für das er nur die Hälfte des üblichen Honorars verlangt hatte, ging ich voller Stolz zu Thomas. Er schaute sich den Film an, während ich wiederum ihn gespannt anschaute. Nach dem Ende des Films schwieg er ewig und sagte dann endlich: »Du, brauchen wir das überhaupt bei Red Bull?«

Ich war inzwischen überall runtergesprungen, bestärkt durch meinen guten Draht zu Raymond Dulieu, der mir damals einen neuen Schirm gekauft hatte: Alles lief wie am Schnürchen, ich war auf den richtigen Zug aufgesprungen. Und nun kam Thomas, der dem Base-Springen kritisch gegenüberstand, schaute sich mein Video an, für das ich meine letzte Kohle ausgegeben hatte, und sagte: »Brauchen wir das überhaupt?« Er müsse es sich noch überlegen. Na bravo.

Für die nächste Verhandlungsrunde mit Thomas holte ich mir Verstärkung: Hans Huemer, meinen damaligen Fallschirmlehrer. Ich erinnere mich noch genau daran, was ich bei unserem Telefonat vor dem Treffen zu ihm sagte: »Hans, ich hab bald meine nächste Verhandlung mit Red Bull. Kannst du da mitkommen? Du bist Geschäftsmann und kannst besser quatschen als ich. Ich fühle mich da unsicher.«

Wenig später trafen wir uns zu dritt in einem Gasthaus am Mondsee. Mein Sponsoringwunsch damals: 100 000 Schilling im Jahr – heute rund 7000 Euro – und ein neuer Fallschirm. Nach langem Hin und Her hatten wir Thomas überzeugt: »Okay, machen wir.« Ein paar Wochen später schickte ich ihm die Rechnung – und prompt rief er zurück:

»Felix, du hast da eine Rechnung geschickt über 100 000 Schilling. Wir haben aber nur 50 000 ausgemacht.«

Darauf ich: »100 000 Schilling im Jahr und einen neuen Fallschirm, das weiß ich ganz sicher.«

»50 000 Schilling, 100 000 war überhaupt nie ein Thema«, konterte Thomas.

Stocksauer rief ich Hans Huemer an:

»Hans, was haben wir mit Überall ausgehandelt?«

»100 000 Schilling.«

»Der sagt jetzt 50 000.«

»Ja, spinnt der? 100 und einen Fallschirm.«

»Genau, Mensch, bin ich froh, dass du dabei warst. Hab schon gedacht, ich bin schizophren oder so was.«

Ich rief erneut Thomas an:

»Du, der Hans hat das auch gehört.«

»Da müsst ihr euch alle beide täuschen. Ich bin mir ganz sicher! 100 habe ich nicht in meinem Budget. 50, mehr kann ich dir nicht zahlen.«

Ich war so was von angefressen! 100 000 Schilling dividiert durch zwölf Monate war ohnehin ein schwacher Monatslohn, aber für mich trotzdem ein guter Start, für den ich sehr dankbar war. Im Kopf hatte ich diesen schon für meine Projekte verplant. Und dann konnte sich dieser Typ plötzlich an nichts mehr erinnern! Mein erster Gedanke war: So, jetzt rufe ich bei Herrn Mateschitz persönlich an! Ich wusste, ich war im Recht, und mein alter Gerechtigkeitssinn meldete sich zurück. Wenn mir in diesem Moment jemand gesagt hätte: »Nimm die 50 000! Wenn du jetzt dem Chef einen Brief schreibst, dann sind die vielleicht auch noch weg, wenn's blöd läuft.« Dann hätte ich geantwortet: »Das interessiert mich nicht. Dann bin ich halt wieder weg vom Fenster. Aber wir haben 100 000 ausgemacht.« Mit Ungerechtigkeit kann ich einfach nicht umgehen – und ich kann ziemlich stur sein.

Ich schrieb also einen Brief an Dietrich Mateschitz und rief seine damalige Sekretärin an: »Du, ich habe einen Brief an Herrn Mateschitz geschrieben, möchte aber, dass er den persönlich bekommt. Kannst du bitte schauen, dass das klappt? Nicht, dass den jemand anderes liest.« Ich gab den Brief auf, und zwei Tage später rief mich Thomas an und bestellte mich nach Fuschl. Als ich bei ihm im Büro eintraf, sah ich meinen Brief an Herrn Mateschitz bei ihm auf dem Schreibtisch liegen. Zuerst dachte ich: Jetzt rufe ich extra im Vorzimmer des Chefs an, und dann landet der Brief doch direkt bei Thomas Überall. Und er liest ihn auch noch, bevor er zum Chef geht. Dann wurde mir klar, dass ich gerade wieder eine wichtige Lektion fürs Leben gelernt hatte: Wenn's ums Geld geht, kannst du keinem trauen.

Ich ging in die Offensive und fragte Thomas, was für ein Spiel er spiele: »Wir haben 100 000 Schilling ausgemacht. Der Huemer Hans war dabei und kann es bezeugen. Also liegt der Fehler bei dir. Das muss ich dir

leider so sagen – und jetzt gehe ich rüber zu Herrn Mateschitz. Ich habe schon so viel gemacht für die Firma. Ich habe mich immer bemüht, war immer korrekt. 100 000 Schilling finde ich gerechtfertigt für meine Leistung.« Es ging eine Weile hin und her, bis Thomas schließlich sagte: »Gut, das machen wir jetzt so. Aber in Zukunft ist dieser Schreibtisch hier deine erste Anlaufstelle und nicht der da oben.« Ein erzwungenes Budget war natürlich alles andere als ein Traumstart für unsere künftige Zusammenarbeit.

Bei unseren Jahresgesprächen waren Thomas und ich gleichermaßen froh, wenn ich wieder draußen war. Die Chemie stimmte einfach nicht, und ich hatte wenig Lust, die nächsten fünf oder zehn Jahre so weiterzuarbeiten. Also blieb ich bei einem unserer Gespräche am Ende einfach sitzen und sagte: »Schau her, wir haben keinen guten Start gehabt, das ist beschissen gelaufen. Aber ich habe nichts angestellt und habe mir nichts vorzuwerfen. Du siehst es sicher genauso für deine Seite. Aber wir können nicht so weitermachen. Du bist kein großer Fan von mir, ich kein großer Fan von dir. Wir können jetzt beide eine Spur nachgeben und Spaß haben. Oder wir lassen es bleiben.« Das war der erste Schritt in die richtige Richtung.

Wenig später hatte Thomas die Idee, dass jemand vom höchsten Gebäude der Welt springen sollte, von den Petronas Twin Towers in Kuala Lumpur, der Hauptstadt Malaysias. Im Gespräch für das Projekt waren der Schweizer Ueli Gegenschatz, der Amerikaner Frank Gambali und ich. Den Ausschlag gab schließlich Thomas, der meinte, dass es, wenn schon jemand runterspringt, ein Österreicher sein solle. Der Sprung wurde das erste gemeinsame Projekt von Thomas und mir und ein großer Erfolg. Auf der ganzen Welt gab es Titelseiten für den Sprung und für Red Bull. Noch im selben Jahr sprang ich von der Cristo-Redentor-Statue in Rio de Janeiro, ein Projekt, das Thomas und ich gemeinsam am Schreibtisch ausgeklügelt und umgesetzt hatten. Das war der Durchbruch unserer Zusammenarbeit, weil wir jetzt wussten: Wir zwei sind gut, wir sind beide Profis.

Natürlich war Geld der Anlass für die Diskussion mit Thomas, aber mir ging es dabei mehr um Gerechtigkeit und Ehre, so altmodisch das klingen mag. Meine Offensive hätte auch ins Gegenteil umschlagen können. Ich kannte Dietrich Mateschitz zu diesem Zeitpunkt ja noch nicht richtig und wusste nicht: Hilft er im Zweifelsfall eher dir oder dem Überall? Die meisten Firmenchefs halten zu ihren eigenen Leuten, Dietrich Mateschitz war da wahrscheinlich nicht anders, dachte ich mir damals. Er hätte also auch sagen können: »Wenn du glaubst, du musst Briefe schreiben und Mitarbeiter denunzieren, dann hast du nicht die

Charaktereigenschaften eines Red-Bull-Athleten.« Dann hätte ich meinen Schirm und Helm am Empfang abgeben können.

*

Mein erstes persönliches Treffen mit Dietrich Mateschitz werde ich so schnell nicht vergessen. Beim Red-Bull-Flugtag in Berlin 1997 sah ich ihn in einiger Entfernung auf mich zukommen. Eine freundliche Erscheinung, ein charismatischer Mensch, dachte ich mir und überlegte: Sage ich gleich Du oder Sie? Wenn ich mit Du anfing, und er machte mit, dann war ich mit dem Chef von Red Bull per Du. Das wäre cool gewesen. Aber ich war mir nicht sicher. Mit jedem Schritt, den er auf mich zukam, ging mir ungefähr siebenmal durch den Kopf: Eigentlich kannst du ja Du sagen. Ich bin Sportler, habe schon einiges für das Image seines Unternehmens gemacht. Ich glaube nicht, dass er damit ein Problem hat. Und dann würden alle anderen Leute sagen: »Was? Du bist mit dem Dietrich per Du?« Schlecht wäre aber die Antwort gewesen: »Hey Junge, hör mal zu, beruhige dich wieder. Bloß weil du ein paarmal irgendwo runtergesprungen bist, sind wir noch lange nicht per Du.« Ich glaube, die Entscheidung fiel in dem Moment, als er die Hand ausstreckte, *Ding*, *Ding*, *Ding*, *Ding*, und dann wie beim langsam ausrollenden Millionenrad *Tack, Tack, Taaaack*: »Servus, griaß di.«

Da war klar, das passt.

Die Chemie zwischen Dietrich Mateschitz und mir war von Anfang an gut. Ich brachte ihm großen Respekt entgegen, und er war genauso freundlich und charismatisch, wie er auf den ersten Blick gewirkt hatte. Ein weiterer Grund, dass wir gut miteinander auskommen, ist sicherlich, dass ich ihm nie auf den Wecker gegangen bin. Ich hatte zwar von Beginn an seine Telefonnummer, aber ich habe in meinem ganzen Leben nur selten gesagt: »Du, Didi, jetzt brauche ich was.« Also nicht: »Dietrich hier, Dietrich da. Kannst du nicht mal? Mein Freund und ich bräuchten …« Ich habe als Red-Bull-Athlet von Beginn an versucht, möglichst autark zu agieren. Ich freue mich immer, wenn ich Dietrich Mateschitz begegne, aber ich muss nicht unbedingt auf seiner Insel Urlaub machen. Ich will nicht in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis geraten: O Mann, jetzt muss ich dies oder jenes machen. Dabei will ich das vielleicht gar nicht. Aber er hat schon so viel für mich getan … Schließlich werden die meisten Gefallen im Leben retour verrechnet.

Mit Red Bull als Partner kam endlich das nötige Geld, das ich zuvor nie gehabt hatte. Mir war aber auch klar, dass ich mir für meine Base-Jumps echte Highlights suchen musste, damit dies auch so blieb. Irgendwo runterzuspringen ist eine Geschichte. Aber von weltweit bekannten Objekten zu springen, das ist eine ganz andere. Ich habe als Base-Jumper

früh angefangen, mir bewusst solche Wahrzeichen auszusuchen. Es galt, etwas Einzigartiges zu finden. Und sich nicht zu verstecken.

In den Sprungvideos waren seinerzeit die Augen der Akteure verpixelt, und sie sprachen, wenn überhaupt, mit verzerrter Stimme und dem Rücken zur Kamera. Zu sagen, dass die Base-Springer in einer rechtlichen Grauzone bewegte, wäre stark untertrieben. Die meisten Sprünge waren schlichtweg illegal. Alles geschah unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit. »Hey, ich kann dich schon mal mitnehmen, aber du weißt, dass du nicht erzählen darfst, dass wir da in der Nacht von dieser Brücke runterspringen. Sonst wird das die Polizei erfahren.«

Ich entschloss mich, einen neuen Weg zu gehen. Wenn ich etwas mache, was alle sehen sollen, dann verstecke ich mich nicht. Außerdem nahm ich mir vor, meine Projekte grundsätzlich anders anzupacken als die übrigen Springer. Wenn ich es mit der Formel 1 vergleiche: Ich wollte nicht nur der Fahrer sein, sondern zwei, drei Jobs hinzunehmen. Der Formel-1-Pilot entwickelt mit, arbeitet am Design des Autos, führt und motiviert das Team. Das erweitert den Arbeitsbereich und das Blickfeld. Ich stellte meine Projekte auf eine professionelle Basis, wusste immer genau, was ich tat, plante alles sorgfältig und langfristig und wurde so mit den Jahren zum Risikomanager meiner selbst.

Zurück im Mission-Modus

Art Thompson versucht am Telefon gar nicht erst, mich zum Umkehren zu überreden. »Warte, ich komme!«, ist alles, was er sagt. Er weiß, es ist zwecklos. Als er ankommt, ist Richard Ungerhofer an seiner Seite, mein Freund und meine rechte Hand, der in den letzten Jahren so viel für mich organisiert und koordiniert hat. Gemeinsam versuchen Art und er, das verheulte Elend vor ihnen in der Schalterhalle am Flughafen von Los Angeles wieder aufzurichten. Mein persönliches Tröstkommando. »Kein Problem, Felix. Ich verstehe das«, sagt Art. »Der Druck ist einfach zu groß für dich. Mach dir keinen Kopf.«

Für den Leiter eines so gigantischen Projekts wie Red Bull Stratos ist Art ein extrem menschlicher und emotionaler, fast weicher Typ. Einer, der in dieser schwierigen Situation nie auf die Idee käme, zu fluchen oder zu kritisieren, sondern einfach für mich da ist, mich adoptiert. Er sagt nicht: »Hey, bist du wahnsinnig? Was glaubst du, wie viele Leute jetzt rumstehen und auf dich warten?«, sondern: »Du bist der Profi, und was immer deine Entscheidung ist, wir machen das Beste daraus. Ich hab schon telefoniert. Wir machen alles planmäßig. Den nächsten Anzugtest in Brooks können und wollen wir nicht mehr absagen. Aber ich habe mit Robert Rowe einen Air-Force-Piloten gefunden, der für dich einspringt, damit wir zumindest wissen, ob die Kapsel und die Systeme unter realen

Bedingungen funktionieren. Stratos läuft also inzwischen weiter. Du fliegst nach Hause und schaust, wie du dein Problem löst.« So souverän reagiert kein anderer Chef auf der ganzen Welt! Und das morgens um sechs! Das ist genau das, was ich jetzt brauche: einer, der den Druck rausnimmt, einer, der mir Luft zum Atmen lässt. Endlich Luft.

In der Schalterhalle des International Airport von Los Angeles wird mir klar: Manche Dinge im Leben kannst du nicht erzwingen. Manchmal braucht es den Mut, zu sagen: Okay, jetzt nehmen wir das Gas raus, und das, was wir jetzt verlieren, holen wir später wieder auf. Je mehr Druck du machst, desto schlimmer wird es. Druck erzeugt Gegendruck, das steht fest.

Art hat diesen Zusammenhang erkannt und baut mir sogar eine Brücke: »Wir können das Ganze auch abblasen, Felix. Wir können sagen: Der Arzt hat dich gecheckt und Herzrhythmusstörungen entdeckt. Du hast halt einfach Probleme mit dem Herzen, von denen vorher niemand wusste.«

»*Thanks for the offer, but no, thanks*. Das ist für mich keine Option. Wenn das jetzt meine Grenze ist, dann habe ich sie eben erreicht. Dann war es halt dieser blöde Anzug. Aber nie im Leben erzähle ich irgendeine Geschichte mit Herzproblemen, um da wieder rauszukommen.«

Ich hoffte, dass man mich verstehen würde. Okay, bis hierher und nicht weiter. Er hat seine Grenzen gesucht, jetzt hat er sie gefunden. Und es war nicht das, was wir alle geglaubt haben. Es war nicht die tiefste Höhle oder der höchste Sprung. Es war nicht der Überschall. Es war der Anzug.

Als ich als Nächstes Christopher Reindl bei Red Bull in Salzburg anrufe und meine Geschichte erzähle, sagt mein Ansprechpartner bei Red Bull für das Stratos-Projekt: »Komm nach Hause. Dann reden wir über alles.« Bevor ich in die Maschine Richtung Österreich steige, sage ich zu Art und Richard: »*See you, guys*. Bis irgendwann!«

»Are you coming back?« Ich weiß es nicht.

*

Elf Stunden lang sitze ich im Flieger, eine Boeing 747, elf Stunden Zeit, mich zu sortieren. Elf Stunden Ruhe. Ich sehe die Welt wieder von oben und weiß: Ich muss jetzt erst einmal nicht mehr in den Druckanzug rein. Das ist das Wichtigste. Ein großer Stressfaktor ist weg. Ich habe lediglich eine Prüfung absagen müssen, sonst nichts. Gott sei Dank! Und je näher ich meiner Heimat komme, desto besser wird meine Stimmung. Ich weiß: Da ist meine Familie, da sind meine Freunde und vor allem meine Freundin Nicole. Schon über dem Atlantik schlägt mein Stimmungsbarometer um: von »Das ist vorbei, ich schaffe es nicht!« zu

»Jetzt schauen wir mal, ob es nicht doch eine Lösung gibt«. Als ich in Salzburg lande, bin ich schon raus aus dem Fluchtmodus und wieder voll auf Mission: Was kann ich unternehmen? Stratos weg, Springen weg, Anzug weg: Wie bekomme ich meinen Kopf wieder in die richtige Richtung gedreht? Jetzt muss es erst mal nur um mich gehen, nicht um Medien und Marketing, nicht um Entwicklungen und Tests. Jetzt geht es um den Kopf von Felix Baumgartner, um den Menschen selbst.

Ich bin ein Wettkämpfer. Einer, der die sportliche Herausforderung kennt und liebt. Doch jetzt war die Herausforderung keine sportliche, sondern eine mentale: Wie komme ich aus meinem Anzugproblem raus? Im Prinzip gehe ich das Problem ähnlich an wie mein Vater den Besuch bei einem Elektronikfachhändler, bei dem er etwas reklamieren will. Ich nehme mir vor, dass ich mit dem rauskomme, womit ich rauskommen will. Ich will mein Anzugproblem lösen und am Ende als Sieger dastehen, mit der neuen Kaffeemaschine.

In Salzburg holt mich Christopher vom Flughafen ab. Wir setzen uns in das Café des Hangar 7, jenes Kunstwerks aus Glas und Stahl, das Red Bull in Salzburg gebaut hat.

»Wie geht es dir jetzt? Willst du weitermachen?«, fragt Christopher mich, die Situation analysierend. »Es liegt an dir. Wir haben zwar viel Zeit und Geld investiert, aber das ist nicht so wichtig. Wenn du es nicht machen kannst, kannst du es nicht machen. Du musst signalisieren, dass du zu hundert Prozent fit und stark bist, sonst lassen wir es. Schließlich stehen der Name Red Bull und eine Menge Reputation dahinter.« Ich versichere ihm, dass ich auf alle Fälle weitermachen will, dass ich nur meinen Kopf freibekommen muss. Allerdings hätte ich keine Ahnung, wie das zu schaffen sei. Doch Christopher ist schon aktiv gewesen, während ich noch im Flugzeug saß. Er hat Kontakt mit Bernd Pansold aufgenommen, dem obersten Leistungsdiagnostiker aller Red-Bull-Athleten. Er ist der Chef des DTC, des »Diagnostics & Training Center« in Thalgau, das Dietrich Mateschitz für die Red-Bull-Athleten hat bauen lassen. Er hat sich gesagt: Ich zahle den Sportlern viel Geld, und trotzdem sind sie oft nicht optimal betreut. Da baue ich doch lieber mein eigenes Trainingszentrum. Und so hat er eine Institution geschaffen, die ihresgleichen sucht. Das Zentrum in Thalgau gibt den Athleten die Möglichkeit, zu trainieren, mit einem zusätzlichen Komplettservice an Leistungsdiagnostik und Betreuung. Es gibt dort einfach alles: Fitnessstudio, Ergometer, Laufbänder, Fahrräder, Physiotherapeuten, Psychologen, Sportmediziner, Sportwissenschaftler, Gesundheitschecks, Betreuung. Red-Bull-Sportler wie Lindsey Vonn, Andreas Goldberger und

Sebastian Vettel machen hier Tests, Therapien oder kommen nach Verletzungen zur Reha.

Der Leiter des Zentrums kennt den menschlichen Körper so gut wie sonst nur wenige. Ich habe Bernd Pansold davor noch nicht persönlich getroffen, hoffe aber, dass er mir helfen kann. Ich habe überhaupt Thalgau bisher noch nie genutzt, sondern immer einen eigenen Trainer beschäftigt.

Christopher erklärt mir, dass Pansold mich durchchecken wolle, körperlich und geistig. Damit wir mal den Ist-Zustand von Felix Baumgartner einschätzen können. Ich bin skeptisch, willige aber ein. Ich fahre die paar Kilometer rüber nach Thalgau ins DTC und werde den ganzen ersten Tag Fitnesstests, Leistungstests und psychologischen Tests unterzogen. Bei den meisten schneide ich nicht gut ab. Ich war nie ein Ausdauersportler, sondern immer nur Sprinter und Kraftmensch. Dementsprechend mies sind meine Ausdauerwerte. Ein Fest für einen Leistungsdiagnostiker, der schon die besten Athleten der Welt betreut hat. Ein Schlachtfest. Jahrelang hat sich der Herr Baumgartner nicht bemüßigt gefühlt, sich hier blicken zu lassen, hat wohl geglaubt, er habe das nicht nötig, anders als alle anderen Red-Bull-Stars. Pansold hört mir zu, als ich ihm zu erklären versuche, dass nicht die Ausdauer mein Problem sei. Aber nur aus Höflichkeit. Er wirkt auf mich wie ein Richter, der sich zwei Stunden lang eine Verhandlung anhört, aber schon in der ersten Minute sein Urteil gefällt hat.

Also unterziehe ich mich auch an den Folgetagen seinen Tests, und am Ende eines jeden Tages haut er mir seine Diagnose um die Ohren: »Zahlen lügen nicht. Wenn du körperlich nicht fit bist, hast du auch schneller Stress.« Schlechte Ausdauer gleich geringe Stressresistenz. Das stimmt natürlich bis zu einem gewissen Punkt. Aber Stress ist nicht gleich Stress. Sonst wäre jeder Ausdauersportler der perfekte Kandidat für Stratos: Der sitzt dann zehn Stunden im Anzug und sagt sich: Gott, wie langweilig! Das ist aber nicht so. Da kommen noch viel mehr Komponenten ins Spiel. Was ich an Pansold vermisse, ist die Begabung, Dinge individuell zu erkennen und zu entscheiden: Was braucht dieser Athlet jetzt wirklich? Früher, als er noch in der DDR gearbeitet hat, hat vermutlich keiner genauer nach den individuellen Bedürfnissen gefragt. Ebenso wenig wie heutzutage im chinesischen Spitzensport: Da geben die Eltern die Kinder mit drei Jahren in der Kaderschmiede ab, in der Hoffnung, dass sie zehn Jahre später olympisches Gold holen. Dort gibt es genau eine Trainingsmethode, und diese Methode wird bei allen angewendet, egal, welche Sportart, egal, was für eine Persönlichkeit der Athlet besitzt. Wer zu schwach ist, fällt aus dem System, und dann heißt es, der Nächste, bitte.

»Ich kann dir helfen«, versichert mir Pansold nach einer Woche Ausdauertraining. »Wir können dich da nicht rauflassen, bevor wir nicht die richtigen Ergebnisse haben. Das bist du deinem Partner Red Bull schuldig. Und dir selbst.« Eine klare Ansage: Red Bull hat das Projekt ins Leben gerufen, mitgestaltet, mir vertraut und hat jedes Recht, von mir die bestmögliche Vorbereitung zu verlangen. Wenn es schiefgeht, kann er zumindest sagen: »Wir haben alles Menschenmögliche getan und Felix für gut befunden. Trotzdem ist er in einer Höhe von 34 000 Metern durchgedreht, hat die Tür der Kapsel aufgemacht, seinen Helm geöffnet und ist leider gestorben.« Mir bleibt keine Wahl, ich muss dieses Training mit Pansold durchziehen, wie auch immer es ausgehen wird.

Wie fit muss ich sein, um einen Überschallflug vom Rande des Weltalls zu überstehen? Wenn du einen Marathon laufen willst, gibt es Trainingswerte, die du vorher erreichen musst, sonst schaffst du es nicht. Aber wie fit muss jemand sein, um in 39 000 Metern auszusteigen und Überschall zu fliegen? Einer, der es wissen muss, ist Joe Kittinger, der ehemalige U.S.-Air-Force-Pilot, der sich im August 1960 als erster Mensch aus einer Höhe von 31 000 Metern mit einem Fallschirm in die Tiefe stürzte.

Bei einem seiner Sprünge verlor er kurzzeitig das Bewusstsein, weil er begann, sich im Fall zu drehen. Wenn man dabei eine gewisse Rotationsgeschwindigkeit überschreitet, hat das Blut nur eine Möglichkeit, den Körper zu verlassen, und sucht sich die schwächste Stelle im Körper: deine Augen. »Negativ G« heißt dies, es drückt dir das Blut in den Kopf, »positiv G« heißt, das Blut geht in die Beine. Da verträgt der Mensch relativ viel. Da wird es dann im Kopf blutleer, darum wird dir schwarz vor Augen: der sogenannte Blackout. Wird das Blut mit irrsinniger Kraft in den Kopf gepresst: der Redout, und da ist der Mensch besonders empfindlich. Wenn es noch schneller wird von der Umdrehungszahl, kann es sogar passieren, dass sich das Gehirn vom Gehirnstamm löst. Damit so etwas nicht passiert, hatte Luke Aikins, unser Skydiving Consultant, ein Gerät entwickelt: einen G-Messer, der permanent die Umdrehungsgeschwindigkeit misst. Den haben wir auf 3,6 G eingestellt. Wäre ich sechs Sekunden lang über diesem Wert, würde der Bremsfallschirm auslösen und mich aus dem sogenannten Flat Spin rausreißen. So die Theorie. Ich hänge dann am Schirm, wenn es gut geht, komme ich wieder runter, und mein Leben ist gerettet.

Als ich Joe bei unserem ersten Treffen im Jahr 2008 nach seiner Vorbereitung gefragt hatte, lautete seine Antwort: »Wir sind im Kasernenhof Runden gelaufen und fertig.« Kittinger hätte vor seinem

Stratosphärensprung wahrscheinlich noch schlechtere Werte gehabt als ich.

Also sage ich eines Tages zu Pansold: »Ich verstehe dich. Aber ich teile nicht deinen Standpunkt. Was ist das Ziel? Ich mache einen Eingangstest, aber wichtiger ist doch das Ergebnis beim Ausgangstest. Wegen der Deadline für die Tests in Brooks bleibt uns nur noch wenig Zeit zum Trainieren. Was müssen wir bis dahin erreicht haben?«

Natürlich will Pansold keine Zahl festlegen. Wie auch? Ich weiß aber, dass ich trotzdem irgendwie ans Ziel kommen und die Vorgaben von Red Bull, die das Projekt ins Leben gerufen und finanziert haben, erfüllen muss. Und wenn es dann nicht funktioniert, habe ich immerhin alles versucht.

Ich komme in der Früh um neun, ich mache genau das, was Bernd Pansold mir vorschreibt. Jeden Tag werde ich einem Laktattest unterzogen! Laktat, ein Milchsäurebestandteil, wird bei anaeroben Muskelaktivitäten in das Blut abgegeben. Mit wachsendem Leistungsniveau steigt der Laktatgehalt im Blut an. Diesen Anstieg zeichnet man während einer Trainingsphase auf, wofür am Ende einer Leistungsstufe Blut entnommen wird. Meistens am Ohrläppchen. Die Ohren tun mir schon weh vom täglichen Stechen. Vormittags Radfahren, nachmittags Mentaltraining oder umgekehrt. Das ist extrem anstrengend. Ich verliere sehr viel Gewicht. Aber es ist auch gut zu wissen: Wenn ich muss, kann ich mich wie ein Ausdauersportler quälen. Gut für das Selbstvertrauen. Ich weiß jetzt: Egal, welche Aufgabe es im Leben gibt, ich kann mich darauf einstellen.

Der Alltag im Trainingsraum ist eintönig. Neben mir schwitzen ein Fußballtorwart, eine Karatekämpferin, ein Wasserskifahrer und ein Inlineskater – und alle machen dasselbe: strampeln. So unterschiedliche Sportler, so grundverschiedene Persönlichkeiten: Den Torwart haben sie zusammengetreten, die Karatekämpferin bereitet sich auf einen Wettkampf vor, der Wasserskifahrer hatte ein gebrochenes Bein, das schlecht verheilt ist, und der Inlineskater hat Ausdauerprobleme. Und alle bekommen augenscheinlich das gleiche Programm, mit minimalen Unterschieden.

Auch der psychologische Teil des Trainings ist für mich nur wenig motivierend. Meine Betreuerin ist um die 20 Jahre alt. Ich will der Jugend nichts Schlechtes nachsagen, aber mit Anfang 20 kommt man gerade mal von der Uni, hat das Studium abgeschlossen – und null Erfahrung mit internationalen Athleten, die auf einem sehr hohen Level performen müssen. Sie macht ihre Übungen genau nach Lehrbuch, schließt mich an ein Gerät an, mit dem sie meine Gehirnströme misst, vermittelt

Entspannungstechniken und berieselt mich mit sanfter Musik. Natürlich ist es wichtig, dass ich mich entspanne. Aber ich bin skeptisch, ob das reichen wird, um mein Anzugproblem zu lösen. Wir führen künstliche Gespräche, streng nach Plan. Ich werde das Gefühl nicht los, dass keines unserer Gespräche mich wirklich betrifft. Wahrscheinlich erzählt sie dem Nächsten genau dieselben Dinge wir mir, egal, was für ein Problem der hat.

Ich beschließe, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, betreibe sozusagen Eigentherapie: Ich gehe zum Tauchen und stelle mich einem Problem, das ich schon immer hatte: mit Flaschensauerstoff unter Wasser ruhig weiterzuatmen. Das ist für mich fast genauso schlimm wie die Sache mit dem Anzug. Mit dem Lungenautomaten im Mund und dem Widerstand beim Atmen habe ich permanent das Gefühl zu ersticken. Diese Gummimaske, die ans Gesicht gepresst wird, und dazu das Atemgeräusch. Gefangen in meiner eigenen Welt, genau wie im Anzug. Ich glaube, das Training unter Wasser könnte mir helfen, der Sache wortwörtlich auf den Grund zu gehen. Ich rufe Christian Redl an, einen Apnoe-Taucher aus Wien, und frage, ob er nicht mit seiner Ausrüstung vorbeikommen kann: »Lass uns doch im Leistungszentrum Rif trainieren!«

Christian kommt und erklärt mir, wie ich mich mithilfe eines Atem-Lungen-Funktionstrainers an den Atemwiderstand gewöhnen und mein Stresslevel senken kann. Durch das Gerät kann man Luft ansaugen und den Atemwiderstand über eine flexible Membran verändern. Je mehr ich die Membran schließe, desto größer wird der Widerstand, desto schwerer kann ich einatmen. Dieses Trainingsgerät kann man überall benutzen, zum Beispiel vor dem Fernseher: Klammer auf die Nase, Gerät einstellen, auf den Mund pressen – und der Stress kommt ganz von selbst.

Joe Kittinger hatte mir erklärt, dass es für Kampfflugzeugpiloten Systeme mit Pressatmung gibt. Die Piloten müssen nicht nur beim Einatmen einen Widerstand überwinden, sondern auch beim Ausatmen. Ein irrsinniger Stress, weil es dafür enorm viel Kraft braucht. Die Kunst der Top-Piloten ist es, auch unter diesen Bedingungen noch Höchstleistungen zu bringen und Entscheidungen zu treffen.

Fast jeden Abend gehe ich jetzt tauchen. Zuerst kann ich nur fünf, sechs Minuten unten bleiben, dann muss ich wieder hoch und ohne Maske atmen. Aber ich werde mit jedem Tauchgang besser, und irgendwann gelingt es mir, unten zu bleiben, bis die Flasche komplett leer ist. Eine oder eineinhalb Stunden lang. Ich lege eine Stoppuhr auf den Boden des Beckens und versuche, allein durch Ein- und Ausatmen meine Höhe zu verändern: ausatmen, absinken und kurz vor dem Boden mit einem tiefen

Lungenzug den Sinkflug stoppen. Ich probiere, mich unter Wasser ästhetisch zu bewegen, überlege mir immer wieder neue Aufgabenstellungen, um mich von dem Atemstress abzulenken. Ruhiger bin ich jetzt auf jeden Fall, vielleicht nicht ganz so majestätisch wie ein Mantarochen, aber auch nicht mehr so hektisch wie am Anfang. Ich atme gleichmäßiger, brauche viel weniger Sauerstoff, rudere weniger mit den Händen und schlage flossengleich mit den Beinen. Das Tauchen gibt mir Selbstvertrauen. Es ist mein eigener Weg, der parallel zum Konditionsweg von Pansold verläuft und doch völlig entgegengesetzt.

*

Während der drei Monate in Österreich suche ich immer wieder den Kontakt zu Art in den USA: »Wie schaut es bei euch aus? Wo stehen wir gerade? Wie läuft es?« Ich will ihm zeigen, dass mein Interesse ungebrochen ist, und möchte wissen, was los ist auf meinem Schiff. Ich weiß, dass die Tests in Brooks näher rücken, dass meine Zeit in der heimatlichen Komfortzone allmählich abläuft. Es kommt der Tag der Abschlussbesprechung – ohne Pansold. Er habe keine Zeit, sei in einem Meeting, lässt er mir ausrichten. Drei Monate lang habe ich mich in seinem Training gequält, und er kommt nicht mal zur Abschlussbesprechung. Stattdessen schickt er Martin Pfeifenberger, mit dem ich meistens trainiert habe. Und der sagt zu mir: »Gratuliere, du hast dich von sauschlecht auf schlecht gebessert.« Pansolds Abwesenheit und diese Aussage habe ich als extrem respektlos empfunden. Der nächste Augenöffner, der mir klarmacht, wie wichtig es ist, ein Gespür für sein Umfeld zu entwickeln. Man kann nicht sagen, dass mir der Abschied von Thalgau sonderlich schwerfällt.

Natürlich bin ich nach diesen drei Monaten auf dem Fahrrad längst noch nicht da, wo ich hinmuss. Ich weiß immer noch nicht, was passiert, wenn ich wieder in den Druckanzug steige. Aber es bleibt noch ein wenig Zeit: Einen Monat haben wir drüben eingeplant, um mich langsam an den Anzug zu gewöhnen. Jeden Tag ein Test, jeden Tag in die Kapsel, die komplette Prozedur, damit wir, wenn wir nach Brooks zur Air Force fahren, dort auch wirklich 100 Prozent abliefern können. Das Team um Pansold hat klare Vorstellungen für diese Zeit: In dem Monat, in dem ich vor Ort den Anzug teste, muss ich meinen Trainingsplan aufrechterhalten, muss weiter Fahrrad fahren. Die entsprechenden Trainingspläne gibt mir das Team mit auf den Weg. Nur: Wie soll ich das dort drüben machen, jeden Tag Fahrrad fahren? Ich werde mal in diesem Hotel, mal in einem anderen sein, und jeder, der mal durch die USA gereist ist, weiß, amerikanische Hotels sind nicht gerade berühmt für ihr großes Angebot an

Leihfahrrädern. Christopher hat die Lösung: Mein Freund Richard, der in L. A. geblieben ist, organisiert mir vor Ort ein brauchbares Rad.

Zu meiner Verwunderung erfahre ich, dass Red Bull auch in den USA ein eigenes Athletenmanagement unterhält, direkt bei mir um die Ecke, in Santa Monica, betreut von dem Performance Director Dr. Andy Walshe, sozusagen der amerikanischen Ausgabe von Pansold. Bei dem soll mein Kumpel ein Rad für mich abholen.

Als Richard bei Walshe im Büro sitzt und die beiden über Gott und die Welt quatschen, bemerkt Richard, dass an der Wand Dankesschreiben von den bekanntesten Football-, Baseball-, Ski- und Eishockeystars hängen: »Danke für das Training!« oder: »Danke, dass du mir weitergeholfen hast«.

Richard erkundigt sich bei Walshe, wie er zu diesen Schreiben gekommen sei, und erfährt, dass Walshe ein Trainingszentrum leitet, mitsamt exzellent ausgebildeten Sportpsychologen. Sogar mit den Navy Seals arbeitet er regelmäßig zusammen. Es ist kaum zu glauben: Da sitzt *die* US-Koryphäe für Leistungstraining, und wir wollen vom Herrn Doktor nur ein Fahrrad! Ab und zu fallen die Dinge einem einfach in den Schoß.

Richard zögert keine Sekunde und fragt Walshe, ob er sich vorstellen könne, mit mir zusammenzuarbeiten, und ob er zu einem Treffen in Salzburg bereit ist. Walshe ist sofort Feuer und Flamme. Er kennt unser Projekt, wusste aber nichts von meinen Problemen. Weil er intuitiv eine psychologische Erklärung vermutet, schlägt er vor, einen Sportpsychologen mit einzuspannen, vom dem er glaubt, dass er gut zu mir passen würde: Mike Gervais. Als Richard mir vom Verlauf seines Treffens mit Walshe erzählt, bin ich wie elektrisiert.

Kurz darauf kommt Andy Walshe nach Salzburg. Wir lernen uns im Hangar 7 kennen, und schon in den ersten Minuten unseres Gesprächs merke ich: Das ist genau der Mann, den ich brauche. Er hat Persönlichkeit und exakt den richtigen Background. Er kennt Pansolds System, weil er es sich in Österreich angeschaut hat, um für Red Bull das gleiche in Amerika zu installieren. Er schätzt die Arbeit von Pansold, weiß aber auch, dass US-Athleten anders trainiert werden müssen: »Da brauchst du auch mal eine Slackline, mal was zum Jonglieren, und zwischendurch gehst du mit deinen Athleten zum Surfen. Man kann ja mit vielen Dingen ans Ziel kommen. Es gibt nicht nur einen Weg im Leben.« Wie es aussieht, bin ich vom Trainingstyp eher Amerikaner.

Im Hangar 7, wo wir drei Monate zuvor das Projekt Stratos fast schon beerdigt hatten, einigen wir uns mit Andy Walshe: Ich soll zu ihm kommen. Wir wollen den verbleibenden Monat bis zu den Tests in Brooks

für die psychologische Betreuung nutzen. Walshe und ich sind beide sicher, dass Fahrradtraining allein mir nicht die Angst vor dem Anzug nehmen wird. Mit gemischten Gefühlen, aber zuversichtlich, steige ich in den Flieger nach Los Angeles, zurück zu meinem Projekt.

Mit dem Schlachtplan von Andy Walshe geht das Projekt Stratos für mich in eine neue Phase. Und die beginnt mit einem Treffen mit meinem gesamten Team in Lancaster. Kurz vor der Zusammenkunft nimmt mich Andy zur Seite: »Felix, ich spreche jetzt erst mal allein mit deinem Team und checke gemeinsam mit Mike Gervais die Stimmung. Du wartest draußen, weil die Leute offener reden, wenn du nicht dabei bist. Wir müssen wissen: Wie sehr glauben die Leute an dich? Wo stehen wir?« Dann geht er mit Mike in das Besprechungszimmer, zu meinem Team, das ich nach der letzten schlaflosen Nacht in Santa Monica vor drei Monaten sitzen gelassen habe.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kommen Andy und Mike endlich wieder raus, und Andy sagt nur: »Felix, da drinnen glaubt kein Mensch mehr an dich.«

*

Das ist hart. Andy sagt, das Team meint, ich hätte von Anfang an viel mehr Zeit im Anzug verbringen müssen. Sie sagen, ich hätte mir das Leben leicht gemacht, verschwiegen, dass ich Probleme habe, und nicht genügend an mir gearbeitet. Alle Daumen zeigen nach unten. Wörtlich hätten sie gesagt: »Dass er in vier Wochen so weit kommt, es fünf Stunden lang im Anzug auszuhalten? Nie im Leben.«

»Du musst irgendwie dein Leadership wieder zurückbekommen«, rät Andy mir. »Ganz egal, wie du das anstellst. Die brauchen einen, an den sie glauben können, und das kannst nur du sein. Du bist der Athlet, du hast als Fallschirmspringer und Base-Jumper das Know-how. Sportlich bist du immer noch der, zu dem sie aufschauen. Ich kann dir noch nicht sagen, wie du das am besten machst. Aber jetzt geh und regle mit den Jungs, wie ihr die nächsten vier Wochen gestalten wollt.«

Ich gehe also rein in unseren Besprechungsraum und weiß, jetzt gibt es nur noch einen Ausweg: Ich muss vor den Schlüsselfiguren des Projekts die Hosen runterlassen. Alle sitzen sie da, Joe Kittinger, Art Thompson, die Techniker, Mike Todd, der Anzugingenieur – in einer Reihe auf der einen Seite des Besprechungstischs. Auf der anderen Seite, auf meiner Seite, stehen acht freie Stühle. Selbst Mike, den ich eigentlich für einen bedingungslosen Freund gehalten habe, sitzt auf der anderen Seite. Weil er ein Profi ist und sich denkt, es geht hier nicht um Befindlichkeiten. Er ist derjenige, der mir den Anzug anzieht, und er will nicht derjenige sein, der

mich tot wieder rausholen muss, nur weil ich mich nicht anständig vorbereitet habe.

Diese demonstrative Tischfront gegen mich ist eine herbe Enttäuschung. In den vergangenen drei Jahren habe ich nur ein einziges Mal Schwäche gezeigt, nur einmal konnte ich etwas nicht. Und das Problem mit dem Anzug habe ich noch nicht einmal selbst verursacht, es war einfach da. So, wie ein anderer Höhenangst bekommt, ohne dass man ihm daran wirklich die Schuld geben kann.

Drei Monate lang habe ich in Österreich gegen mein Problem angekämpft, habe hart daran gearbeitet. Was ich nicht wusste: Mein Team hatte in dieser Zeit das Gefühl, Tag und Nacht an dem Projekt zu arbeiten, während ich mir zu Hause ein laues Leben mache. Jetzt komme ich zurück und erwarte, dass sie meine Situation verstehen. Genau diesen Unmut haben sie mir signalisiert, indem sie sich bewusst oder unbewusst auf die andere Seite des Tisches gesetzt haben. Ich stehe vor einem Tribunal und versuche, mich zu rechtfertigen.

»Jungs, ich mache in den nächsten vier Wochen alles, was es braucht, damit dieses Projekt weitergeht. Ich bitte euch nur um zwei Dinge: Wir beginnen nicht vor neun Uhr morgens, und ich bekomme jeden Tag eine Stunde Mittagspause mit einem ordentlichen Essen, nicht dem Fast Food, das ihr hier immer ordert. Der Rest ist mir egal.« Und was passiert? Sie willigen tatsächlich einer nach dem anderen ein und geben mir eine zweite Chance. Mike Gervais meldet sich zu Wort: »Vorausgesetzt, das Team stimmt zu, fangen wir mal damit an: nur den Helm aufsetzen, Felix. Der Anzug ist dann später noch Stress genug. Wir widmen uns erst einmal nur diesem Teil der Dinge, die für dich negativ besetzt sind: dem Helm.« Und schon ist Mike fest drin im Team. Und ich mit ihm.

Risiko? Nein, danke! – Wie ich Base-Springer wurde

Das Thema Sicherheit begleitet mich schon mein ganzes Leben. Ich war zwar immer ein Draufgänger, aber einer mit einem extremen Hang zur Sicherheit. Ich bin schon als Kind nie per Kopfsprung in einen See, ohne vorher zu checken, wie tief das Wasser ist oder ob es Felsen darin gibt.

Beim Base-Springen gibt es unterschiedliche Risikofaktoren, und man muss schauen, wie man die einzelnen Aspekte und die damit verbundenen Gefahren in den Griff bekommen kann. Ich wollte mich nie vom Glück abhängig machen, sondern eher auf meine Skills vertrauen, mich gut vorbereiten, mir das nötige Können aneignen.

Natürlich ist es immer riskant, irgendwo runterzuspringen, den sicheren Boden zu verlassen. Aber letztlich tue ich davor nichts anderes als jemand, der in ein Flugzeug steigt. Ich bewerte die Risiken. Wenn

jedes Jahr eine Maschine der Airline abgestürzt wäre, weil die Wartung schlecht oder die Piloten übermüdet wären, würde jeder normale Mensch sagen: »Schatz, lass uns lieber eine andere Fluggesellschaft nehmen.«

Das verbindet uns alle: Man will nicht zu viel riskieren, will sich nicht wehtun. Meine Geschichte findet auf einem höheren Risikoniveau statt, aber unter den gleichen Gesichtspunkten. Ich habe dabei immer versucht, aus Fehlern anderer zu lernen. Ich habe viele Unfallberichte gelesen, um zu sehen: Was hat der falsch gemacht? Warum ist er gestorben? Warum hat sich dieser oder jener verletzt? Warum ist der Hubschrauber abgestürzt? Und oft musste ich sagen: Da wäre ich auch drauf reingefallen. Oder: Der Fehler hätte mir auch unterlaufen können. Ich profitierte sozusagen vom Lehrgeld, das andere gezahlt hatten. Man muss nicht jeden Fehler selbst machen. Das war immer eine meiner obersten Prämissen, die maßgeblich dafür verantwortlich ist, dass ich nach 17 Jahren Extremsport noch am Leben bin.

In meiner ganzen Karriere habe ich mich nur einmal am Fuß verletzt, als mir mein Bruder eigentlich bei einem Sprung hätte helfen sollen, und ein zweites Mal, als ich mir beim Drachenfliegen den linken Oberarm gebrochen habe. In dem Arm steckt heute noch eine Platte mit zwölf Schrauben. Anders als bei dem gescheiterten Sprung mit meinem Bruder, lag der Fehler bei dem Drachenflugunglück ganz klar bei mir. Ich hatte zu der Zeit Erfahrung im Paragliding, aber ein Freund von mir flog Drachen und redete mir ein, dass ich diese Drachengeschichte auch mal ausprobieren müsse. Wir nahmen uns einen alten Schulungsdrachen, gingen auf einen Übungshang, und er sagte: »Die meisten Leute glauben, sie müssten beim Start das Gestell des Drachens drücken. Du musst aber beim Loslaufen die Nase des Drachens einfach nach unten halten, also ziehen, solange es nur irgendwie geht.« Eine Besonderheit von mir – positiv wie negativ – ist, dass ich immer alles genauso umsetze, wie man es mir erklärt, auch wenn mir mein Gefühl etwas anderes sagt. Ich lief also los, zog die Drachennase nach unten, rannte und rannte, merkte: Ich krieg keinen Auftrieb, spürte, dass es mir zu schnell wurde, stolperte, stürzte nach vorn, und das Trapez zertrümmerte mir den Arm. Ich rappelte mich auf, dachte noch: Das fängt ja gut an, und dann merkte ich auf einmal: Da stimmt was nicht mit meinem Arm. Ich konnte die Finger noch bewegen, aber mein Oberarm war komplett gebrochen. Wir waren irgendwo im Niemandsland, eine Stunde dauerte es, bis der Krankenwagen endlich kam. Mein Schockzustand ließ schnell nach, und ich bekam fürchterliche Schmerzen. Zugedröhnt mit Schmerzmitteln, wurde ich in Berchtesgaden in ein Krankenhaus eingeliefert. Ich erinnere mich noch, dass ich in meinem Dämmerzustand uralte Röntgenmaschinen,

ein antikes Stethoskop und einen Holzhammer wahrnahm und dachte: O Mann, was ist denn das für ein Krankenhaus? Was ich nicht wusste: Die Geräte um mich herum waren Utensilien aus früheren Zeiten, die hier nur zur Dekoration standen.

Ich bat meinen Freund, Artur Trost anzurufen, einen Bekannten, der Hermann Maiers zertrümmerten Fuß nach dessen Motorradunfall wieder gerichtet hatte. Ich wollte nicht in diesem Mittelalterkrankenhaus operiert werden. Trost veranlasste dann sofort alles, damit ich nach Salzburg ins Hospital gebracht wurde, wo man den Arm operierte. Eine schwierige Operation, weil der Radialisnerv betroffen war, der für das Heben und Senken der Hand verantwortlich ist. Wenn der nicht mehr funktioniert, hat man eine sogenannte Fallhand. Sie haben mir mit einem Spreizer den ganzen Trizeps teilen müssen, damit sie überhaupt an die Bruchstücke meines Knochens herankamen. Eine reichlich komplizierte Angelegenheit, aus der ich eine weitere Lektion ziehen konnte: Wenn du etwas lernen willst, gehe in eine ordentliche Schule. Nur weil mein Kumpel ein guter Drachenflieger war, machte ihn das noch lange nicht zu einem guten Lehrer.

Abgesehen von diesem Unfall habe ich im Leben noch keine Knochenbrüche erlitten. Beim Motocrossfahren sind mir mal ein paar Bänder gerissen, aber sonst ist alles heil geblieben. Und schon die drei Wochen Gips waren für mich eine endlose Leidenszeit, die reinste Hölle. Wenn ich mir überlege, was die norwegische Base-Springerin Karina Hollekim durchstehen musste, deren Schirm sich 2006 bei einem Routinesprung nicht öffnete. Sie zog sich 25 Knochenbrüche zu, und nachdem die Ärzte ihre Beine zusammengeflickt hatten, mussten sie die Nähte wieder öffnen: In dem offenen Bruch hatten sich Erdreste von der Einschlagstelle abgelagert, die zu fürchterlichen Entzündungen führten. Das kann ich mir alles gar nicht vorstellen. Aber wahrscheinlich ist man in einer solchen Situation ganz anders gepolt, ist froh, wenn man mal eine Nacht durchschlafen kann.

Ich war immer ein Mensch, der extrem darunter gelitten hat, wenn er verletzt war. Das ist der Hauptgrund, warum ich so vorsichtig bin: weil ich einen Horror davor habe, mich zu verletzen. Ich habe eine ausgeprägte Abneigung gegen Krankenhäuser. Drei Tage am Stück in einem Krankenhaus, und ich drehe durch. Ich habe dieses Bloß-nicht-verletzen-Gen in mir und bin enorm vorsichtig, überall und zu jeder Zeit.

Das zeigte sich auch an meinen Anfängen als Base-Springer. Schon als Kind bin ich gerne Felsen raufgeklettert und habe dann vom Rand des Felsens in die Tiefe geschaut, immer mit dem Gedanken: Da möchte ich jetzt runterspringen! Wie cool wäre das, wenn ich jetzt einfach einen

Kopfsprung machen könnte und heil unten ankäme! Dieser Gedanke war irgendwie immer präsent. Genauso wie dieser Traum, der seit meiner Kindheit immer wiederkehrt: Ich laufe die Straße runter, mache zwei, drei Schritte – und dann hebe ich ab und fliege. Einfach so. Ich nenne diesen Traum meinen Lebenstraum.

Als kleiner Junge habe ich schon Bilder von Fallschirmspringern gemalt. Anfang der 90er-Jahre sah ich dann einen Film, in dem zwei Burschen im Yosemite-Nationalpark in den USA Anlauf nahmen und einfach eine riesige Felswand runtersprangen. Ich dachte sofort: Das ist ja der Wahnsinn!

Nachdem ich dieses Video gesehen hatte, ließ mich der Gedanke, irgendwann einmal einen Base-Sprung auszuprobieren, nicht mehr los. Ich verfolgte ihn allerdings erst einmal nicht sonderlich konsequent, schließlich war ich Fallschirmspringer. Das Internet war nur mäßig verbreitet, und keiner von uns Fallschirmspringern wusste so recht, was Base überhaupt ist, geschweige denn, dass man einen Base-Springer kannte.

Der Einzige aus unserem Umfeld, der mal einen Base-Sprung gemacht hatte, war Hans Ostermünchner aus Bad Tölz. Er reparierte und verkaufte Fallschirme – und hatte einen Base-Sprung gewagt, weil er wissen wollte, wie sich das anfühlt. Einen einzigen. Aber in seinem Laden jobbte ein Amerikaner als Fallschirmpacker, der Base-Springer war und dem der Ruf vorauseilte, dass er Kurse geben würde. Sein Name war Tracy Lee Walker. Ich fragte Hans, ob ich Tracys Telefonnummer haben könnte. Er gab sie mir, auf einen Zettel notiert, und ich trug sie danach fast ein Jahr lang in meiner Brieftasche herum. Dieser kleine Zettel sollte die große Wende in meinem Leben bringen. Ohne dieses winzige Stück Papier wäre ich wahrscheinlich ewig Motorrad-Mechaniker geblieben. Umso bemerkenswerter, dass ich ihn so lange nur mit mir herumtrug. Aber ich hatte ja nie Geld, und ein Base-Kurs bei Tracy, das war mir klar, würde sicher eine Stange Geld kosten. Ich dachte: Solange ich kein Geld habe, kann ich den auch nicht anrufen. Der Zettel fiel schon fast auseinander und war grau von den Geldmünzen, die mit ihm in meiner Hosentasche gesteckt hatten, als ich die Nummer schließlich doch noch wählte.

Tracy meldete sich in einem schwer verständlichen Slang. Er stammt aus Texas, und mein Englisch war damals noch ziemlich bescheiden. Tracy konnte keinen Satz Deutsch sprechen, außer »Ein Weißbier, bitte!«. Und mehr kann er heute noch nicht, nach 17 Jahren in Deutschland. Er ist schon ein ganz schön fauler Hund, von außen betrachtet ein völliger Loser, der für einen Base-Sprungfilm nach Deutschland gekommen war, aus dem dann nie etwas wurde. Mit dem Job als Fallschirmpacker

wurschtelte er sich irgendwie durch. Als er in den Fallschirmladen zu Hans Ostermünchner kam und sich für einen Job bewarb, hatte er keine Zähne mehr im Mund gehabt. Ostermünchner sagte zu ihm: »Wenn du bei mir arbeitest, brauchst du Zähne«, und schickte ihn zu einem befreundeten Zahnarzt. Tracy bekam neue Zähne, die Kosten dafür konnte er dann gleich anschließend im Laden abarbeiten. Tracy, das erfuhr ich später von ihm selbst, hat nie eine echte Kindheit gehabt. Die Mutter hatte jede Woche einen neuen Trinker als Freund, und jeder von diesen besoffenen Typen hat Tracy geschlagen. Irgendwann stand er in der Früh auf, und ein Sack Kartoffeln lag auf dem Tisch, daneben ein Brief von seiner Mutter: Sie hatte sich aus dem Staub gemacht und ihre beiden Söhne sitzen gelassen. Tracy wuchs in einer *Bad Boy School* für Kinder und Jugendliche aus zerrütteten Verhältnissen auf. Er hat schon eine wilde Vergangenheit, umso mehr bewundere ich ihn für seine Aufrichtigkeit und bedingungslose Hilfsbereitschaft.

Am Ende unseres kurzen Telefonats lud er mich zu sich nach Hause ein. Als er die Tür aufmachte, dachte ich nur: O Gott! Um zwei Uhr nachmittags stand da dieser Mann vor mir im Morgenmantel, unrasiert, Bier in der einen Hand, Zigarette in der anderen, der Mann, der mir das Base-Springen, eine der gefährlichsten Sportarten der Welt, beibringen sollte. Aber egal, mal sehen, wie er so drauf war. Wir tranken das nächste Bier zusammen, rauchten eine Zigarette und kamen ins Gespräch. Er erzählte mir von Jason Rooney, einem Australier, der total verrückte Sachen gemacht hat: Jason ist von der Sydney Harbour Bridge und von Hoteldächern gesprungen, mit dem Base-Schirm auf dem Bauch statt auf dem Rücken. Sachen, die ich nur mit einem »Wow!« nach dem anderen kommentierte. Dann sagte Tracy drei Wörter, die sich in mein Gedächtnis einbrannten:

»Er ist tot.«

Was war passiert? Vor dem Sprung checken alle Base-Sprung-Profis den Wind. Rooney tat das, indem er Papierbällchen fallen ließ, trug dabei aber noch keinen Fallschirm. Er verlor das Gleichgewicht, kippte vornüber und stürzte 130 Meter tief in den Tod. »So was passiert gar nicht selten«, sagte Tracy. Unprofessionelle Coolness. Er wollte cool sein, jetzt ist er tot – weil er nicht cool, sondern ein Trottel war. Diese Geschichte war für mich genau die richtige Impfung: immer aufpassen, immer nachdenken. Der Typ hatte schon 70 Sprünge gemacht, war mit einem Surfboard gesprungen, hatte zig Salti im freien Fall geschlagen – und starb bei einem banalen Windcheck, weil er seinen dämlichen Schirm nicht trug.

Als Nächstes fragte Tracy mich: »Was möchtest du machen?«

»Ein guter Base-Springer werden«, antwortete ich, ohne zu wissen, was das genau bedeutete.

»Wenn du Base-Springer wirst, musst du dich darauf einstellen, dass du deinen Job, dein Geld und deine Freundin verlierst.«

Was für ein alberner Spruch!, dachte ich mir. Aber er sollte recht behalten. Nach dem verunglückten Sprung mit meinem Bruder, bei dem er meinen Hilfsschirm zu früh losließ und ich wie durch ein Wunder überlebte, habe ich meinen Job verloren, keine Kohle mehr gehabt, und wenig später war dann auch die Freundin weg – und Tracy hat es gewusst, dieser Hund.

Wir fingen mit der Ausbildung an. »Du musst eines wissen, das wichtiger ist als alles andere«, erklärte Tracy: »Wie man einen Fallschirm packt.«

Und dann ließ er mich packen, packen und noch mal packen. Er hat den Schirm in seiner kleinen Wohnung ausgelegt und ihn mich viele Male einpacken lassen, ohne dass ich auch nur in die gedankliche Nähe eines ersten Base-Sprungs gekommen wäre.

Da ich schon Fallschirmspringer war, fing ich beim Packen nicht bei null an. Ein paar Nuancen sind beim Base-Schirm anders, das war mir nach drei, vier Packversuchen hinlänglich klar. Doch Tracy sagte: »Jetzt packen wir noch mal.«

»Hey, ich kann's doch schon.«

Aber er ließ sich nicht beirren: »Aufmachen! Neu packen!«

Ich fing an, musste dann kurz auf die Toilette und packte weiter.

»Würdest du mit diesem Fallschirm springen?«, fragte mich Tracy, als ich fertig gepackt hatte.

»Na klar!«

»Sicher?«

»Ich habe ihn selbst gepackt und bin mir hundert Prozent sicher.«

»Gratuliere, du bist tot.«

Während ich auf der Toilette war, hatte er zwei Schnüre verdreht, was ich beim letzten Check eigentlich hätte sehen müssen. Aber ich hatte gedacht: Wo vorher nichts war, verdreht sich auch von selbst nichts. Man geht ja nicht davon aus, dass jemand sich an deinem Schirm zu schaffen macht. Aber Tracy hatte wieder mal recht: Es kann so viel passieren: Jemand will dich ärgern, ein Kind spielt mit deinem Schirm, ein Hund knabbert dran herum und zieht die Leine raus. Tracys Lehre war: »Immer checken, Junge! Geh nicht davon aus, dass es passt, nur weil du es nicht verändert hast. Schauen, schauen, schauen! Je länger du vorsichtig bist, je länger du die Sachen kontrollierst, desto länger lebst du.«

Ich bin sehr dankbar, dass ich genau diesen Typen kennengelernt habe, der mir im richtigen Moment die richtigen Lektionen erteilt hat. Und was lernen wir daraus: Man kann auch bei einem Joint rauchenden, Bier trinkenden, superlustigen Vogel zum Base-Springer heranwachsen. Und wenn man selbst schon einen Hang zur Genauigkeit hat, und dein Lehrer ist noch genauer, dann geht die Reise zumindest in die richtige Richtung.

Wo ich meinen ersten Base-Sprung machen würde? Ich hatte keine Ahnung. Doch Tracy wusste natürlich auch das: beim Bridge Day, der inoffiziellen Weltmeisterschaft der Base-Jumper in West Virginia. Seit 1980 treffen sich dort die besten Base-Jumper am dritten Sonntag im Oktober auf der New River Gorge Bridge. Der Tag erinnert an die Eröffnung der 900 Meter langen Brücke am 22. Oktober 1977. Während des Bridge Days wird die Brücke einen Tag lang für den gesamten Verkehr gesperrt, um den legalen Wettbewerb mit einer Absprunghöhe von 267 Metern zu ermöglichen. Für den Fall, dass etwas passiert, patrouillieren Rettungsboote auf dem Fluss unterhalb der Brücke. 1980 schauten 40 000 Menschen zu, in den letzten 30 Jahren ist die Zahl auf 200 000 Zuschauer angewachsen. Es springen Hunderte Leute runter an einem Tag, meinte Tracy: »Bei den Guten kannst du dir was abschauen. Das ist der beste und sicherste Platz, um das Base-Springen zu lernen.« Also übte ich weiterhin packen, packen, packen – und dann ging es los: Auf zum Bridge Day!

Ich erinnere mich noch genau an den Abend vor dem Bridge Day. Das Hotel war ausschließlich für Base-Springer reserviert. Da sah es aus! In den Fluren saßen einige auf dem Boden, mit Pizza und Budweiser, und rauchten Joints. Ich bahnte mir meinen Weg zu meinem Zimmer und dachte: Das ist nicht deine Welt. Ich will Base springen. Das ist das Einzige, was ich mit diesen Jungs teile. Aber das Auftreten, die Joints, das Bier: Das ist nicht mein Stil. Ich will lieber ordentlich angezogen springen, im professionellen Gewand mit Branding. Und ich will Geschichten erzählen und verkaufen können, um damit hoffentlich irgendwann auch finanziell über die Runden zu kommen und mich weiterzuentwickeln.

Als ich den Jungs dann am nächsten Tag auf der Brücke bei ihren Kunststücken zusah, dachte ich mir: Da geht doch was! Im Figurenspringen war ich schon als Kind im Freibad gut gewesen. Unter die ersten zehn, nahm ich mir vor, komme ich hier bestimmt. Bei meinem ersten Sprung wollte ich einen lässigen Backflip machen, einen Rückwärtssalto. Das erzählte ich auch meiner damaligen Freundin, die mitgekommen war. Abends saßen wir in einer Bar, als sie Tracy von meiner Backflip-Idee erzählte. Mein Coach explodierte: »Was ist denn mit

dir los? Ich bin dein Lehrer! Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Du springst ganz normal, tust genau das, was ich dir sage, oder du bist nicht mehr mein Schüler, verstanden? Ich bestimme, wann wir was machen, und nicht du.«

Eine klare Ansage. Als ich am nächsten Tag mit all den anderen auf der Brücke stand, in einer Reihe wie beim Bäcker, dachte ich mir: Nächstes Jahr komme ich nicht mehr als Touri-Springer, sondern als Wettkämpfer, und dann springe ich meinen Backflip. Das war mal wieder typisch Baumgartner: Noch keinen einzigen Base-Sprung gemacht, aber schon im Wettkampfmodus. Ich bin dann ganz brav und normal weggesprungen, ohne Backflip. Alles verlief nach Plan, bis auf die Tatsache, dass ich mitten im Fluss landete und nicht, wie üblich, am Ufer. Vor mir blockierten noch drei, vier andere die Einflugschneise, denen wollte ich als Neuling den Vortritt bei der Landung lassen, und dann kam ich selbst nicht mehr ans Ufer. Egal, ich war trotzdem glücklich: mein erster Base-Sprung! Der Anfang war gemacht, und ich habe sofort gewusst: Das ist mein Sport. Es fühlte sich auf Anhieb richtig an.

Auch Tracy war mit meiner Leistung zufrieden und meinte, es gebe da noch eine schöne Brücke in der Nähe, am Pine Creek, die wir uns anschauen sollten. Im Gegensatz zur New River Gorge Bridge waren Sprünge von der Pine Creek Bridge das ganze Jahr über illegal. Ein 70-Meter-Sprung mit einem Kohlehaufen als Landefläche, bei dem Tracy oben stehen bleiben und meinen Pilot Chute halten musste. Ein bisschen skeptisch war ich anfangs schon. Ich wusste: Der Typ trank jeden Tag mehr als nur ein Gläschen, und oft habe ich mich gewundert: »Wie kann er drei, vier Tage lang unterwegs sein, ohne müde zu werden?« Dass er auch LSD nahm, hat er mir erst viel, viel später erzählt. Und dem vertraute ich mein Leben an? Der wollte mir was zum Thema Sicherheit erzählen? Aber das war halt einfach Tracys Lifestyle.

Ich werde nie vergessen, wie er auf dieser Brücke hinter mir stand. Unten wartete meine Freundin mit der Videokamera. Tags zuvor war ich zum ersten Mal mit nur einem Schirm gesprungen. Als Fallschirmspringer war ich es gewohnt, auf zwei Schirme vertrauen zu können – und plötzlich war es einer weniger. Man gibt 50 Prozent Sicherheit ab, im Kopf zumindest. Als Fallschirmspringer waren wir zudem nie unter 1000 Metern Höhe abgesprungen. Gestern also 267 Meter – und jetzt nur 70! Und dann ging alles sehr schnell: Ich sprang, der Schirm ging auf, perfekte Landung, Video im Kasten. Und obwohl alles vorbei war, bevor ich wirklich realisieren konnte, was geschah, war ich wie im Rausch. »*I almost shit my pants*«, notierte ich später in meinem Base-Sprungbuch. Aber ich wollte sofort noch mal springen, um auch ein Video von oben,

vom Absprung, zu haben. Wir fuhren zurück ins Hotel, packten den Schirm noch einmal neu, fuhren wieder raus zur Brücke und machten den zweiten Sprung an diesem Tag. Danach wusste ich: Okay, das ist jetzt mein Sport. Ich habe die Sprünge von der hohen und von der niedrigen Brücke im Griff, drei Sprünge in zwei Tagen: perfekt!

Jeder Sprung hatte mir einen unglaublichen Kick gegeben. Ich war völlig frei bei dem, was ich tat, und musste keine Rücksicht auf irgendeinen Piloten nehmen oder mir Gedanken ums Geld machen. Ich ging einfach rauf auf die Brücke, sprang herunter und kletterte gleich noch einmal nach oben, wenn ich wollte. Und es gab Tausende Möglichkeiten zu springen: von Antennen, Brücken, Felsvorsprüngen oder Gebäuden. Mein Kindheitstraum vom Fliegen war Realität geworden: Jetzt konnte ich von überall runterspringen, wie ich es mir als Kind immer gewünscht hatte, mit nichts als diesem Schirm auf dem Rücken. Der spannendste Moment ist diese eine Sekunde, bevor du den Schritt nach vorn machst. Das ist die Entscheidung: Jetzt kannst du noch umdrehen, danach ist es vorbei. Das Gewicht des Körpers fällt über die Standfläche hinaus. Du hast noch nicht mal einen Schritt gemacht, sondern dich nur nach vorn gelehnt. Und jetzt kippst du, kannst nicht mehr zurück. Eine Minute später stehst du am Boden, schaust rauf und denkst: Da oben war ich vor einer Minute noch. Für mich eröffnete sich eine neue Welt. Ich konnte zwar nicht fliegen, aber ich konnte frei fallen, ohne zu sterben.

Als Kind habe ich nur Superhelden-Magazine gelesen – Superman war mein Lieblingsheld. Dicht gefolgt von Spiderman, an dem mich allerdings störte, dass er beim Fliegen durch die Großstadt immer auf seine Spinnenseide angewiesen war. Ich wollte ein Cape haben wie Superman, aber irgendwann sah ich ein, so etwas funktionierte nur in der Welt der Comics. Dann stieß ich auf die Geschichte mit Thor, der seinen Riesenhammer schwingt und damit losfliegt. Da dachte Baumgartner junior sich: Okay, einen Hammer kann ich schwingen, dann werde ich damit ja wohl auch fliegen können! Tja, die Versuche scheiterten kläglich, und so musste ich im zarten Alter von fünf Jahren einsehen: Der Mensch kann tatsächlich nicht fliegen. Mein Traum war vorerst ausgeträumt.

Und gezaubert habe ich. Meinen Zauberkasten, meinen ersten Fischer-Technik-Satz, meine Teddybären, alles liegt noch heute sorgfältig archiviert bei meinen Eltern im Haus. Der Zauberkasten hatte es mir besonders angetan. Wenn ich einen Trick einstudierte, übte ich endlose Male und verkündete dann stolz: »Mama, Papa, schaut, was ich kann!« Meistens hat es nicht funktioniert. Dann gab es Stress: »Eben im Zimmer hab ich’s noch gekonnt! Ich komme gleich wieder!« Und dann übte ich so lange, bis es klappte.

Zum Fallschirmspringen bin ich eigentlich über meine Mutter gekommen. Ihre beste Freundin war mit einem Fallschirmspringer namens Roland Rettenbacher zusammen. Die beiden kamen uns oft daheim besuchen, und Roland wurde mein erster Sprunglehrer. Als dann das Paragliding aufkam, war ich einer der Ersten in Österreich, der den neuen Sport ausprobierte. Weil man dafür kein Flugzeug brauchte, sondern von einem Hang aus startete, war diese Art des Fliegens wesentlich billiger als das Fallschirmspringen. Heute kann man sich das kaum mehr vorstellen, aber wir sind damals noch mit normalen Fallschirmen die Hänge runtergelaufen. Die modernen Paragliding-Schirme starten sich viel leichter. Mit ein paar Jungs fuhr ich damals regelmäßig nach Lanzarote zum Paragliden. Da bin ich oft sechs, sieben Stunden am Berg hin und her geflogen, bis es dunkel wurde. Und selbst dann wollte ich noch nicht aufhören, sondern bat die Jungs, ihre Autoscheinwerfer einzuschalten, damit ich auch nachts den Landeplatz fand. Ich konnte vom Fliegen einfach nie genug bekommen.

Doch das Base-Springen stellte alles in den Schatten, was ich vorher erlebt hatte. Die 500 Mark, die ich Tracy für die Ausbildung gezahlt habe, waren das am besten investierte Geld meiner Karriere, auch wenn es damals sehr viel Geld für mich war. Allein zu wissen: Wenn du deine Hausaufgaben gemacht hast, gut vorbereitet an den Start gehst, dann fühlst du dich auch gut. Das war die ewige Packerei wert: Als wir zum ersten Mal beim Bridge Day gewesen waren, hatte mich Tracy vor all den anderen Profis meinen Schirm packen lassen, als absoluter Anfänger. Aber ich blieb entspannt und dachte mir: Denen zeige ich gleich mal, wie ich packen kann. Dieses Gefühl und diese Bestätigung danach! Ein Aha-Erlebnis. Normalerweise hätte ich Tracy gesagt: »Du, können wir nicht woanders packen? Die schauen ja alle zu!« Aber nein, stattdessen sagte ich mir: Nur weil die anderen schon oft gesprungen sind, heißt das noch lange nicht, dass sie gut packen. Dieses Gefühl wollte ich auch weiter haben: mich gut zu fühlen und zu sagen: »Jungs, ihr könnt mir gerne zuschauen, kein Problem.«

Auch die grausamen Videos, die Tracy mir gleich bei unserem ersten Treffen gezeigt hatte, schreckten mich nicht ab. Neunzig Prozent der Base-Springer, die er mir zeigte, waren bei einem ihrer Sprünge ums Leben gekommen. An ein Video erinnere ich mich noch besonders gut: Ein Typ springt vom Hilton in London, sein Schirm dreht sich, das nennt man »180er«, der Supergau beim Base-Springen. Es macht *bumm*, und du knallst in das Objekt, von dem du runterspringst, statt davon wegzufliegen, weil sich der Schirm so schnell dreht, dass du ihn nur schwer kontrollieren kannst. Viele Male ist der arme Kerl ins Gebäude

geknallt, von Balkon zu Balkon. Er war schon bewusstlos – und krachte wieder rein. Als er unten ankam, war er tot. Das war sie, die dunkle Seite der Medaille. Mir war klar: Ich musste verdammt noch mal aufpassen und immer auf alles achten, damit mir so was nicht passierte.

Niki Lauda hat mir mal von seiner Zeit als Formel-1-Fahrer erzählt. Damals kam es noch vor, dass man als Fahrer nach einem Unfall auf der Rennstrecke anhielt und schaute, ob man helfen konnte. Vor ihm hatte es einen Rennfahrer in die Leitplanken geschleudert, und Niki sah, dass sich die Leitplanke durch den Fahrer gebohrt hatte. Sofort war klar, dass jede Hilfe zu spät kam. Wer damals in der Formel 1 einen schweren Unfall hatte, war tot oder verlor zumindest seine Beine, weil es noch keine Sicherheitscockpits gab. Für Lauda gab es nun zwei Möglichkeiten: »Entweder ich höre auf der Stelle auf, oder ich halte das Auto mit aller Macht auf der Strecke. Denn sonst ende ich so wie der Typ in der Leitplanke.« Das war das Bild, das er im Kopf mit sich trug. Für mich waren es die Videos von Tracy. Ich habe die Unfälle gesehen und mir gedacht: Davon muss ich mich fernhalten.

Ich glaube, dass erfolgreiche Sportler viele Gemeinsamkeiten haben. Laudas Konkurrent James Hunt hat zum Beispiel immer seinen Koffer gepackt, bevor er zum nächsten Rennen aufbrach. Das habe ich bei einigen meiner Sprünge auch gemacht. Alles zusammengepackt, mich in der Zimmertür noch mal umgedreht und gedacht: Hoffentlich komme ich in ein paar Stunden wieder. Und falls nicht, ist es besser, du hast den Koffer mit all deinen Sachen selbst gepackt. Diesen Job willst du keinem Freund zumuten, wenn es dich nicht mehr gibt.

Echte Todesangst hatte ich bisher nur auf der Jesus-Statue. Der erste Sprung von einer Felswand war auch stressig, mit all den wilden Geräuschen, die du hörst, wenn du mit 180 Sachen an einer Felswand entlangfliegst.

Für mich war das eine ganz wichtige Erfahrung. Man hat keine Ahnung, wie sehr man am Leben hängt, wenn man nie nahe dran war, es zu verlieren. Auch wer schwer krank ist und sterben will, merkt, wie sehr er am Leben hängt, will noch nicht weg sein, noch mal die Eltern sehen und die Freundin, will die Kinder groß werden sehen, einen Sonnentag genießen. Ich habe viele Freunde durchs Base-Springen verloren. Allesamt gute Base-Springer.

Ich empfand das Base-Springen wie eine immerwährende Prüfung, der ich mich freiwillig stellte. Ich begebe mich in Gefahr, komme aber aufgrund meiner Ausbildung, einer guten Vorbereitung und meiner Skills wieder aus ihr heraus. Geht ein unerfahrener Tourist bei Eis und Schnee auf einen 2000 Meter hohen Berg, ist er in höchster Gefahr und riskiert zu

sterben, weil er das Equipment falsch gewählt und keine Erfahrung hat. Der erfahrene Alpinist geht auf einen Berg, der viermal so hoch ist, hat aber 20 Jahre Bergerfahrung und das richtige Material und ist im Vergleich nur minimal in Gefahr, etwa weil eine Lawine abgehen könnte, gegen die er nichts machen kann. Bei mir ist es ähnlich: Wenn ich springe, bin ich zwar in Gefahr, kann diese aber kalkulieren. Weil ich mich vorbereitet und trainiert habe, weil ich mich auskenne. Wäre das nicht so, stünde ich mit einem Fuß im Grab.

Die Angst ist dabei ein ständiger Begleiter. Solange ich die Angst kontrolliere, ist sie mein Freund, macht mich hellwach und konzentriert. Verliere ich die Kontrolle, wird sie zur Panik und somit mein tödlicher Feind.

Täuschen und Tarnen – mein erster Weltrekordsprung

Die Petronas Twin Towers in Kuala Lumpur waren 1999 mein erstes großes Base-Projekt. Der Sprung vom höchsten Gebäude der Welt ist die ultimative Trophäe für jeden Base-Springer, mehr wert als der Weltmeistertitel. Die Sprünge, die ich vor den Petronas Twin Towers gemacht hatte, waren ebenfalls gute Base-Sprünge gewesen, aber ohne überragenden Wert. Für meine Karriere als Base-Springer war es immer wichtiger geworden, Objekte zu suchen, die weithin bekannt waren.

Als ein gutes Kriterium für die Auswahl stellten sich Postkarten heraus. Fast jedes Objekt meiner Base-Sprünge kann man als Postkartenmotiv kaufen. Und tatsächlich habe ich auch selbst von jedem dieser Objekte eine Karte mit nach Hause genommen. Die Petronas Twin Towers sollten ein Meilenstein meiner Karriere werden. Einer, für den ich allerdings ganz schön tricksen musste.

Das Petronas-Projekt verlief in mehreren Etappen, von denen die Recherche vor Ort, die Planung daheim in Salzburg und natürlich der Sprung selbst die wichtigsten waren. Vier Wochen hatte ich insgesamt Zeit. Als wir das Gebäude in Kuala Lumpur betreten wollten, gingen die Schwierigkeiten schon los. Die Petronas Twin Towers sind kein öffentliches Gebäude, sondern ein reines Bürohaus. Anders als acht Jahre später bei meinem Projekt »Taipeh 101« gab es bei diesem Gebäude kein Sky-Restaurant oder eine riesige Besucherplattform, von der aus man die Lage am Absprungort, als Tourist getarnt, hätte auskundschaften können. Die Recherche vor Ort beschränkte sich auf Außenspionage. Für den Sprung würde ich dann irgendwie an den Securitys vorbeikommen und im Gebäude selbst alles aus dem Stegreif entscheiden müssen. Mir war klar: An diese Sache musste ich mit besonderer Sorgfalt herangehen.

1999 konnte Red Bull seinen Athleten noch nicht ständig eigene Kameramänner oder Fotografen zur Verfügung stellen. Mein Glück war

es, dass in dem für meinen Sprung geplanten Zeitraum im nahegelegenen Sepang ein Rennen des Motorrad-Grand-Prix stattfand. In der Trainingsphase des Rennens zogen wir von dort einen Kameramann und einen Fotografen ab mit folgendem Auftrag: »Ihr fahrt nach Kuala Lumpur, da springt der Felix Baumgartner von den Petronas Twin Towers. Das filmt ihr, und danach könnt ihr wieder zurück zum Rennen.« Ich musste also nicht nur illegal in das Gebäude eindringen, sondern zudem pünktlich bis 16 Uhr gesprungen sein, da es sonst keine professionellen Fotos und Videos geben würde. Und ohne diese Aufnahmen würde es keine Berichterstattung in den Medien geben. Dafür, dass das mein bis dahin größtes und wichtigstes Projekt war, war ordentlich Druck im Spiel.

Eine offizielle Genehmigung für den Sprung zu bekommen war damals ausgeschlossen. Base-Springen war Ende der 90er-Jahre noch was für Exoten. Heute hat es als Extremsport fast den gleichen Stellenwert wie andere Sportarten. Entsprechend schwierig war es seinerzeit, die Sprünge bei Fernsehsendern unterzubringen. Andererseits zeigten die Sender immer Interesse, wenn ich etwas machte, das ebenso spektakulär wie illegal war. Bei meinen illegalen Projekten habe ich grundsätzlich versucht, einen smarten Weg zu finden, das Gesetz zu umgehen. Für mich war wichtig, dass jedes Projekt Stil hatte und bei aller Illegalität einen gewissen Respekt vor der Gesellschaft erkennen ließ. Türen einzutreten, das ist nicht smart. Mein Vorbild war eher eine Figur wie James Bond. Er ist clever, und trotzdem hat er Respekt vor der Sache, versucht sich mit List und Tücke Zutritt zu verschaffen, ohne dass es zu brutal wird, immer mit dem richtigen Augenmaß.

Smart und stilvoll, so sollte auch mein Petronas-Sprung über die Bühne gehen. Eine ganze Woche verbrachte ich damit, vor dem Gebäude herumzuspionieren, und ich fand heraus, dass zu Stoßzeiten 20 bis 25 Securityangestellte unterwegs waren. In Uniform oder undercover, was unschwer daran zu erkennen war, dass sie betont unauffällig in ihre Hemdkragen sprachen. Das Gebäude war verdammt gut bewacht, so wie es sich für das höchste Gebäude der Welt gehörte. Für mich war es wichtig, herauszufinden, wann die Kernarbeitszeiten waren und wie sich die Menschen anzogen, die in das Gebäude hineinkamen. Es galt, mit der Masse zu schwimmen.

In der Früh um acht strömten Tausende von Menschen in die zwei Türme. So viele, dass die Securitymitarbeiter unmöglich jeden kontrollieren konnten. Meine Vermutung war, dass es ein Raster gab und nur diejenigen kontrolliert wurden, die auffielen, sei es durch ihre Kleidung oder ihr Auftreten. Die Security würden darauf geschult sein, Leute anzusprechen, die nervös in die Gegend schauten oder anders

aussahen als ein gewöhnlicher Büroangestellter. Also wählte ich eine Tarnung, die sich bereits bei meinem ersten Gebäudesprung zwei Jahre zuvor vom Swissôtel in Chicago bewährt hatte: Businessanzug und Aktenkoffer. Der kam ganz gelegen, schließlich musste ich ja meinen Fallschirm und eine kleine Videokamera bei mir tragen, mit der ich den Sprung von oben dokumentieren wollte. Einen Kameramann mit nach oben zu nehmen kam nicht infrage. Zu zweit fällt man eher auf, außerdem war die Wahrscheinlichkeit groß, dass der Kameramann nach meinem Sprung vom Fleck weg verhaftet und seine Kamera mit den wertvollen Bildern beschlagnahmt werden würde.

Die nächste Baustelle neben der Kleidung: der Sicherheitsausweis, den alle, die in das Gebäude gingen, an einer Kette um den Hals trugen. Damals gab es zum Glück noch keine Augen- oder Fingerscans. Was ich brauchte, war ein Foto von einem dieser Ausweise, um ihn zu Hause nachbilden zu können. Ich besorgte mir eine kleine Fotokamera, bei der man den Auslöser nicht hört, sprach vor dem Gebäude einen Angestellten an, streckte ihm den Apparat entgegen und fragte, ob er ein Foto von meinem Freund und mir machen könne. Und während ich ihm dabei die Kamera vor die Brust hielt, drückte ich unauffällig auf den Auslöser – und hatte so die Vorlage für meinen Ausweis. Ich bastelte ihn mir mit Photoshop zurecht, laminierte das Ding und hängte es an eine dieser klassischen Gliederketten aus billigem Aluminium.

Während meiner Recherchen hatte ich gesehen, dass das Gebäude ständig gesäubert wurde. In der Früh wurde von einem Kran an seiner Spitze ein Korb mit vier Fensterputzern an der Fassade aus Glas und poliertem Stahl runtergelassen. Dieser riesige Fensterputzerkran war für mich der einzig mögliche Absprungort, da das Gebäude stufenförmig gebaut ist und sich nach unten hin verbreitert. Kurz überlegte ich sogar, bei der Fensterputzerfirma anzuheuern. Aber ein österreichischer Fensterputzer? Da hätte es Fragen gegeben: Was hat der denn ausgefressen, dass er in Kuala Lumpur Fenster putzen muss? Diese Idee schied also aus. Meinen Foto- und Videojungs sagte ich: »Wenn ihr mich auf diesen Kran rausklettern seht, dann wisst ihr Bescheid. Dann geht es gleich los. Wir haben zwar Funkverbindung, aber ich kann nicht garantieren, dass die funktioniert. Und richtet eure Kamera nicht zu früh auf mich aus. Eine Kamera, die irgendwo hinzeigt, erzeugt immer Aufsehen.«

Und dann marschierte ich also los Richtung Eingang, morgens um acht zur heftigsten Rushhour, in meinem Anzug, mit meinem Aktenkoffer in der Hand, einer Zeitung unter dem Arm und dem gefälschten Ausweis um den Hals. Zudem trug ich noch eine Baseballkappe mit dem Logo der

Firma Sauber, da ich herausgefunden hatte, dass sie Büros im Gebäude gemietet hatte. Ich dachte, es könne nicht schaden, wenn mich die Security für einen Mitarbeiter hielt, der sich überdurchschnittlich mit seinem Arbeitgeber identifizierte.

Schon beim Betreten des Gebäudes wurde ich leicht paranoid. Jeder schien mich anzuschauen und zu wissen, was ich vorhatte. Genauso muss sich ein Bankräuber fühlen, der bei einem Überfall die Schalterhalle betritt. Dennoch versuchte ich, so unauffällig wie möglich zu schauen. Wer morgens ins Büro geht, blickt sich nicht nervös um, sondern geht zielstrebig zum Aufzug, fährt in den gleichen Stock wie jeden Morgen, steigt aus und geht zu seinem Schreibtisch. Ich bemühte mich also, nicht den Kopf zu bewegen, sondern nur die Augen, und stand kurz darauf vor fünf oder sechs verschiedenen Liften. Einige fuhren in den 20. Stock, andere in den 40. Da ich ja ganz nach oben wollte, nahm ich so zielstrebig wie möglich den, der am höchsten fuhr. Unterwegs musste ich umsteigen – die nächste potenzielle Fehlerquelle, weil ich auffallen würde, wenn ich nicht auf Anhieb den nächsten Aufzug ansteuerte. Ganz oben, sobald die Tür aufging, würde der große Moment kommen: Wer würde mich in Empfang nehmen? Ein Securitymann? Ein Firmenchef ? Würde mich jemand ansprechen? Zum Glück erwartete mich niemand, als sich die Tür öffnete. Die Flure waren leer. Die letzten paar Stockwerke schienen nicht vermietet zu sein. Vermutlich waren die Büros hier oben die teuersten. Mein Glück, denn so konnte ich mich dort halbwegs ungezwungen bewegen.

Am Ende des Flurs auf dem obersten Stockwerk erreichte ich eine Glastür, die sich nicht öffnen ließ. Mir blieb nur noch der Weg über die Feuertreppe, die sich hinter einer der Türen verbergen musste, an denen ich vorbeigelaufen war. Ich öffnete unzählige Türen, mal verbarg sich eine Elektrizitätszentrale mit Schaltkästen dahinter, mal ein Serverraum, mal eine Klimaanlage. Ganz am anderen Ende des Flurs führte eine schmale Treppe hinauf zu einer Art Luke – das musste der Zugang zum Dach sein! Kurz bevor ich die Luke öffnete, ahnte ich: Ich bin fast am Ziel, bei Kilometer 38 dieses Gaunermarathons. Wenn ich jetzt noch runtersprang und davonkam, ohne verhaftet zu werden, dann war ich der Mann, der vom höchsten Gebäude der Welt gesprungen ist. Red Bull würde wissen, dass sie aufs richtige Pferd gesetzt hatten, und wir könnten gleich die nächste Aktion planen. Der Weg bis zu dieser Luke war der pure Stress. Diese Selbstzweifel! Konnte das gut gehen? Als Geschäftsmann verkleidet da reinmarschieren: War das nicht zu viel Hollywood? So was gab’s doch nur im Kino.

Stimmt alles. Aber es hat trotzdem funktioniert. In den nächsten 15 Jahren habe ich immer wieder gemerkt: Manchmal läuft es im Leben wie im Film.

Die Leute glauben immer, der Sprung sei der größte Stress. Aber das Springen selbst stresst mich nicht, sondern immer nur die Angst vor dem Versagen. Angst zu sterben hatte ich auch in Kuala Lumpur keine, weil ich perfekt vorbereitet war. Ich hatte meinen Schirm selbst gepackt, war ausgebildeter Fallschirm- und Base-Springer. Ich war bereits Weltmeister, und nun schickte ich mich an, das höchste Gebäude der Welt zu erobern. Bis ein noch höheres Gebäude gebaut werden würde, würden sicher vier, fünf Jahre vergehen. Vier, fünf Jahre herrschte dann Ruhe, ähnlich wie bei der Olympiade. Da weißt du auch: Vier Jahre lang bin ich Olympiasieger. Erst danach würde ich mich wieder unter Beweis stellen müssen.

All das ging mir noch mal durch den Kopf, als ich in den Petronas Twin Towers die letzte Luke öffnete. Und wieder hatte ich keine Ahnung, was sich dahinter verbarg. Die Fensterputzer, die gerade Brotzeit machten? Darauf war ich vorbereitet: Ich hatte Geld dabei, ungefähr so viel, wie ein Fensterputzer in Malaysia im Jahr verdient. Selbst wenn sie trotz des Schmiergelds die Polizei riefen, bliebe mir noch genug Zeit zum Springen. Vorsichtig öffnete ich die Luke einen Spaltbreit und vergewisserte mich, dass niemand auf dem Dach stand. Ich spähte zum Kran hinüber und sah keinen Korb. Also hingen die Burschen gerade irgendwo weiter unten am Gebäude. Gut so.

Die ganze Zeit über hatte ich keine Funkverbindung zu meinen Kumpels am Boden gehabt. Ich wusste nicht, ob ich schon von der Polizei gesucht wurde oder meine Kameraleute verhaftet worden waren. Erst oben auf dem Kran konnten wir wieder Kontakt aufnehmen: »Es geht los, Leute!« Meinen Aktenkoffer ließ ich oben stehen, mit einer Nachricht für das Securitypersonal: »Danke für diesen Sprung!« stand auf dem Zettel, den ich kurz noch in die Kamera hielt. Eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust zu filmen, wollte nur so schnell wie möglich springen. Ich musste einen Kompromiss finden und die wichtigsten Aufnahmen machen, ohne Zeit zu verplempern. Was brauchst du, um die Geschichte zu erzählen? Und was brauchst du, um ans Ziel zu kommen? Was ist zu viel? Was ist Luxus? Ich fand es extrem schwer, das richtige Verhältnis zu finden. Der Regisseur in mir sagte: »Hey, Felix, ich brauche diese Aufnahmen und diese Momente!« Zeitgleich maulte der Base-Springer: »Mann, verlier nicht zu viel Zeit mit der Filmerei. Vielleicht sind die Sicherheitsleute schon längst unterwegs!«

Mit der am Arm festgetapten Kamera und dem Schirm auf dem Rücken balancierte ich auf den Kran hinaus und hatte dabei auf den ersten

vier, fünf Metern nur Gebäude unter mir. Ich hatte zwar einen Fallschirm, aber der brachte mir in dem Moment noch gar nichts. Der Pfeiler des Krans war zuerst schön breit, wurde weiter vorn aber immer schmaler. Vor mir konnte ich zudem eine Öllache ausmachen, die von einer undichten Hydraulikleitung herrühren musste. Ich setzte mich hin. Ich wollte nicht auf den letzten zwei Metern stürzen und musste abwägen: Was ist jetzt machbar und was nicht? Vom Drehbuch her wäre es natürlich cooler gewesen, gehend weiterzubalancieren und dann abzuspringen und nicht die letzten Meter sitzend ans Ende des Krans zu rutschen. Aber wenn ich mit dem Schirm auf dem Rücken auf das Gebäude knallte, wäre ich der Verlierer schlechthin. So habe ich schon immer getickt. Einerseits dieses große Ego, das sich in Szene setzen will, andererseits das Bewusstsein dafür, mich im richtigen Moment zurückzuhalten und zu sagen: Hey, das wird jetzt zu viel. Das gefährdet deine Sicherheit.

Meine Kamerajungs funkten mich aus meinen Überlegungen. Sie hatten mich gesehen, als ich auf den Kran geklettert war. Mehr als eine Stunde hatte es gedauert von dem Moment, als ich im Gebäude verschwunden war, bis zu meinem Auftauchen auf dem Kran. Doch anstatt mich freudig zu begrüßen, äußerte der Fotograf Sonderwünsche: »Wenn du springst, kannst du den Schirm über der Verbindungsbrücke zwischen den zwei Türmen öffnen? Das wäre prima, weil das der charakteristische Teil des Gebäudes ist.« Na wunderbar, jetzt hatte ich es hier raufgeschafft, war so gut wie sprungbereit und sollte im freien Fall noch mit einem Auge schauen, wo die Brücke war. Jeder andere wäre schon froh gewesen, wenn sich der Schirm öffnet. Aber der Fotograf hatte recht: Es braucht immer die richtigen Bilder und Videos, damit die Geschichte rund ist. Genau das hat mich von Anfang an von den meisten anderen Base-Springern unterschieden: dass ich all das mitgeliefert habe. Das ist allerdings auch der Grund, warum es nie ein reines Vergnügen war: Weil ich jedes Mal so viele Aufträge erfüllen musste, dass der Sprung selbst vom Erlebniswert her viel zu kurz kam. Aber deswegen habe ich es auch so weit gebracht und kann nun davon leben.

Mit einem Adrenalinjunkie kann sich keine große Firma identifizieren. Sie will einen Profi, der zur Marke passt und die Anforderungen umsetzen kann, die an ihn gestellt werden. Das waren klare Richtlinien, die ich mir früh zu eigen gemacht habe. Mein Fernziel waren nicht zwanzig, sondern zwei, drei große Partner. Mit zwanzig Sponsoren wirst du zur Litfaßsäule. Keiner weiß mehr, wofür du wirklich stehst. Sportler, die zwanzig Sponsoren haben, sind entweder sehr begehrt, oder die Firmen zahlen so wenig, dass es zwanzig von ihnen braucht, um durchzukommen.

Ich sprang, öffnete meinen Schirm oberhalb der Brücke, und als ich unten landete, hörte ich schon die Trillerpfeifen der Securitymänner. Mein Eindruck war, dass sie gar nicht überrissen hatten, dass ich vom Gebäude gesprungen war. Sie dachten vermutlich, ich wäre ein Paraglider. Ich ließ mich hinter einem Bauzaun fallen und musste kurz verschnaufen. Erst einmal Adrenalin abbauen. Dann rief ich Thomas in Österreich an. Die Jungs zu Hause waren ja auf Stand-by und wussten: Entweder haben wir heute eine Riesengeschichte, eine Verhaftung oder einen toten Athleten. Es wussten vielleicht fünfzehn oder zwanzig Leute von der Geschichte. Das war damals alles noch sehr familiär, eine richtige Goldgräberzeit. Wir haben uns über jedes Nugget gefreut, das wir gefunden haben, und die Petronas Twin Towers waren zwei besonders große.

Anschließend ging ich zu Fuß zurück ins Marriott Hotel, in dem Tracy auf mich wartete. Den Schirm hatte ich zusammengerollt und in mein Stash Bag gestopft, einen kleinen Sack, den man auf dem Rücken tragen kann. Auch das hatte ich vorher geübt: In dem Moment, in dem der Schirm in sich zusammenfällt, gleich die Leinen nehmen, den Schirm einwickeln und kompakt unter den Arm klemmen, im Laufen das Stash Bag aus der Seitentasche nehmen, den Schirm reinstopfen, das Gurtzeug nachschieben – und schon bin ich nicht mehr als Base-Springer erkennbar, sondern lediglich ein Geschäftsmann mit einem Rucksack auf dem Rücken. Das Securitypersonal sucht derweil einen Fallschirmspringer mit Gurtzeug. Wenn stattdessen einer im Anzug ganz ruhig vorbeigeht, wird er höchstens gefragt: »Haben Sie einen Fallschirmspringer gesehen?« Und ich könnte sagen: »Ja, der ist gerade an mir vorbeigelaufen.«

Tarnen und täuschen: Das hat mich als Base-Springer immer beschäftigt. Sich wie ein Chamäleon unsichtbar machen oder in die unterschiedlichsten Rollen schlüpfen. Für das Petronas-Projekt hatte ich viele Ideen im Kopf: ein Pfarrerkostüm, einen Rollstuhl oder einen Gipsarm, das man schnell an- und ablegen kann. Alles, damit die Security denkt, der kann’s nicht gewesen sein. Über die Jahre habe ich mir viele Täuschungsmanöver in Kinofilmen abgeschaut und einen richtigen Fundus für mich abgespeichert.

So auch die Idee, mit der Armbrust ein Seil auf die Jesus-Statue in Rio zu schießen, um anschließend hinaufklettern zu können: Das war inspiriert von dem Film »The Rock« mit Nicolas Cage.

Aber noch mal zurück nach Kuala Lumpur. Es hatte also alles perfekt geklappt, trotzdem wäre die Sache im Nachhinein um ein Haar noch aufgeflogen. Nach dem Sprung blieb ich mit Tracy ein paar Tage im Marriott – und ich konnte nicht anders, als nachts ein paarmal vom Hoteldach zu springen. Auf den letzten zwei Stockwerken wurde gebaut,

und so gelangte ich ohne größere Probleme aufs Dach. 150 Meter hoch, ein schöner Sprung, ohne Sonderwünsche vom Fotografen. Immer um Mitternacht trafen wir uns oben, rauchten eine Zigarette, und dann bin ich gesprungen – und unten wieder rein, mit dem Schirm unterm Arm an der Rezeption vorbei. Die Security hat sogar die Tür aufgemacht: »Hello, Mister Baumgartner.« Nach dem dritten Sprung stand ein neuer Securitymitarbeiter da, der völlig ausrastete und die Polizei rief.

Tracy und ich ergriffen die Flucht, liefen in irgendeine Seitengasse und versteckten uns in einer öffentlichen Toilette. Das einzige Versteck weit und breit, weswegen wir ziemlich schnell entdeckt und zur Polizeiwache gebracht wurden. Mithilfe eines Dolmetschers argumentierten wir hin und her, immer in der Angst, dass die Petronas-Geschichte auffliegen könnte. Irgendwann erzählten wir in unserer Not, dass man in Österreich jederzeit vom Dach seines Hotels springen dürfe, vorausgesetzt, man landet auf dem Hotelparkplatz. Wir hätten ja keine Ahnung gehabt, dass das in Kuala Lumpur anders sei. Sonst wäre ich nie gesprungen. Nach kurzer Rücksprache sagten sie: »Okay, unterschreiben Sie diese drei Seiten, dann lassen wir Sie frei.« Die Seiten waren leer. Ich sagte: »Was soll ich denn da unterschreiben? Da steht ja nichts drauf.« Darauf der Beamte: »Gut, dann brauche ich jetzt pro Seite drei weitere Stunden zum Ausfüllen.« Weitere neun Stunden auf der Polizeiwache? Nach sechs Stunden, die wir bereits dort gewesen waren, kein sonderlich verlockender Gedanke. Ich unterschrieb die leeren Seiten und bekam die Auflage mit auf den Weg, in Zukunft nur noch in Österreich von Hoteldächern zu springen.

Jesus in Rio – ein Bild für die Ewigkeit

Die Ideen für meine Sprünge kamen entweder von mir oder von Freunden, die irgendwo eine gute Brücke oder ein besonders geeignetes Gebäude entdeckt hatten. Oder der Einfall kam von Red Bull, wie etwa die Idee zum Sprung von der Jesus-Statue in Rio de Janeiro im Jahr 1999, gerade mal acht Monate nach dem Rekordsprung von den Petronas Twin Towers. Red Bulls neuer Marketingchef für Brasilien war gerade von Pepsi gekommen und durfte Sportler für Aktionen ins Land holen. Er sagte: »Wäre unser Nationalsymbol nicht etwas für diesen Felix Baumgartner, der von den Petronas gesprungen ist?«

Die Petronas Twin Towers und die Jesus-Statue haben auf den ersten Blick nicht viel gemein, aber mich stellten sie exakt vor die gleiche Frage: Wie komme ich da rauf ? Der Marketingchef hatte Baupläne der 30 Meter hohen Statue besorgen lassen und wusste, dass es eine Treppe für die Reinigungsleute gab, die die Skulptur zweimal im Jahr säubern. Der Eingang zur Treppe war eine mit Vorhängeschlössern gesicherte Tür, die

man mit einer Eisenstange hätte aufbrechen können. Aber: War das smart? Immerhin hatte ich es mit einer heiligen Statue zu tun, die für die Cariocas Glaube und Glück symbolisiert und deren 28 Meter weit geöffnete Arme für die Wärme und Freundlichkeit stehen, mit der die Brasilianer ihre Besucher empfangen. Keiner würde begeistert sein, wenn ich mir gewaltsam Zutritt zu ihr verschaffte. Mir schwebte etwas Sportliches vor, ein kleiner Triathlon: Armbrustschießen, Klettern, Springen. Die Idee, die Jesus-Statue in Rio mithilfe einer Armbrust zu erklimmen, stammte, wie gesagt, aus dem Film »The Rock«. Darin gibt es zu Beginn eine Szene, in der der Zaun eines Hochsicherheitskomplexes mit Pfeilgewehren überwunden wird, an deren Munition ein Stahlseil befestigt ist. Das mit dem Stahlseil sollte sich für mich allerdings als wenig praktikabel herausstellen.

Zuerst musste ich ausprobieren, ob die Nummer mit der Armbrust wirklich funktionieren konnte. Noch war ich in Österreich und überlegte, wo ich ein geeignetes Gerät auftreiben konnte. Ich erinnerte mich, mal von einem Armbrustschützenverein in der Nähe von Salzburg gehört zu haben. Den machte ich ausfindig und fragte mich bis zu dem Laden durch, in dem die Schützen ihre Armbruste kauften. Als ich dem Verkäufer erklärte, was ich vorhatte, sah er mich an, als wollte ich ihm als Nächstes einen Apfel vom Kopf schießen. Ich hatte ihn um eine Armbrust gebeten, deren Geschoss 60 Meter weit fliegen kann: 30 Meter hoch und 30 Meter wieder runter, mit einem Seil daran. Dazu brauche man eine besonders starke Armbrust, sagte der Verkäufer. Er könne mir zwar eine besorgen, aber in dem Moment, in dem man 60 Meter Seil am Pfeil befestigte, sei es mit dessen Flugeigenschaften nicht mehr weit her. Das sei enorm viel Gewicht, das der Pfeil da ziehen müsse. Stellte sich also die Frage: Was nehmen wir anstelle eines Seils?

Ich bestellte die Armbrust und machte erste Versuche mit einer gewöhnlichen Paketschnur. Ein kompletter Reinfall. Die Schnur ließ sich nicht schnell genug abspulen und bremste den Pfeil. Nächster Versuch: Jalousieschnüre. Sehr dünn, sehr fest, in großen Schlaufen auf den Boden gelegt. Nur: Wegen der großen Schlaufen fing der Pfeil nach kurzem Flug an zu wackeln. Ich probierte sämtliche Schnüre aus, die man im Baumarkt bekommen konnte – ohne Erfolg. Mit zig Leuten sprach ich über das Schnurproblem. Eines Abends saß ich zufällig mit einem Angler beim Bier, und der erzählte mir von einer dünnen Nylonschnur, die wie eine Papierschlange in sich aufgewickelt war. Eine sogenannte Fast-Flight-Schnur, die der Angler zum Pfeil-und-Bogen-Fischen nahm. Gleich am nächsten Tag kaufte ich mir in einem Laden für Anglerbedarf drei Rollen von dieser besonders dünnen und strapazierfähigen Schnur, baute auf der

Armbrust eine Halterung dafür und unternahm einen weiteren Versuch: Der Pfeil schwirrte mit einem Zischen fast senkrecht ab und landete nach einer perfekten Flugbahn einige Meter entfernt von mir. Der erste Schuss war also gesichert. Aber an einer dünnen Angelschnur konnte ich nicht zum Arm der Jesus-Statue hochklettern. Was ich brauchte, war ein elf Millimeter dickes Kletterseil. Der Jesus-Arm ist ja zwei Meter breit und aus Stein, das heißt: Die Leine, die ich am Ende der Fast-Flight-Schnur befestigen würde, musste eine gewisse Reibung aushalten können. Also besorgte ich mir eine drei Millimeter dicke Reepschnur: Die vertrug zwar die Reibung, war aber auch noch zu dünn, um daran hochzuklettern. Letztendlich würde ich mithilfe dieser Reepschnur die 60 Meter Kletterseil über den Jesus-Arm ziehen können. Nach oben ging es dann mithilfe von zwei Jümars, Steigklemmen samt Trittschlingen, mit denen ich mich nach oben ziehen konnte, wie die Kletterer Alexander und Thomas Huber bei ihren Speed-Klettereien. Mit dem Unterschied, dass ich nicht an einer Wand, sondern frei schwebend unter dem Jesus-Arm jümarn würde. So weit die Theorie.

Jetzt musste sich der Plan im Training bewähren. Ich fuhr in Salzburg herum und hielt nach Baukränen Ausschau, die ungefähr 30 Meter hoch waren, um das ganze Prozedere mal unter halbwegs realen Bedingungen zu simulieren. Irgendwann stand ich da in der Dämmerung und schoss Pfeile über einen Baukran. Die Spaziergänger müssen sich gefragt haben, was der Mann mit der schwarzen Armbrust da bloß treiben mochte.

Nachdem der Schuss über den Baukran fünf-, sechsmal in Folge funktioniert hatte, kletterte ich ein Stück am Seil hinauf, um auch das zu trainieren und herauszufinden, wie kraftraubend der Aufstieg eigentlich war. Es war anstrengend, aber aufgrund meiner Klettererfahrung machbar. Der vogelwilde Plan mit Hollywood-Anleihen, er konnte also tatsächlich aufgehen.

Wäre da nicht eine noch viel größere Hürde gewesen: Wie sollte ich meine Hochleistungsarmbrust in Brasilien durch den Zoll kriegen? Ich hatte keine Ahnung, wie die Einfuhrbestimmungen für Handbogen lauteten, und wie immer, wenn ich bei einem Projekt nicht weiterwusste, wandte ich mich an einen Experten. Ich fragte einen Bekannten aus einer internationalen Spedition, und der meinte: »Das ist eine Waffe. Die bleibt ganz sicher im Zoll hängen. Und verschicken dauert ewig und ist genauso unsicher.« Das war nicht das, was ich hören wollte. Eine Armbrust in Brasilien kaufen? Meine Recherche ergab, dass man in Rio zwar Armbruste kaufen konnte, aber keine, die stark genug für mein Vorhaben waren. Es sah so aus, als müsste ich sie selbst mitnehmen. Aber wie?

Ich wandte mich noch einmal an den Verkäufer im Waffengeschäft: »Wie würde das eigentlich ablaufen, wenn ich mit meinem Handbogen an einem internationalen Wettkampf teilnehmen will? Wie geht das mit der Waffe?«

»Du brauchst einen Ausweis und solltest Mitglied im Schützenverein und im österreichischen Bogensportverband sein.«

Das war mir zu mühsam. Aber ein brasilianischer Zöllner hatte doch bestimmt keine Ahnung, wie ein Mitgliedsausweis des österreichischen Bogensportverbands aussah. Da würde ich noch nicht mal eine Originalvorlage benötigen wie beim Petronas-Ausweis, da müsste einfach nur etwas draufstehen, was offiziell genug wirkte. Und eine Einladung zu einem lokalen Armbrustschützenwettbewerb in Rio konnte auch nicht schaden.

Dann ging es endlich los, mit drei Koffern nach Rio. Am Flughafen wurde ich, wie erwartet, aus der Schlange am Zoll rausgezogen und gefragt, was ich mit der Armbrust im Gepäck wolle. »Ich bin Sportschütze und unterwegs zu einem Armbrustschützenwettkampf«, antwortete ich. »Hier sind meine Einladung und der Ausweis, der mich berechtigt, die Waffe mitzuführen.« Der Zöllner holte drei, vier seiner Kollegen, die alle ganz schön verwirrt waren. Wenn die die Armbrust konfiszieren, dachte ich, ist das ganze Projekt vorbei, bevor es richtig begonnen hat. Doch der Zöllner sagte: »Okay« und drückte einen Stempel auf meinen Ausweis. Halleluja! Dann baten sie mich, meinen zweiten Koffer zu öffnen, den mit den Fallschirmen. Der Zöllner schaute wieder ungläubig und fragte: »Das gehört auch Ihnen?«

»Ja«, antwortete ich, »ich will noch ein bisschen Fallschirmspringen.«

»Ah, alles klar.«

Und dann kam der letzte Koffer mit dem ganzen Kletterzeug. Der Zöllner muss gedacht haben: Was ist das denn für ein Vogel! Auf die Idee, dass ich den Inhalt der drei Koffer zusammen benutzen würde, kam er zum Glück nicht, und er ließ mich passieren. Ich schleppte meine Koffer durch den Zoll und saß schon bald schwitzend im Taxi zum Hotel. Geschafft! Das Equipment war schon mal im Land.

Für die folgenden Tage hatte ich eigentlich ein Entspannungsprogramm eingeplant, aber ich schaffte es nicht, mich einfach an den Pool zu setzen und zu relaxen. Ich musste sofort wissen, wie es da oben bei der Statue aussah. Schließlich hatte ich sie noch nie live gesehen, schon gar nicht mit Base-Springer-Augen. Aus dem Internet wusste ich, dass der Jesus rund 700 Meter über den Meeresspiegel emporragt, und auf allen Bildern sah es so aus, als hätte man diese 700

Meter auch tatsächlich zum Springen und Fliegen. Aber war das in der Realität auch so? Also rein ins Taxi, die Serpentinen hoch zum Corcovado, dem Berg, auf dem die Jesus-Statue steht. Und da war er, Cristo Redentor: mit einer Präsenz und einer Aura, fünfmal so dramatisch, wie es im Internet rübergekommen war. Doch von jeder Serpentine aus bekam ich einen anderen Eindruck von der Lage der Besucherplattform zu seinen Füßen: Mal ragte der rechte, dem steileren Hang zugewandte Arm weit über die Plattform hinaus, mal eher nicht, je nach Blickwinkel. Endlich oben angekommen, lief ich sofort zum Geländer am Rand der Plattform. An allen vier Ecken hängen dort große Scheinwerfer, die die Statue in der Nacht anstrahlen. Das Geländer war jetzt mit einem Mal die größte Hürde. Da musste ich beim Sprung drüber. Tracy hängte eine Wasserflasche als eine Art Lot an den Scheinwerfer, schaute senkrecht nach oben und sah: Der Rist der Hand lag genau über der Plattform. Was für ein Schock! 700 Meter Absprunghöhe waren gerade auf 29 Meter zusammengeschrumpft. Noch nie war jemand aus 29 Metern Höhe mit geschlossenem Fallschirm gesprungen. Er kam, sah und siegte? Von wegen! Es sah nicht gut aus, und an einen Sieg war im Moment gar nicht zu denken. Mein Plan war Makulatur. Eigentlich hätte ich gleich wieder heimfliegen können, aber ich hatte schon dieses Bild im Kopf, wie ich auf dem Arm von Jesus stand … Ein neuer Plan musste her.

Als Erstes musste ich meinen Partner Red Bull informieren. Thomas Überall sagte: »Wenn das wirklich so gefährlich ist, wollen wir es nicht riskieren. Komm nach Hause!«

»Ihr müsst mal herkommen und euch den Jesus anschauen«, war meine Antwort, »und spüren, wie majestätisch der ist! Wenn's nicht geht, komme ich nach Hause. Aber gebt mir eine Woche Zeit, um ein paar Sachen auszuprobieren. Ich habe da noch eine Idee. Keine Ahnung, ob sie funktioniert.« Meine Idee hieß Pilot Chute.

Ein Pilot Chute ist ein kleiner Fallschirm, eine Art Hilfsschirm. Man zieht ihn im Fallen raus, wirft ihn in den Luftstrom, und wenn man schnell genug ist, entfaltet er sich und zieht über eine Verbindungsleine den Hauptfallschirm heraus. Für sehr niedrige Sprünge nimmt man beim Base-Springen einen besonders großen Pilot Chute, weil der schneller Luft fängt. Doch bei einem 29-Meter-Sprung wäre ich, bevor sich der Schirm öffnete, schon lange auf der Besucherplattform aufgeschlagen. Ich wusste, ich würde meinen Hilfsschirm an der Absprungstelle anbinden müssen, damit sich mein Fallschirm kurz nach dem Absprung automatisch öffnen würde. Dazu musste ich aber erst einmal herausfinden, wie schnell so ein Schirm aufging, wenn er angebunden war. Zudem musste er mit etwas angebunden werden, das reißfest genug war, um den Fallschirm aus der

Verpackung zu ziehen, dann aber wiederum zu schwach wäre, um mein Körpergewicht zu tragen – da ich sonst mit meinem Fallschirm an der Hand Jesu baumeln würde – auch ein cooles Bild, aber sportlich nicht ganz so wertvoll. Die Polizei könnte in aller Ruhe Fotos von mir schießen, bevor sie mich abhängen und verhaften würde.

Der neue Plan für den niedrigsten Base-Sprung aller Zeiten sah so aus: Wir suchen uns eine Brücke, wenn möglich über Wasser, springen mit fixiertem Pilot Chute und messen, wie schnell der Fallschirm aufgeht. Das Niedrigste, was ich bis dahin gesprungen war, war die Mangfallbrücke auf der Autobahn München–Salzburg. Das waren knapp 70 Meter gewesen, damals mit meinem Sprunglehrer Tracy. Er hielt den Hilfsschirm fest, zog den Schirm raus und ließ los. Aber auf der Jesus-Hand würde ich allein stehen. Der Marketingkollege von Red Bull Brasilien empfahl die Niterói-Brücke für unseren Testsprung: an ihrer höchsten Stelle 72 Meter hoch, darunter Wasser. Ich würde in einem Taxi auf die Brücke fahren, meinen Schirm am Brückengeländer festbinden, den Sprung filmen und messen, wie schnell sich der Schirm geöffnet hatte. Fehlte nur noch etwas, mit dem ich den Schirm fixieren konnte, etwas, das stark genug war, den Schirm rauszuziehen, ihn anschließend aber freigeben würde. Tracy schlug Plastikmüllsäcke vor: »Je mehr man die aufrollt, desto stabiler werden sie«, meinte er. Mein Leben würde also an einem Müllsack hängen.

In einem Fitnessstudio testeten wir mit Gewichten die Reißfestigkeit verschiedener Müllsäcke. Die Leinen des Schirms sind fünf, sechs Meter lang, so lang würde der freie Fall also mit Sicherheit dauern. 80 Kilo Gewicht würden an diesen Leinen hängen, da konnte man den Müllsack ruhig ein paarmal mehr zusammendrehen. Schließlich fanden wir heraus, dass fünfmal Rollen das perfekte Ergebnis brachte. Die nächste Frage, die sich uns stellte, war, wo ich beim Sprung von der Niterói-Brücke landen sollte. Im Wasser? Zu riskant. Es dauert ewig, bis man mit einem Schirm da wieder rauskommt, und wenn mich die Polizei bei diesem illegalen Sprung erwischte, nahm sie mir garantiert den Schirm weg und sperrte mich ein. Besser würde es sein, auf einem Boot zu landen und mit diesem gleich abzuhauen. Wir entschieden uns, den Bootsfahrer nicht ins Bild zu setzen, sondern ihm nur zu sagen, dass wir unter der Brücke ein bisschen filmen wollten. Zum Glück war Tracy früher mal Bootsfahrer auf dem Mississippi gewesen, kannte sich gut aus und wusste, wo man das Boot aus der Sicht eines Base-Springers platzieren musste und wie man verhinderte, dass es abdriftete. Wir hatten uns vorher im Hafen ein Boot ausgesucht, das am Heck einen Bereich hatte, auf dem ich würde landen können. Tracy dirigierte also das Boot unter die Brücke. Der Bootsführer

war leicht irritiert, weil er sein Boot auf den Meter genau manövrieren sollte, und das nur für einen seltsamen Kurzfilm.

Oben auf der Brücke war es meine Aufgabe, dem Taxifahrer klarzumachen, dass ich mitten auf der Brücke aussteigen wollte. Auf die höfliche Bitte eines illegalen Base-Springers hin würde er das sicher nicht tun. Ich legte also meinen Fallschirm schon fix und fertig an, zog eine Jacke darüber und rief mitten auf der Brücke: »Sofort stehen bleiben, mir ist übel. Ich muss kotzen.« Das war das Zauberwort. Mein Taxifahrer stieg voll in die Eisen. Ich legte die Taxigebühr auf den Rücksitz, bedankte mich, stieg aus, ging vor bis zum Geländer, band meinen Schirm mit dem Müllsack an und bemerkte, dass sich hinter mir schon eine Autokolonne gebildet hatte. Die Fahrer sahen, dass ich einen Fallschirm auf dem Rücken trug, und wussten, ich würde gleich springen. Auf Portugiesisch riefen sie etwas, das wie Anfeuerungsrufe klang. Ich schaute nach unten, funkte Tracy an, er solle das Boot noch ein bisschen drehen lassen, sprang ab, landete perfekt, und schon gab der Bootsfahrer wieder Gas.

Das war ein Riesenspaß gewesen, vor allem wegen der Mir-ist-übel-Nummer. Natürlich hatte ich in diesem Moment die wahrscheinliche Reaktion des Taxifahrers vorausberechnet und für meine Zwecke benutzt. Aber wieder war es mir wichtig gewesen, dabei kein Arschloch zu sein. Ich wollte ans Ziel kommen, wenn es sein musste auch mit illegalen Mitteln. Aber kein Mensch sollte Schaden erleiden – abgesehen vielleicht von den Securityleuten, die schon mal einen Anpfiff bekamen, nachdem ich sie hinters Licht geführt hatte. Aber ich sah das so, ich deckte die Sicherheitslücken auf und war damit ein unbezahlter Sicherheitsberater, der inkognito arbeitete.

Zurück im Hotelzimmer, sahen wir uns das Video meines Sprungs an und stellten folgende Berechnung auf: Genau 1,5 Sekunden nach meinem Absprung hing ich am voll geöffneten Schirm. Aus 29 Metern Höhe würde ich nach 2,5 Sekunden auf der Besucherplattform der Jesus-Statue aufschlagen. Das bedeutete: Ich hatte eine Sekunde Spielraum, um der Plattform auszuweichen. Nicht viel, aber eine Sekunde ist eine Sekunde. In der Formel 1 ist das eine Ewigkeit. Und für unser Projekt hieß das: Es war machbar. Prompt rief ich wieder bei Thomas an: »Es wird schwierig, aber es kann funktionieren.«

Für den Zeitpunkt des Sprungs gab es zwei Alternativen: Die erste war, in der Nacht zur Statue raufzugehen. Um acht Uhr abends wird die Anlage für Touristen geschlossen und anschließend von Securitymitarbeitern bewacht, die wir womöglich bestechen konnten. Wir fuhren eines Abends hoch, spielten Tourist und beobachteten einen Wachposten, der aus seinem Häuschen rauskam, und seinen Kollegen, der

mit seinem Gewehr drinnen sitzen blieb. Die beiden machten keinen sonderlich bestechlichen Eindruck auf uns. Bei dieser Gelegenheit schauten wir uns auch das Gelände unterhalb der Statue an: Der Corcovado liegt in den Ausläufern des Tijuca-Regenwaldes, und die Statue umgibt ein einziges Dickicht, voller Ungeziefer und Schlangen, das nur mit einer Machete zu überwinden war und keinen unauffälligen Zugangsweg für uns bot.

Blieb nur noch die zweite Alternative: Wir fuhren am frühen Abend rauf, versteckten uns im Dickicht, während die Touristen noch auf der Plattform umherliefen, und warteten, bis die Anlage zugesperrt wurde. Unwahrscheinlich, dass die Securitymitarbeiter dann noch das Gestrüpp durchkämmen würden. Am frühen Morgen, bevor die Besucherplattform um acht Uhr wieder öffnete, würde es dann für uns losgehen.

Für das Gelingen des Projektes war zudem entscheidend, dass die richtigen Wetterverhältnisse herrschten. Bei einem Sprung aus 29 Metern Höhe muss es windstill sein. Wind könnte meinen Schirm drehen, und ich würde es nicht mehr über das Geländer der Plattform schaffen. Auch durfte es nicht regnen. Die Oberfläche der Jesus-Statue besteht aus Soapstone, einem selbstreinigenden glatten Gestein, das bei Feuchtigkeit extrem rutschig wird. Wenn es nur ein bisschen regnete, gab's für mich keine Möglichkeit mehr zu springen, weil ich mich auf der Statue nicht sicher würde bewegen können.

Ein weiteres großes Thema war der Hubschrauber. Den brauchten wir unbedingt für unsere Aufnahmen. Anders als den Taxifahrer auf der Niterói-Brücke mussten wir den Hubschrauberpiloten natürlich in unseren Plan einweihen. Wir fanden einen Piloten, der schon bei verschiedenen Red-Bull-Events geflogen war und der kein Problem damit hatte, dass es nicht legal war, was wir vorhatten.

An einem windstillen Abend gingen wir hoch zur Statue: Tracy, zwei Kameraleute eines großen deutschen Senders, zwei Fotografen, zwei ortskundige Helfer und ich. Wir versteckten uns im Dickicht. Ich sagte: »Jungs, leise sein! Keine Zigaretten, kein Licht. Kopf unter die Blätter und Klappe halten!« Um vier, fünf Uhr sollte es losgehen. Für dieAufnahmen wollten wir den Sonnenaufgang abwarten.

Die Nacht im Dickicht war der Horror. Inmitten von Insekten und Schlangen in allen Variationen und umgeben von nie gehörten Geräuschen. Wir konnten weder Karten spielen noch essen und versuchten vergeblich, ein bisschen Schlaf zu bekommen. Dazu legten wir uns auf schräg gewachsene Bäume, an die wir uns mit einem Gürtel fixierten, um nicht runterzufallen. So verbrachten wir die halbe Nacht, bis es gegen zwei Uhr früh anfing zu regnen. *Tack*, *tack*, *tack*, hörten wir den Regen auf

den Blättern. Auch das noch. Ein Sprung im Regen war unmöglich. Hinzu kam, dass die Kameraleute so was natürlich nicht gewohnt waren und zu motzen begannen: »Für so einen Scheiß werden wir nicht bezahlt.«

Dieses Szenario wiederholte sich vier- oder fünfmal. Jedes Mal der gleiche Horror: abends um sechs los, morgens um acht patschnass zurück. Irgendwann nahmen wir ein paar mehr Müllsäcke mit, damit wir nicht komplett durchnässt wurden. Wir lagen in diesen schwarzen Plastiksäcken, mit ein paar Löchern zum Atmen drin – und irgendwann ging es wieder los: *tack*, *tack*, *tack*. Wieder nichts. Das hat sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt: Es ist kalt und nass, du liegst auf dem Baum, es tut weh, und du weißt schon: Es klappt wieder nicht.

Und dann gab es auch noch Geldprobleme. Die Kameraleute hatten aus irgendeinem Grund ihre Vorauszahlung nicht bekommen und drohten mit Boykott: »Bevor das Geld nicht da ist, drehen wir nicht weiter.« An diesem Tag war natürlich Traumwetter, kein Regen weit und breit – und ich hatte kein Kamerateam mehr. Ich fuhr zum Chef des AUSLANDSStudios in Rio, erzählte ihm von meinem Lebenstraum und versuchte, ihn für mich und unser Projekt zu begeistern. Tatsächlich bestellte er kurz darauf die Kameramänner zu sich, stellte ihnen einen Zuschlag für die erschwerten Arbeitsbedingungen in Aussicht, und siehe da: Die Truppe war wieder im Boot. Wieder mal waren Psychologie und Durchhaltevermögen entscheidend. Es war ja nicht so, dass ich keine Selbstzweifel gehabt hätte. Bei all meinen Projekten hat es Zweifler gegeben, die ich eines Besseren belehrt habe. Und mit jedem gelungenen Projekt schwinden die Selbstzweifel zugunsten eines irrsinnigen Selbstvertrauens: Ich hab’s immer geschafft. Ich muss es einfach perfekt planen und wieder das Letzte geben, auf der Hut sein, clever sein, dann geht auch das wieder.

In der nächsten Nacht saßen wir abermals im Regenwald, in unseren Müllsäcken, es wurde zwei Uhr, und es gab immer noch keinen Wind, keinen Regen. Da spürte ich: Okay, jetzt kann es was werden. Nach den vielen Rückschlägen begann ich, mir den Ablauf des Sprungs wieder in den Kopf zu rufen, wieder alles hervorzuholen, was unter dem Frust begraben lag. Und dann schoss ich um vier Uhr früh tatsächlich den ersten Pfeil nach oben. Ich wusste: Von diesem Pfeil hängt jetzt sehr viel ab. Es war zwar noch stockfinster, die Statue war aber hell erleuchtet. Einen kurzen Augenblick konnte ich dem Pfeil mit den Augen folgen, dann verschwand er in der dunklen Nacht, und ich hörte nur noch, wie sich die Schnur abspulte. Irgendwann merkte ich, dass die Zugkraft des Pfeils nachließ, und ich wusste: Jetzt ist der höchste Punkt erreicht, jetzt muss er gleich wieder runterkommen – und im nächsten Moment schlug das

Geschoss auf der Besucherplattform auf, auf der anderen Seite des Arms. Ich konnte es kaum glauben. Es hatte funktioniert, der erste Schuss ein Treffer!

Das Ziel dieses Marathonprojektes rückte näher: dieses Bild, das mich unsterblich machen sollte. Das die Leute anschauen und sagen: »Wow, was für ein Bild.« Ich wusste: Das ist ein Bild für die Ewigkeit. Es ist merkwürdig, aber ich wollte der Welt schon immer etwas hinterlassen. Ich fand den Gedanken schon immer schlimm, dass ein Mensch stirbt und nichts von ihm bleibt. Wir kommen, und wir gehen. Deine eigenen Leute erinnern sich noch an dich, aber der Rest sagt: »Kenn ich nicht.« Menschen, die etwas hinterlassen haben, von denen wird immer gesprochen, die sind quasi noch immer unter uns: Edmund Hillary, Neil Armstrong, Dennis Hopper. Das war immer in meinem Kopf, das wollte ich auch haben. Das Bild vor den Türmen der Petronas Twin Towers habe ich nicht als Bild für die Ewigkeit gesehen. Aber ein Mensch, der auf der rechten Hand der Jesus-Statue von Rio steht, das war meine erste große Chance für diese Art von Unsterblichkeit, die mir immer sehr, sehr wichtig war.

Und jetzt war ich kurz davor. Ganz vorsichtig zog ich die Seile nacheinander über den Jesus-Arm und wusste: Jetzt konnte fast nichts mehr schiefgehen. Na ja, hochklettern musste ich diese 29 Meter ja auch noch. Ein irrsinniger Kraftakt mit den Steigklemmen! Das hatte ich trotz meiner Trainingseinheiten völlig unterschätzt. Total entkräftet kam ich oben an und schaute mir erst mal die Hand aus der Nähe an. Daran musste ich nun meinen Müllsack befestigen. Zuvor hatte ich mal einen Helikopter-Rundflug gemacht und dabei viele Fotos von oben geschossen. Überall auf der Jesus-Hand waren Blitzableiter angebracht worden, nachdem die Staue in Gewittern immer wieder mal vom Blitz getroffen und beschädigt worden war. Mit einem Spezialknoten, den mir Tracy gezeigt hatte, band ich an fünf dieser Blitzableiter Knoten fest, als Sicherung. Dann war die Showbühne bereitet, der Hubschrauber konnte kommen. Es blieb ein bisschen Zeit. Zeit für Jesus und mich.

In der Hotellobby hatte ich vor unserem Aufbruch am Abend zuvor einen kleinen Blumenstrauß mitgehen lassen. Die Blumen legte ich Jesus nun auf die Schulter, um ihn gütig zu stimmen. Ich bin nicht tief gläubig, aber das hier war eine heiße Kiste. Da konnte ein kleines Sträußchen für den Sohn Gottes nicht schaden. Zu meinen Sicherheitsvorkehrungen in dieser Hinsicht zählte auch eine kleine Plastikflasche. Es war klar gewesen, dass ich in der Zeit, die ich hier oben sitzen würde, irgendwann würde pinkeln müssen. Und ich wollte auf keinen Fall an der Jesus-Statue runterpinkeln! Das wäre Gotteslästerung gewesen, das ging gar nicht. Und

so erleichterte ich mich nach meinem langen mühsamen Aufstieg, vor dem ich viel getrunken hatte, in die Plastikflasche und warf sie zu den Jungs runter, begleitet von dem Funkspruch: »Auffangen und entsorgen!« Keine Schlösser aufbrechen, nicht den Jesus anpinkeln, ein Blumensträußchen ablegen und ihn höflich bitten: »Hey, lass uns das jetzt gemeinsam machen. Das ist für uns beide was Neues.« Das schien mir der richtige, der smarte Weg zu sein.

Ein Mensch, dem es gut geht, denkt selten an Gott. Erst wenn es einem richtig schlecht geht oder man einen Krankheitsfall in der Familie hat, beginnt man auf einmal wieder zu beten: »Gott, steh mir bei!« Das hat mich bei all meinen Sprüngen begleitet: In den gefährlichen Momenten, als ich nahe dran war, das Leben zu verlieren, habe ich das Gespräch mit Gott gesucht.

In meine Gedanken versunken saß ich da oben und wartete auf den richtigen Moment zum Absprung. Um halb sieben ging allmählich die Sonne auf, und ich wusste: Jetzt wird's ernst. Die Kollegen unten standen über Funk in Kontakt mit dem Helikopterpiloten, der auf Stand-by war und auf das richtige Licht wartete. In diesem Moment meldete einer meiner Helfer von seinem Aussichtsposten: »Die Security kommt!« Entweder brach der Sicherheitsdienst zum morgendlichen Kontrollgang auf, oder die Leute waren gerufen worden. Wie auch immer: Jetzt musste es schnell gehen. Ich löste das Kletterseil. Es gab nun kein Zurück mehr. Und schon hatte mich die Security unten auf der Plattform bemerkt. Die beiden Männer waren völlig aus dem Häuschen, weil ich da oben auf der Hand saß. Die zwei Kameraleute hatten sie bereits verhaftet, deswegen gab es später von der Besucherplattform aus keine Aufnahmen, sondern nur vom Hubschrauber und von unterhalb der Plattform. Und von meiner Handkamera. Der Dolmetscher erklärte uns anschließend, dass die Securitymänner uns nur loswerden wollten, bevor um acht Uhr ihr Boss gekommen wäre und sie ihren Job verloren hätten.

29 Meter weiter oben war ich nun voll auf mich selbst konzentriert. Bis zu diesem Moment hatte ich nur auf der Hand gesessen, jetzt stand ich zum ersten Mal auf. Um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, schaute ich nicht gerade nach vorn, sondern neigte meinen Kopf leicht nach unten. Und dann hörte ich den Hubschrauber. Wir hatten ausgemacht, dass er dreimal um mich herumfliegen sollte, und wenn die Sonne für den Fotografen im exakt richtigen Winkel stand, dann würde ich springen. Wie beim Petronas-Sprung musste ich auch hier nicht bloß an den Sprung, sondern auch an den Fotografen denken und das Artwork im Hinterkopf haben. Survival-Modus und Business-Modus liefen gleichzeitig. Wir brauchten die Bilder! Wir wollten es schließlich der ganzen Welt zeigen!

Stehend auf der Jesus-Statue, nahm ich plötzlich alles nur noch gedämpft wahr, auch das Rotorgeräusch des Hubschraubers. Ich wusste: Wenn der Hubschrauber nach der dritten Runde vor mir auftaucht, ist das das Kommando zum Absprung. Der Helikopter kam, ich sprang, und mein Kopf war vollkommen leer bis auf den Gedanken an den Ruck, den der festgebundene Pilot Chute verursachen würde. Es kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor, bis ich ihn spürte. Der Hauptschirm wurde herausgezogen, entfaltete sich, und schon zog ich an der rechten Steuerleine, um über das Besuchergeländer zu kommen. Jeder Meter zählte, man sieht an den Fotoaufnahmen, wie knapp es war. Hätte der Schirm einen Tick länger gebraucht, hätte ich mir alles gebrochen oder Schlimmeres. Mit ordentlich Schwung segelte ich denkbar knapp über das Geländer, und dann ging es 700 Meter runter Richtung Landeplatz. Es war kurz nach sieben am Morgen in Rio de Janeiro, und ich wusste: Du hast gerade den geilsten Sprung überhaupt gemacht! Jetzt können sie dich maximal noch einsperren oder eine Geldstrafe verhängen. Aber den Sprung, dieses majestätische Bild, das kann dir keiner mehr nehmen.

Die drei, vier Minuten, die ich bis zu meiner Landung in einem Park mit riesigen Grünflächen und Palmen flog, waren von einem unbeschreiblichen Freiheitsgefühl begleitet. Nach meiner Landung wurde es dafür umso hektischer, weil ich ins sogenannte Fluchtauto springen musste, das mit durchdrehenden Reifen losfuhr. Das hätte es vielleicht nicht mehr unbedingt gebraucht, aber es war das Tüpfelchen auf dem i eines spektakulären Sprungs.

Zurück im Hotel, war ich müde wie nach einem Triathlon. Der ganze Stress fiel von mir ab. Bei den Petronas Twin Towers hatte ich nicht diesen seltsamen Das-könnte-dein-letzter-Sprung-sein-Gedanken gehabt. Mit 470 Metern Fallhöhe war das keine große Aufgabe gewesen, ein einfacher Base-Sprung. Beim Jesus-Sprung hing mein Leben von einer einzigen Sekunde ab. Wenn der Schirm nicht rechtzeitig aufging, saß ich im Rollstuhl oder war tot. Es war das bis zu diesem Zeitpunkt lebensgefährlichste meiner Projekte gewesen, das Projekt mit dem geringsten Sicherheitspolster. Sogar ein Testament hatte ich vor dem Sprung verfasst, in dem ich festhielt, dass mein Körper eingeäschert werden und die Asche über der Drachenwand in Mondsee verstreut werden sollte und mein bester Freund Hubert Greinöcker mein KTM-Motorrad und meinen Mercedes-Bus erben würde.

*

Der Sprung in den Mamet Cave, eine Höhle im kroatischen Velebitgebirge, im Jahre 2004 war für mich ein weiterer Schritt in der Auseinandersetzung mit meinen Ängsten und meinem Wunsch nach

absoluter Kontrolle. Bis dahin basierten alle Sprünge und Projekte auf meinen Sinneseindrücken. Mein Auge nimmt etwas wahr, dementsprechend treffe ich eine Entscheidung. Etwas nicht sehen oder einschätzen zu können bereitet Angst. Die Dunkelheit macht dem Menschen immer Angst. Kommt da wer? Ist da wer? Steht da jemand neben mir?

Die Leute haben mich immer gefragt, ob ich bei meinen Sprüngen einen Höhenmesser benutzen würde, aber der wäre mir viel zu ungenau. Ein geschultes Auge ist ein wesentlich präziseres Messinstrument. Bei allen Sprüngen, bei denen ich den Schirm erst sehr tief öffnen durfte, brauchte ich als Bezugspunkte immer Menschen am Boden. Schnee oder Wasser war schwierig, aber bei Menschen wusste ich immer genau: Die werden ab einer gewissen Höhe plötzlich schlagartig größer. Wenn ich die T-Shirt-Farbe erkenne, wird es Zeit, den Schirm zu öffnen. Früher habe ich manchmal im Spaß gesagt: »Ich ziehe die Leine erst, wenn ich erkennen kann, ob einer süßen oder scharfen Senf auf seinem Würstchenteller hat.«

Doch am Höhlenrand des Mamet Cave waren meine Augen nutzlos. Es fehlte etwas, auf das ich jahrelang vertraut habe: die Sicht. Als würdest du mit einem Auto Vollgas mit 180 Stundenkilometern in einen komplett schwarzen Tunnel hineinrasen und wissen: Irgendwo in diesem Tunnel steht ein liegen gebliebenes Fahrzeug! Ich musste einen anderen Weg finden, damit ich wusste, wann der Moment da war, um die Leine zu ziehen. Am Anfang hatte ich mir überlegt, die Höhle auszuleuchten. Doch das hätte die Natürlichkeit zerstört, das Mystische dieses Ortes wäre weg gewesen. Dann kam mir die Idee mit dem Countdown. Eine Stimme müsste mir über Kopfhörer ins Ohr sprechen: »Schirm öffnen in fünf, vier, drei, zwei, eins!« Wobei am Schluss des Countdowns ein hochfrequenter Ton erklingen sollte, damit ich den richtigen Moment im Lärm der Fallgeräusche nicht verpassen konnte.

Ich fuhr nach Klagenfurt zu einem Kumpel, der ein Tonstudio hatte, und sagte: »Lass mal ein paar Töne hören, die richtig wehtun im Ohr!« Zwei Stunden später hatte ich ein Audio-File von einem Fünf-Sekunden-Countdown auf meinem MP3-Player. Länger würde mein Fall vom Absprung bis zum Reißen der Leine nicht dauern. Um die richtige Einstellung des Countdowns zu ermitteln, musste ich ein paar Probesprünge aus ähnlichen Höhen machen. Auf einen MP3-Player zu vertrauen, der mir sagte, wann ich den Schirm öffnen musste, bedeutete für mich, die Kontrolle abzugeben.

Zu diesem ungewohnten Gefühl kam hinzu, dass die Höhle eng und schwer zugänglich war. Wenn ich mir da unten die Knochen brach, musste

ich zunächst aus der Höhle geborgen und konnte erst dann mit dem Rettungshubschrauber zu einem reservierten Notbett im Krankenhaus geflogen werden. Um sich zu verletzen, war diese Höhle ein denkbar ungünstiger Ort.

Für den Tag des Sprungs hatten wir daher eine perfekte Rettungskette eingerichtet. Es gab Spezialisten für Höhlenbergungen vor Ort und einen Arzt aus den USA mit einem Koffer voller Medikamente. Er sagte: »Wenn du da unten liegst, bist du froh, dass es diese Pillen gibt.« Wir hatten einen Medikopter kommen lassen, der mich innerhalb von 40 Minuten nach Klagenfurt ins Krankenhaus gebracht hätte. Dort war schon ein Bett für mich reserviert, und ein Oberarzt hielt sich bereit. All das wäre ohne einen Partner undenkbar gewesen, der bereit war, diese Sicherheitsmaßnahmen zu finanzieren, auch für den Fall, dass der Sprung abgesagt werden musste und alles umsonst gezahlt wurde. Für Red Bull ist es immer das Wichtigste, dass der Athlet gesund nach Hause kommt – erst dann kommt die Leistung. Nach dem fürchterlichen Unfall von Karina Hollekim etwa hat man ihr Budget verdoppelt, einfach um zu zeigen: »Um das Geld brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Schau, dass du gesund wirst, dass dein Bein wieder fit wird. Wir stehen zu dir!« Dieses Wissen um die bedingungslose Unterstützung durch Red Bull half mir mental sehr. Dass du weißt: Das sind Profis. Wenn was schiefgeht, bringen die dich aus der Höhle raus. Da steht dann ein Medikopter samt Mannschaft, und in 40 Minuten sagt der Doktor: »Herr Baumgartner, Sie werden jetzt ein wenig schlafen.« Und von dem Sägen und Schrauben bekommst du dann nichts mehr mit. Das hilft irrsinnig. Hätte ich diese Gewissheit nicht gehabt, ich wäre so abgelenkt gewesen, dass ich die Leistung wohl nicht hätte bringen können. Das Geheimnis war auch hier: Vorbereitung, Strukturen schaffen, um alles andere als den Sprung ausblenden zu können. Und der Sprung wurde ein voller Erfolg: Eine Minute vor dem Countdown zog ich meinen Helm über, dann ging ich zum Exit-Point auf einem kleinen Felsvorsprung am Höhlenrand, bekreuzigte mich, ließ mich in den dunklen Höhlenschlund fallen und öffnete den Fallschirm dank des MP3-Countdowns exakt dort, wo der Höhlentrichter nach unten hin weit genug geöffnet war, dass ich im Landeanflug nicht gegen den Fels prallte. Die Landestelle selbst war mit einem Pfeil aus Leuchtstäben markiert, den ich, kurz nachdem sich der Fallschirm geöffnet hatte, am Höhlenboden ausmachen konnte. Nach der Landung stieß ich einen Jubelschrei aus, der noch lange im Höhleninneren nachhallte.

*

Red Bull hatte natürlich vor dem Mamet-Sprung gewusst, dass mir bei allem, was ich tat, ein Sicherheitspolster extrem wichtig war. Ihnen

war klar: »Der Felix macht es nur dann, wenn alles sicher ist. Wenn es keinen Rettungshubschrauber gibt, brauchst du ihn erst gar nicht zu fragen, dann springt er nicht, das kann ich dir jetzt schon sagen.« Letztlich haben wir alle unsere Standards. Wir haben mal bei einer Aktion in Amerika ein Video gedreht, und der Regisseur sagte: »Hier drinnen ist es zu heiß. So kann ich nicht arbeiten.« Dann hat er einen halben Tag lang rumtelefoniert, um eine Klimaanlage zu organisieren. Jeder normale Auftraggeber hätte da gesagt: »Hallo! Das kostet Geld! Das kostet Zeit!« Aber bei Red Bull wusste man: »Der macht jetzt nur einen guten Job, wenn der Raum genau 18 Grad hat und vielleicht noch eine Portion Sushi auf dem Tisch steht. Wenn es 19,5 Grad hat, ist er nicht gut drauf.« Das kostete alles eine Lawine von Geld und viel Zeit, aber wenn dann alles perfekt hergerichtet war, war er halt einfach der beste aller Regisseure. So einen Status musst du dir erarbeiten. Am Anfang heißt es vielleicht noch: »Danke schön, wir suchen uns einen anderen.« Aber irgendwann hast du dich durchgesetzt bei den Leuten, und sie wissen: »Wenn wir ihm seine fünf Wünsche erfüllen, haben wir Spaß mit ihm, dann macht er einen guten Job. Und wenn wir ihm einen Käfig mit einem Wellensittich reinstellen müssen: egal!«

Doch je erfolgreicher und größer meine Projekte wurden, desto mehr wuchs auch der Erwartungsdruck: bei den Sponsoren, bei den Medien, in der Öffentlichkeit. Das machte es zunehmend schwierig für mich. Es ist wie in der Formel 1: Als Newcomer kannst du das erste Jahr relativ unbefangen fahren, solange du die Kiste nicht in jedem Rennen komplett zerlegst. Kein Mensch erwartet etwas von dir. Sobald du aber gezeigt hast, was du kannst, und vorn mitfährst, drehen sich alle Scheinwerfer auf dich: »Ah, der ist ja sogar für einen Sieg gut.« Und wehe, du wirst im nächsten Rennen nur Sechster! Dann kommt der Druck.

So war es auch bei mir. Am Anfang hätte keiner mit dem Finger auf mich gezeigt, wenn ich es nicht bis rauf auf das Petronas-Dach geschafft hätte. Aber wenn man wie ich viele Jahre erfolgreich ist, dann geht jeder davon aus: »Der kann das. Der kommt schon wieder nach Hause, kein Zweifel.« Da ist dann verlieren verboten. Das habe ich als irrsinnig schwer empfunden. Ich hatte nicht mehr das Recht, nicht mehr diesen Jolly Joker, nach Hause zu kommen und zu sagen: »Jungs, es hat nicht geklappt. Was probieren wir als Nächstes?«

Für mich gibt es drei Arten von Druck. Das eine ist der Druck, weil aufgrund deines langjährigen Erfolges irgendwann vorausgesetzt wird, dass du gewinnst oder das Richtige machst. Das ist Hermann Maier lange so ergangen. Der hat zu einer gewissen Zeit dermaßen dominiert, dass Platz zwei eine Riesenenttäuschung war. Die Presse setzt dann dieses

»nur« vor die Endplatzierung, was sofort nach einer richtig schlechten Leistung klingt. Man könnte auch schreiben: »Um zwei Hundertstel am Sieg vorbei.« Als Sportler liest man »Nur Zweiter« und denkt: Hey, was heißt hier nur? Ich bin um einen Wimpernschlag später ins Ziel gefahren, und ihr tut so, als wäre ich nach dem dritten Tor wie ein Amateur ins Fangnetz gedonnert. Es ist schwierig, das nicht an sich heranzulassen. Man hat den Druck, den Ruf als Gewinnertyp zu verteidigen.

Die zweite Art von Druck ist der mediale, den man verspürt, wenn man weiß, dass die ganze Welt zusieht. Für Stratos haben wir jahrelang Tests gemacht, und die Medien waren nicht dabei. Dann sind wir an die Öffentlichkeit gegangen, und plötzlich stand ich auf einer ganz anderen Showbühne. Alle schauen zu, wollen Mitspracherecht und haben auch das Gefühl, sie müssten mitreden. Das macht es enorm schwierig.

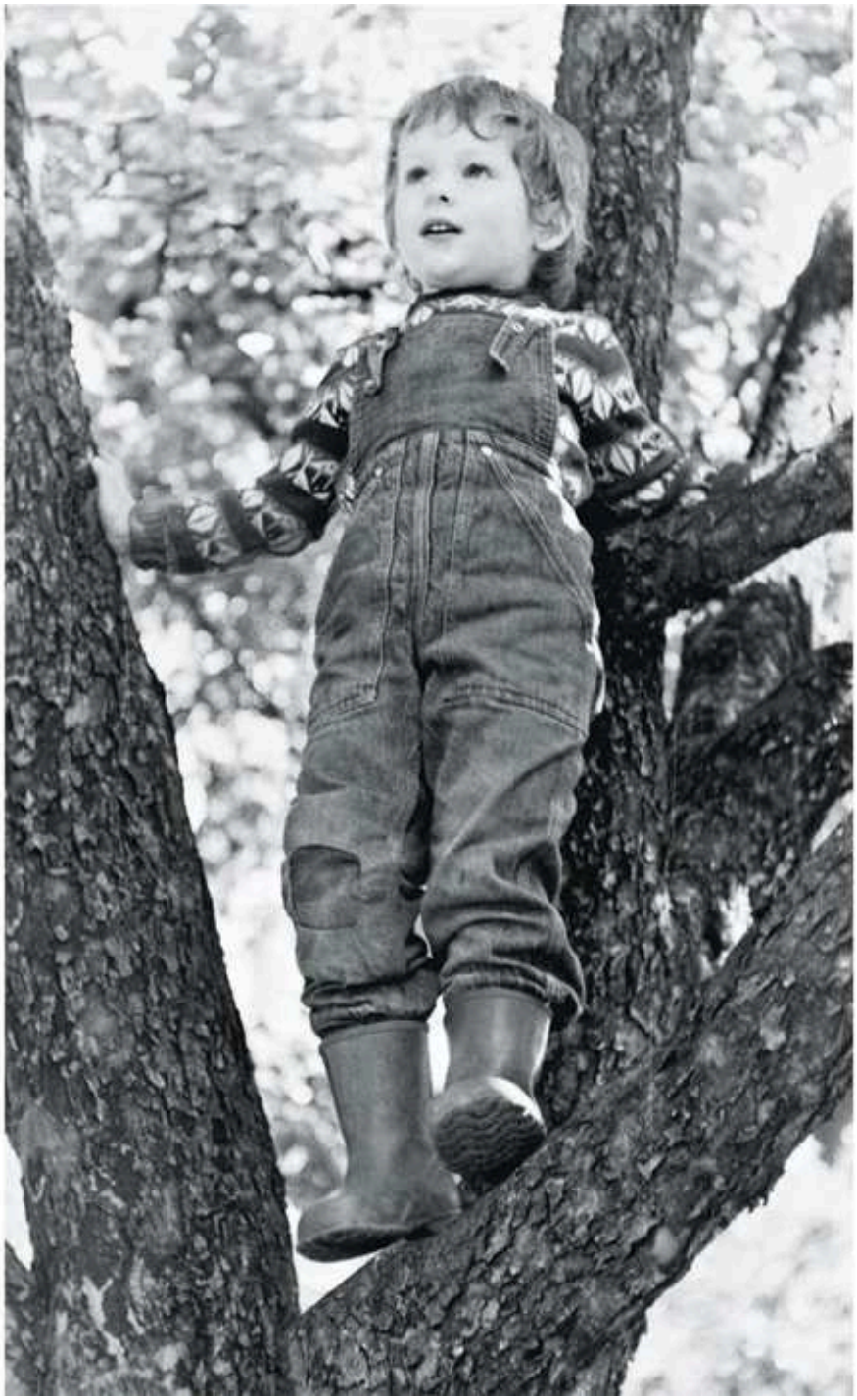
Die dritte Art von Druck ist die physische Unannehmlichkeit, wenn dir ständig jemand eine Kamera ins Gesicht hält, obwohl du eigentlich arbeiten willst. Solange alles gut läuft, ist das nicht so schlimm. Da macht man gern mal ein Interview oder lässt eine Kamera dabei sein. Aber wenn es nicht läuft, ist das Letzte, was man braucht, eine Kamera oder irgendein Interview. Die BBC war beim Stratos-Projekt fünf Jahre lang unser Begleiter, und die mussten natürlich zu jedem Zeitpunkt in diese Geschichten involviert sein, weil genau das die Authentizität bringen sollte: die Höhen und Tiefen. Aber wann immer die Kamera lief, konnte ich nicht so sprechen, mich so natürlich verhalten, wie es eigentlich bei einem solchen Projekt nötig gewesen wäre. Ich durfte nicht fluchen, nie das erlösende F-Wort sagen, konnte nicht offen auf diesen oder jenen Fehler hinweisen. Diese ständigen Kameras lenkten ab, störten uns. Ich sagte zu den BBC-Jungs: »Sorry, aber wir müssen auch mal was arbeiten.«

Die Wissenschaftler waren die Kameras erst recht nicht gewohnt. Ein Wissenschaftler ist in der Regel kein großer Redner, hat sein ganzes Leben lang im stillen Kämmerchen geforscht, und jetzt soll er auf einmal vor der Kamera etwas sagen und nebenbei noch seine komplizierte Arbeit verrichten. Das konnte nicht funktionieren und führte zu zahlreichen Auseinandersetzungen. Das war kräfteraubend und ging an die Substanz, obwohl ich eigentlich all meine Energie für dieses Riesenprojekt brauchte.

Das war bei Stratos ein großes Thema: Wie kann ich Probleme regeln, ohne dass sie mich Substanz kosten? Während der kompletten Stratos-Vorbereitung habe ich dafür keine Lösung gefunden. Ich hatte mit meinem Kumpel Richard jemanden, der gewisse Dinge für mich regeln konnte. Aber zugleich musste ich mir auch selbst über die ein oder andere Sache klar werden, herausfinden, warum die Dinge an meine Substanz

gingen. Und ja: Manchmal musst du auch streiten können. Ich will zwar nicht streiten, aber manchmal braucht es einen Befreiungsschlag. Dabei stand ich vielleicht gerade vor dem nächsten Test – und hatte noch 180 Puls wegen der Streiterei. Das war vielleicht das Schlimmste an Stratos: diese ungeheuerliche Doppelbelastung als Athlet und Troubleshooter. Die Leute, die eigentlich meine Freunde waren und mit denen ich gut arbeiten konnte, musste ich immer mal wieder ordentlich zusammenstauchen. Dann war zwei Stunden lang miese Stimmung – und gleichzeitig brauchte ich all diese Leute ja wieder, für den nächsten Schritt. Das waren alles Energieräuber. Man braucht sich auf, und da ist es ganz schwer, den Fokus wiederzufinden. Nach zwei Stunden Diskussion sollst du dann wieder rein in den Helm, wieder dasitzen, den Schalter umlegen und sagen: Okay, das ist mein Cockpit, da sind meine Knöpfe …

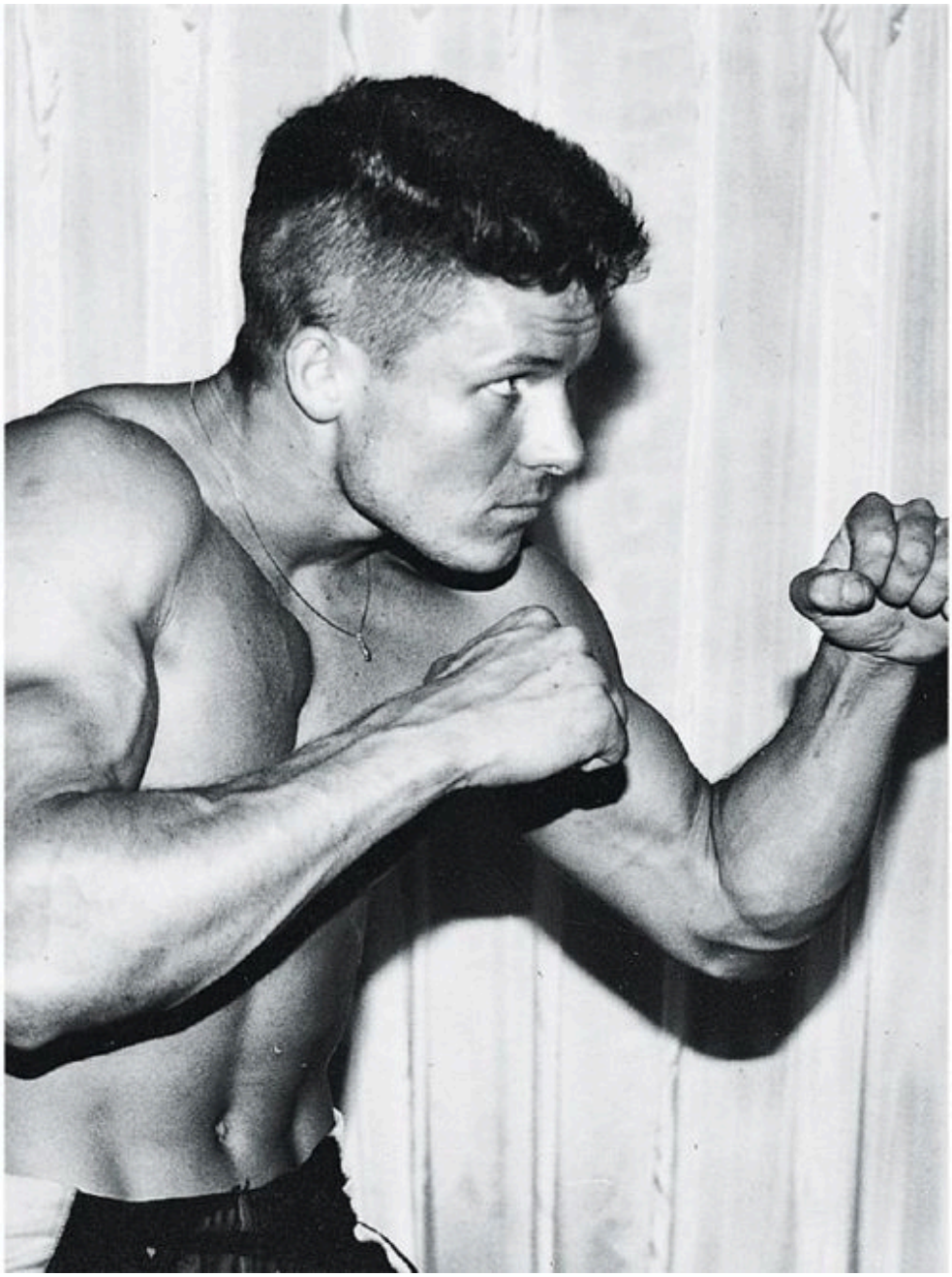
Ich war selbst überrascht, wie oft ich in solchen Momenten an meine Mutter denken musste und an ihre Aufgaben als Hausfrau. Wäsche waschen, sich um zwei Kinder kümmern, Buchhaltung, Essen für meinen Vater, Essen für mich, weil wir nie das Gleiche gegessen haben. Am nächsten Tag das gleiche Programm, und keinen Tag in der Woche frei. Mit Kindern gibt es keinen freien Tag, im Gegenteil: Der eine hat Masern, der andere Zahnschmerzen – und immer noch eine Challenge dazu. Ich habe allerhöchsten Respekt vor allen Hausfrauen und deren Managementqualitäten. Und dieses Gefühl, in einer ewig fordernden Tretmühle zu stecken, die jeden Tag neue Probleme und Herausforderungen zutage fördert, dieses Gefühl verfolgte mich während des gesamten Stratos-Projekts.



Der Himmelsstürmer wollte immer schon hoch hinaus: Baumgartner junior mit vier Jahren im heimischen Garten in Salzburg. [1]

Mit 17 Jahren als Fallschirmschüler. Lehrer Roland Rettenbacher kannte Felix schon als Baby: Seine Frau und Mutter Baumgartner sind befreundet. [2]

Felix mit Anfang 20: mit seinem Bruder Gerald beim Skijöring. [3]

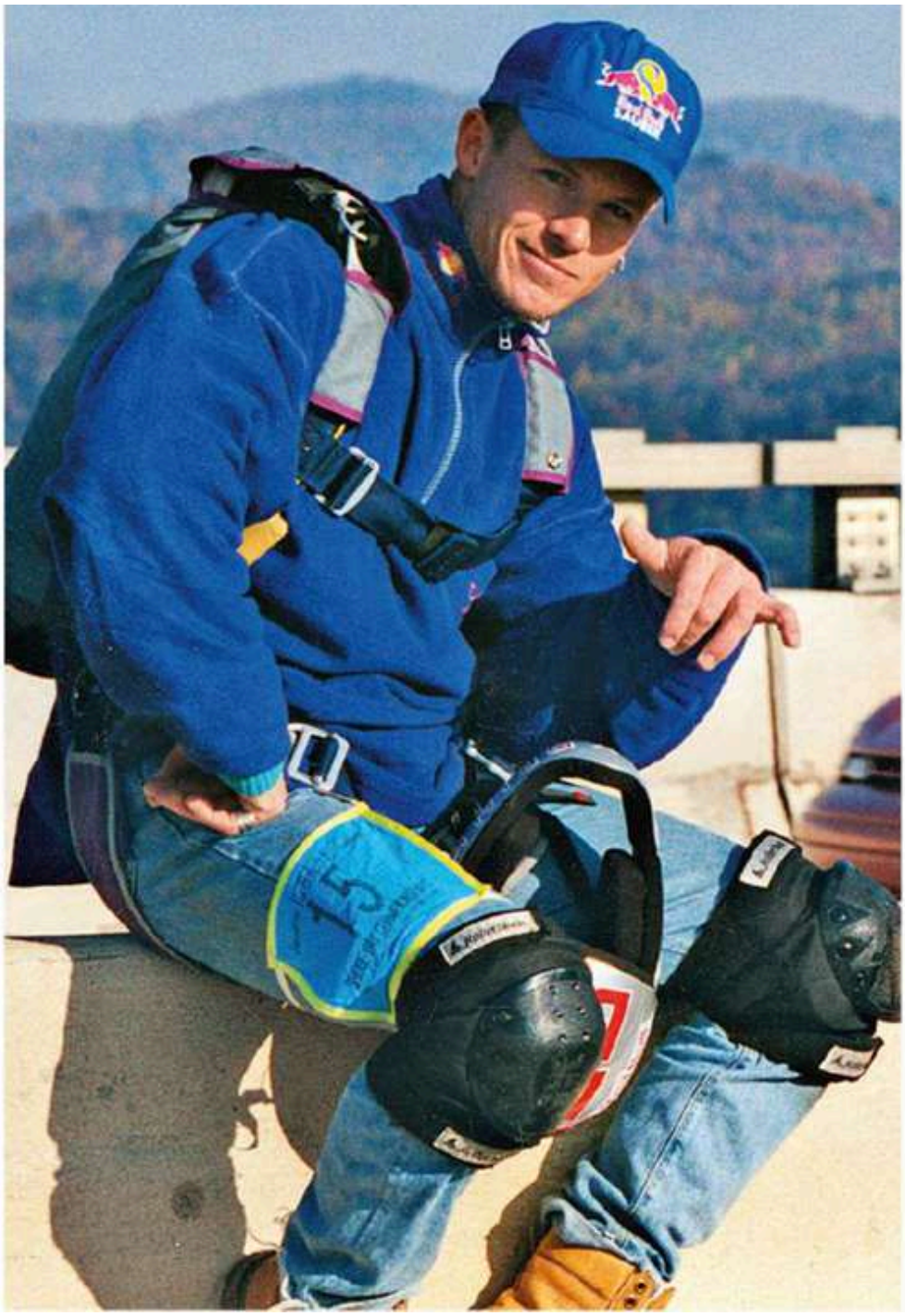


Der Boxer Felix Baumgartner: seinen einzigen Profikampf gewinnt er durch K.o. in der ersten Runde. [4]

Der erste eigene Fallschirm: damals noch eine gebrauchte Rundkappe für 2000 Schilling. Felix Baumgartner besitzt ihn heute noch. [5]

Das Kalenderbild, das das Leben von Felix Baumgartner verändern sollte: 1984 springt Rainer Nowak vom Münchner Olympiaturm. [6]

14 Jahre später – inspiriert durch das Kalenderbild – tat er es ihm gleich. [7]



1996 auf der New River Gorge Bridge in West Virginia, eine Stunde vor Baumgartners erstem Base-Sprung. [8]

Dann war es so weit: drei Sekunden freier Fall und der Beginn einer großen Karriere. [9]

Der Meister Tracy Lee Walker und sein Schüler: Nur ein Jahr später wurde Baumgartner Bridge-Day-Champion. [10]

Absprung von den 452 Meter hohen Petronas Twin Towers am 15. April 1999 in Kuala Lumpur, Malaysia. [11]

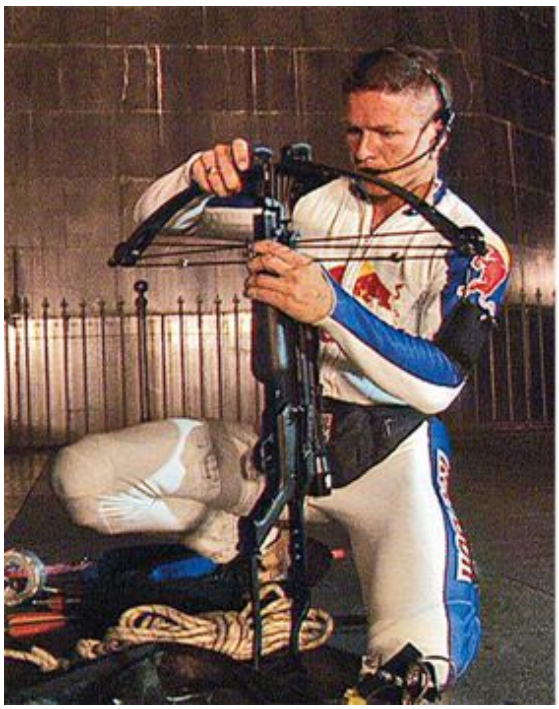
Der Originalausweis eines malaysischen Sicherheitsbeamten und die perfekte Fälschung von Baumgartner. [12]

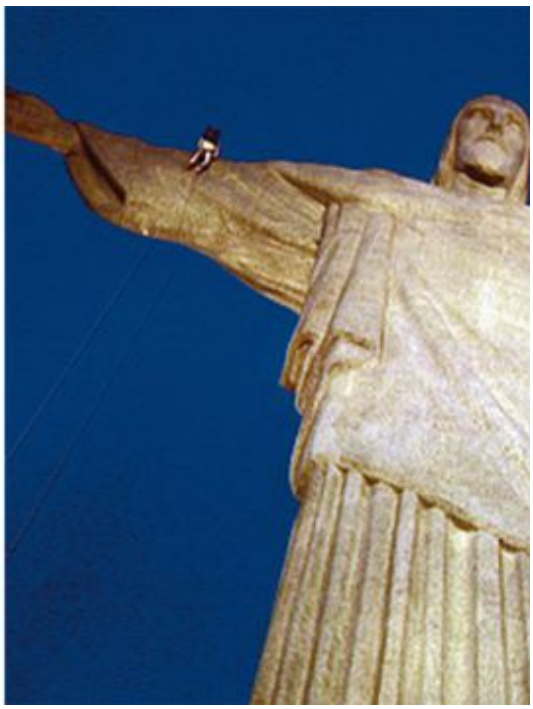
Walk the line: Baumgartner auf dem Weg zu seinem ersten Weltrekord. [13]

Getarnt als Geschäftsmann, um auf das höchste Gebäude der Welt zu kommen. [14]

Geschafft – sicher am Schirm: Was jetzt zählt, ist die Flucht. [15]

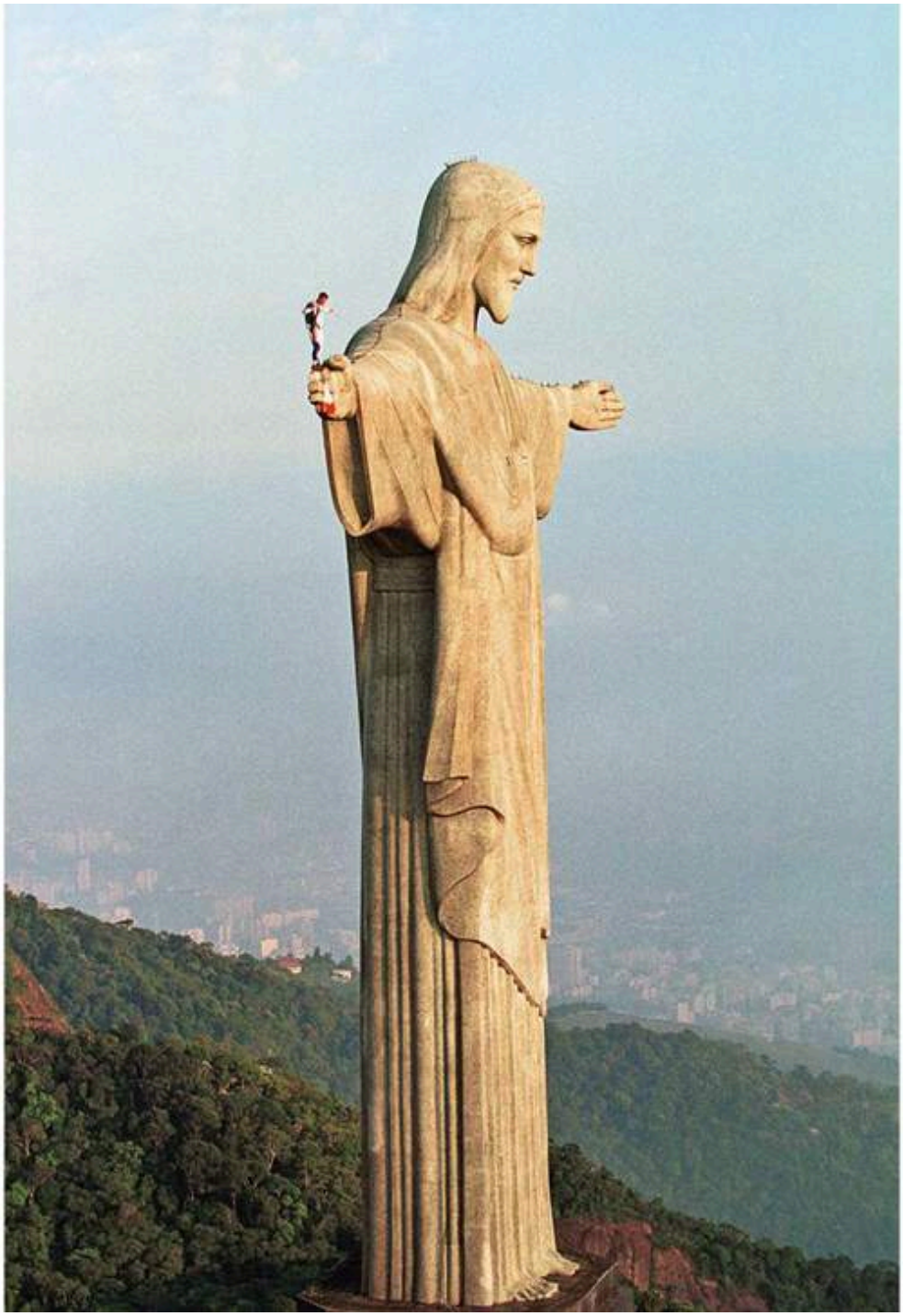
Der wohl einsamste Moment seines Lebens: Baumgartner weiß, jetzt liegt alles in Gottes Hand. [16]





Die Idee mit dem Kletterseil und der Armbrust hat Baumgartner sich bei dem Hollywoodfilm »The Rock« abgeschaut. [17]

29 Meter Fallhöhe. Für Baumgartner bedeutet das: der niedrigste Base-Sprung aller Zeiten. [18]



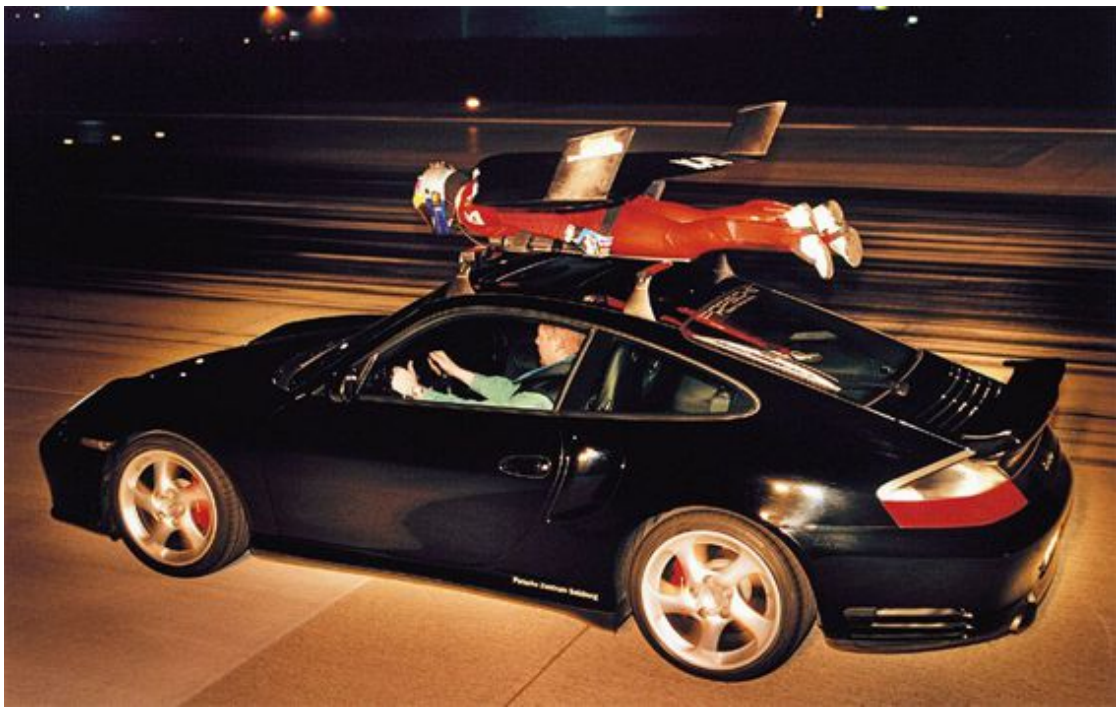
Das Bild, das um die Welt ging: Baumgartner am 7. Dezember 1999, wenige Sekunden vor seinem bis dahin gefährlichsten Sprung. [19]

Persönlichkeiten, die Baumgartner geprägt haben: mit Dietrich Mateschitz und Niki Lauda (oben), Muhammad Ali und Ron Wood (Mitte), mit Sir Edmund Hillary und mit Michael Clarke Duncan und Jay Leno (unten). [20]

Mit dem Stuntpiloten Bill Richards fliegt Baumgartner am Lake Powell, USA, 2003 um die Wette – als Hauptstunt des Taurus World Stunt Awards in Hollywood. [21]

Baumgartner an der Startrampe zum Rennen *Man versus Machine.* [22]

Wettrennen über dem Lake Powell: Mit 240 km/h ist Felix mit seinem Karbonflügel schneller als die 500 PS starke Propellermaschine Pilatus Porter. [23]



Testfahrt für den Flug über den Ärmelkanal – am Runway des Salzburg Airport. [24]

Am 31. Juli 2003: Baumgartner fliegt über den Ärmelkanal und wird dadurch zum »Ikarus der Moderne«. [25]

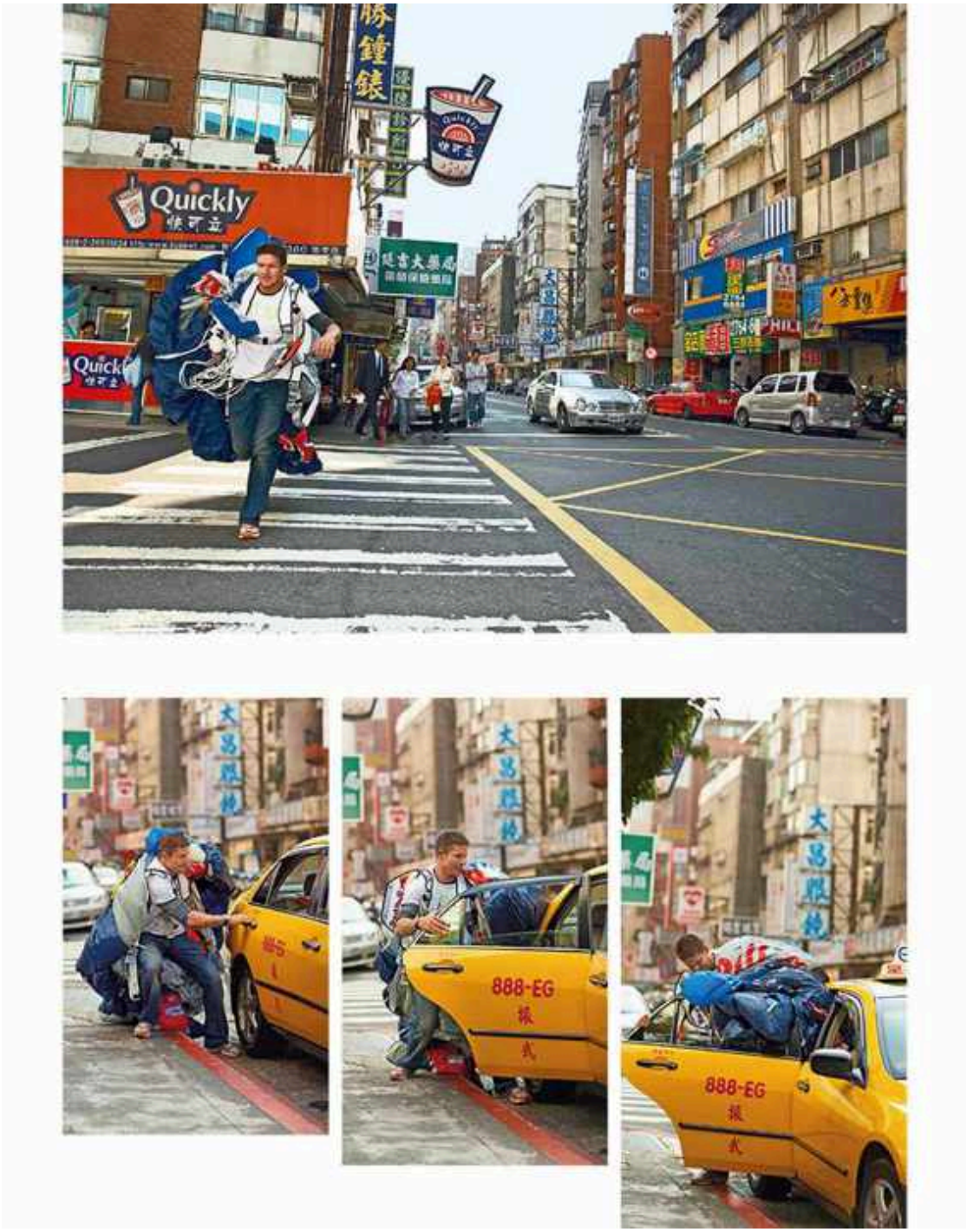
Nach 6 Minuten und 22 Sekunden ist der 34 Kilometer lange Flug aus 9800 Metern Höhe zu Ende und Felix unversehrt am Cap Blanc-Nez nahe Calais gelandet. [26]

Die internationale Presse ließ sich dieses historische Ereignis nicht entgehen. [27]

Blindes Vertrauen – mit Ehrfurcht und ohne Sicht ins Innere der Erde. [28]

Mamet Cave, Kroatien: Zum ersten Mal kann Baumgartner sich nicht auf seine Augen verlassen, sondern muss auf ein akustisches Signal vertrauen. [29]

11. Dezember 2007: Baumgartner springt vom Wolkenkratzer Taipei 101, Taiwan. Den Fallschirm hatte er Tage zuvor in der Deckenverkleidung einer Toilette versteckt. [30]



Sein letzter Base-Sprung von dem 509 Meter hohen Gebäude endet mit einer spektakulären Flucht: rein ins Taxi, raus zum Flughafen und ab nach Hongkong. [31]

Therapie in Lancaster und eine Zwangspause für Stratos

An Andy Walshe und dem Sportpsychologen Mike Gervais hängt in den nächsten Tagen und Wochen einfach alles. Sie treten immer gemeinsam auf. Ihre Aufgabe: dafür zu sorgen, dass ich es in dem verfluchten Druckanzug aushalte, und zwar dauerhaft, nicht nur für ein paar geschummelte Minuten. Unser Ziel: die Tests in der Air-Force-Basis

Brooks zu bestehen. Der Zeitrahmen: vier Wochen. Verdammt wenig Zeit. Parallel zur psychologischen Arbeit mit mir, dem Piloten in spe, muss gemeinsam mit dem Stratos-Team am eigentlichen Projekt Überschallflug gearbeitet werden.

Nach einer Woche werden wir wissen, ob es in die richtige Richtung geht. Wenn nicht, haben wir den *worst case* und müssen Brooks absagen. Keine Ahnung, was dann mit mir und dem Projekt Stratos geschieht. Aber ich bin extrem motiviert. Vor dem Team habe ich mich geoutet, mein Geheimnis ist seit drei Monaten gelüftet, und nun haben wir mit Andy und Mike zwei neue Leute im Team, denen ich vertraue, bei denen ich das Gefühl habe: Es passt.

Meine Anzugtherapie beginnt im Ankleideraum. Mike schickt mich ausgerechnet in den Raum, in dem ich angefangen habe, den Anzug zu hassen. In den Raum, wo mir Mike Todd immer den Anzug angezogen hat, wo die drei Anzüge, die Ersatzteile und die Messgeräte aufbewahrt werden. Mein Hassraum. Mike Gervais fragt mich: »Was genau ist dein Problem?« Ich erzähle ihm von meinem Gefühl, dass dieser Anzug wie ein Gefängnis sei, dass ich Panik habe, zu wenig Luft zu bekommen, und von diesem ekligen Gummigeruch. Daraufhin schnallt er mir einen Pulsgurt um und sagt: »Okay, ich will jetzt gleich mal, dass du den Helm aufsetzt. Nur den Helm, ohne Anzug. Zwanzig Minuten lang, und du beschreibst mir dabei, wie es dir geht. Von Level eins bis zehn. Eins heißt, du bist absolut relaxed, zehn heißt, du bekommst Panik und musst unbedingt raus.« Und los geht's: Helm auf, Visier runter, dann Sauerstoff. Wenn ich das Visier unten habe, muss Sauerstoff eingespeist werden, sonst ersticke ich da drin. Sofort merke ich, es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich mit Helm dasitze oder im kompletten Anzug. Im Anzug bin ich hermetisch abgeriegelt. Wenn ich aber ein gewisses Gefühl von Freiheit habe und zumindest die Finger frei bewegen kann, hilft das schon ein bisschen.

Ich sitze auf dem sogenannten Pre-Breathing-Chair, und Mike fragt: »Wie fühlst du dich?« Ich beschreibe ihm meinen Gefühlszustand, offen und ehrlich: »Jetzt weiß ich wieder, warum ich das so hasse. Und ich weiß auch, dass irgendwann der Moment kommt, an dem ich nur noch raus will.« Ich weiß, dass wir offen reden können, dass ich meine Angst zeigen kann und darf, dass ich nicht schauspielern muss, um das Team über irgendetwas hinwegzutäuschen. Ich kann einfach sagen: »Jetzt habe ich Stress.« Ein befreiender Moment. Ein Moment, der paradoxerweise den Stress von mir nimmt. Aber zugleich verspüre ich den Druck, dass etwas passieren muss in meinem Kopf, schließlich würden wir sonst nicht hier sitzen. Wir haben noch vier Wochen, wobei die letzte Woche schon für die

Tests verplant ist. Also drei Wochen. Nicht viel Zeit, um dieses Problem in den Griff zu bekommen.

Nach zehn Minuten im Helm ist mein Gemütszustand auf Level drei: leichte Anspannung, aber noch auszuhalten. Mike redet auf mich ein: »Versuch mal, aus dem Helm rauszugehen mit deinen Gedanken. Denk jetzt mal nicht: Ich bin hier drin. Ich krieg zu wenig Luft. Es ist eng. Es ist heiß. Geh mit den Gedanken raus! Schau mal, in welchem Raum du bist. Wenn wir beide reden, bist du mit deinen Gedanken direkt bei mir. Wenn du nach hinten schaust, hast du dein Gesichtsfeld schon erweitert.« Gerade in so einem Helm ist es wichtig, auf welcher Schiene du bist. Du möchtest dich an der Nase kratzen und denkst: Mist, ich kann da jetzt nicht hin. Mich juckt es aber schon die ganze Zeit. Das Jucken wird immer ärger. Dann kommt Art rein und sagt: »Was macht ihr denn hier, Jungs?« Mike antwortet ruhig: »Ich mache gerade einen Test mit Felix.« Art meint, er müsse kurz mit mir reden, erzählt mir irgendetwas über ein Gerät, das wieder funktioniert, und verschwindet nach zwei Minuten. Ich konzentriere mich wieder auf Mike und merke: Hey, ich hab gar nicht mehr an meine juckende Nase gedacht. Der Juckreiz war vorhin noch total präsent, aber kaum werde ich abgelenkt, ist die Nase vergessen. Mike hat recht: Ich muss mich ablenken, muss in Gedanken aus diesem Helm raus, kann da nicht drinbleiben und ständig über irgendwelche Dinge nachdenken! Ich muss was sehen, einen Film, ein Videospiel spielen, rückwärts zählen, einfach raus aus dem Helm!

Also lenke ich mich mit allen möglichen Dingen ab. Irgendwann fragt Mike: »Wie fühlst du dich?«

»Na ja, vier, vielleicht fünf«, antworte ich.

»Zwanzig Minuten haben wir schon. Schaffst du noch zehn Minuten? Dann hätten wir eine halbe Stunde. Das wäre ein guter Anfang.«

Ich bin noch nicht in Panik. Und ich weiß, ich kann ziemlich nah an den Punkt herangehen, weil ich das Visier jederzeit öffnen kann. Wenn ich in dem Anzug stecke, kann ich da nicht so ohne Weiteres raus. In dem Anzug würde ich mich nicht so nahe an diese Grenze heranwagen. Aber nur mit dem Helm auf dem Kopf ist das Problem innerhalb von einer Sekunde gelöst. Das alles erzähle ich Mike, wir reden und reden. Auf der Skala bin ich nun nahe an der Sieben. Mike hat meinen Puls gemessen, verrät mir aber nicht die Werte, sondern redet einfach weiter, die ganze Zeit über: »Können wir noch ein bisschen länger machen? Versuch mal dieses … Du solltest nicht jenes …« Mit verschiedensten Ablenkungsmanövern versucht er, mehr Zeit rauszukitzeln, meine Hemmschwelle immer höher zu schieben. Er pusht mich in Zehn-Minuten-Blöcken und sagt schließlich: »Das waren jetzt 57 Minuten. Die

Stunde machen wir noch voll. Dann hören wir wirklich auf.« Ich rufe: »Das hast du schon dreimal gesagt!« Drei Minuten später habe ich eine Stunde geschafft. Am ersten Tag!

Erst jetzt erzählt mir Mike von meinen Pulswerten: »Du warst jetzt drei Monate nicht in dem Helm. Alle schauen auf dich, wie du reagierst, wenn du weißt, wir haben nur drei Wochen Zeit. Und wenn wir es in drei Wochen nicht schaffen, dann gibt es den Test nicht, und wenn es den Test nicht gibt, dann gibt es vielleicht das Projekt nicht. Aber du hast jetzt eine Stunde geschafft. Und weißt du was? Du hast in dieser einen Stunde deinen Zustand beschrieben von drei bis sieben, das heißt von mehr oder weniger relaxed bis Ich-muss-jetzt-langsam-raus. Und dein Pulsschlag hat sich bis auf plus-minus zwei Pulsschläge nie verändert! Das heißt, das, was du mir gerade beschrieben hast, hat sich nur in deinem Kopf abgespielt, nicht in deinem Körper. Dein Körper hat keinen Stress, sonst würde dein Puls hochgehen. Zwei Pulsschläge rauf und runter in einer Stunde, aber dein Gefühlszustand geht von halbwegs relaxed bis Du-musst-jetzt-raus: Das ist also alles Einbildung. Dein Kopf meldet dir etwas, das es gar nicht gibt.«

»Ist das gut oder schlecht?«, frage ich ihn.

»Das ist gut! Deinen Kopf bringen wir schneller in Ordnung als deinen Körper. Wenn es der Körper wäre, dann wären drei Wochen nicht viel Zeit. Den Kopf können wir in der Zeit aber schaffen.«

»Cool! Es ist also doch nicht so schlimm, wie ich geglaubt habe!« Ich kann mein Glück kaum fassen.

Die Vorgehensweise ist klar: reden, reden, reden. Meistens sitzen wir in unserem silbernen Trailer, am Besprechungstisch, immer zu dritt, Mike, Andy und ich. Andy ist derjenige, der gleichzeitig den Kontakt zum Team hält und, basierend auf den psychologischen Auswertungen, den nächsten Schritt einleitet. Mike ist nur für mich da. Nach und nach entwickeln wir unsere Routinen. Jeden Morgen, bevor ich in den Anzug oder die Kapsel steige, fragt mich Mike ab: »Was ist das Ziel für heute? Was war die Lektion von gestern?« Dann folgen zehn Minuten Entspannungsübungen, in denen Mike redet: »Jetzt mach die Augen zu. Stell dir vor, du bist in deiner Kapsel.« Seine Stimme ist ganz ruhig, und ich merke, wie auch ich ruhig werde. Dann sagt er: »Stell dir vor, du bist im Anzug«, und mein Puls geht schlagartig hoch. Später erklärt er mir das: »Dein Puls geht auch hoch, wenn ich dir sage: Du machst morgen den ersten Bungee-Sprung. Stell dir vor, du stehst oben, spürst den Gurt an den Beinen. Dein gestiegener Puls hat also nichts mit dem Anzug zu tun.« Allein mit seinen Worten versucht er, meinen Puls wieder runterzubringen. »Das kann schon sein, dass ich dich jetzt kurz stresse. Aber du merkst, du kriegst Sauerstoff,

frischen Sauerstoff, hundert Prozent Sauerstoff. Kühl, erfrischend. Du merkst, wie der Sauerstoff aufsteigt, in deinen Kopf, wie er sich in deinen Gehirnzellen anreichert. Du spürst, wie präsent, wie wach du bist.« So geht das die ganze Zeit. Ich höre ihm zu und denke: »Ah, genau, frischer Sauerstoff. Das ist, als ob du im Winter rausgehst: Super, die Luft heute.« Dieses ewige Auf-mich-Einreden belebt meinen ganzen Körper, weil Mike die Abläufe so gut erklären kann. Er programmiert mich für die bevorstehende Aufgabe mithilfe von Visualisierungen. Und das funktioniert: Ich freue mich fast schon auf den Sauerstoff. Wenn ich früher das Visier zugeklappt habe, dann dachte ich: Jetzt bin ich isoliert in meiner kleinen Welt. Jetzt denke ich: Hurra, gleich kommt der frische Sauerstoff ! Interessant, wie sich der Fokus plötzlich verändert. Es geschehen genau dieselben Dinge, nur meine Wahrnehmung ist eine andere.

Diesem Prinzip folgt auch Mikes nächster Trick, und obwohl ich ihn durchschaue, funktioniert er: »Schau her, der Anzug. Du bist der Einzige auf der Welt, der so einen Anzug hat. Alle Astronauten bekommen ein Standardmodell. Davon gibt es drei Größen, die adaptiert werden können. Aber deiner ist maßgeschneidert. Jeder Millimeter des Anzugs ist an dich angepasst. Du bist der einzige Zivilist, der so einen Anzug besitzt. Du bist kein Astronaut, bist nicht bei der NASA, nicht bei der Air Force.« Er hört nicht auf, mir meinen Anzug schmackhaft zu machen: »Wenn du ihn trägst, unterscheidet er dich von allen anderen Menschen. Mit dem hast du Großes vor. Dort, wo du hingehst, kannst du als Mensch nicht überleben – außer du trägst diesen Anzug.« Ich merke natürlich sofort, wo die Reise hingehen soll. Aber Mike hat ja recht: »Mit dem Anzug bist du ein anderer. Der Anzug ist wie eine schöne Uniform, wie ein cooles Auto. Eins, mit dem du direkt vor der Disco parkst, nicht irgendwo hinten auf dem Parkplatz. Eins, nach dem die Leute sich umdrehen, mit dem du Frauen kennenlernst, die du ohne das Auto nicht kennenlernen würdest. So ist es auch mit dem Anzug: Er eröffnet dir den Zutritt in eine andere Welt, eine sehr limitierte Welt. Das ist ein ganz exklusiver Klub, in den du dich da einreihst. Der Anzug ist dein Freund, nicht dein Feind. Ohne den Anzug wird da oben Folgendes passieren: Dein Blut fängt an zu kochen. Das Wasser in deinem Körper beginnt zu schäumen. Blut, Augen, Schleimhäute, alles beginnt zu schäumen. Aber der Anzug verhindert das.«

Mit seiner endlosen Hymne bringt mich Mike tatsächlich so weit, dass ich zum Anzug rüberschaue und denke: Schon geil, das Ding! So hatte ich das noch nie gesehen. Ich dachte mir immer nur: Mist, jetzt muss ich wieder da rein! Alle anderen sitzen draußen, trinken Kaffee, können

sich frei bewegen, und nur ich hocke hier drinnen. Trinken ist mühsam, Bewegen ist mühsam. Ich beneidete jeden Menschen außerhalb dieses Anzugs um seine Normalität. Es gibt Sachen, über die man nie nachdenkt, wenn man so dasitzt, die Ärmel hoch, frische Luft. Aber wenn man das nicht mehr hat, wenn man in diesem Anzug sitzt, dann spürt man auf einmal diese Eifersucht auf die normalen Dinge des Lebens. Und jetzt kommt dieser Psychologe einfach her und sagt: »Hier drinnen musst du nicht unbedingt mit Taucherflossen und Taucherbrille sitzen. Aber wenn du draußen in den See springst, bist du froh darüber. Dann siehst du was unter Wasser, kannst atmen unter Wasser, bewegst dich schneller. Und genau so ist es mit deinem Anzug auch, wenn du erst mal da oben in der Stratosphäre bist.«

Mike hat es also geschafft, eine Veränderung in meinem Kopf auszulösen. Als Nächstes stellt er mir folgende Aufgabe: »Mich würde mal interessieren, wie du deinem Sohn erklären würdest, was gerade passiert. Stell dir vor, du hättest einen Sohn. Du arbeitest an einem Projekt, du bist Base-Springer, du hast zwanzig Jahre lang erfolgreich Projekte gemacht. Jetzt hast du dir ein großes Abschlussprojekt vorgenommen und drohst, an der Hürde Anzug zu scheitern. Dein Team glaubt nicht mehr ernsthaft an dich, dein Sponsor weiß nicht so recht: Sollen wir das machen, sollen wir das nicht machen? Und du selbst bist dir auch nicht ganz im Klaren, wie es weitergehen soll. Du willst zwar, weißt aber nicht, ob du kannst. Wie würdest du deinem Sohn das erklären?«

Mike und ich kennen uns zu diesem Zeitpunkt vier oder fünf Tage, haben nach der kurzen Zeit noch kein richtig tiefes Vertrauensverhältnis, und ich soll vor diesem fast fremden Menschen über meine Gefühle zu meinem imaginären Sohn sprechen? Ich komme mir vor wie ein Schauspieler, der sich plötzlich am Boden wälzen muss, und es stehen zig Kameraleute da, jeder lacht. Hier ist es genauso: Ich spreche jetzt mit meinem Sohn und erkläre ihm die Sache mit dem Anzug. Lachhaft.

»Also, ich würde ihm sagen, dass …«

Sofort fällt mir Mike ins Wort: »Nein, nein. Nicht: Ich würde sagen … Sprich zu ihm. Stell dir vor, in dem Sessel da sitzt dein Sohn. Sprich zu deinem Sohn!«

»Das ist jetzt ein Scherz, oder? Willst du wirklich, dass ich mit dem Sessel da rede?«, frage ich entgeistert.

Und Mike sagt: »Frag nicht immer. Mach einfach. Hab Vertrauen.«

»Okay, das kann ich schon machen.« Also fange ich an, mit dem Sessel zu reden, in dem mein fiktiver Sohn sitzt.

Das Verrückte ist, ich kann mich an kein Wort von dem erinnern, was ich erzählt habe. Ich habe es komplett in meiner Erinnerung gelöscht. Ich weiß nur noch, dass ich ein Gespräch mit einem Sohn geführt habe, den es nicht gibt. Das halte ich Mike und Andy heute noch vor: »Das war eine der schlimmsten Sachen, die ihr mit mir gemacht habt.« Ihre Antwort verblüfft mich jedes Mal: »Ja, aber es ging dabei überhaupt nicht darum, was du erklärst. Es ging nur um eines: Bist du bereit, auch so etwas Abwegiges zu machen? Wir müssen ja wissen: Wie bereit ist der Felix eigentlich? Wie sehr willst du alles geben? Das war einfach ein Test. Ein Seelenstriptease.« Wenn ich zu den beiden gesagt hätte: »So einen Scheiß mache ich nicht. Nächste Frage!«, dann hätten sie gewusst: »Aha, der ist nicht bereit, alles zu geben. Wir haben nicht von ihm verlangt, sich den kleinen Finger abzuschneiden oder so etwas. Er sollte nur seinem kleinen Sohn etwas erklären. Und schon das macht er nicht. Vielleicht ist er noch nicht ganz unten. Oder er wird schon wieder frech und sagt sich: Das pack ich ohne euch auch. Beim letzten Mal habe ich schon eine Stunde im Anzug geschafft. Ich brauche euch nicht mehr.« Es ging also nur darum, einen weiteren Test zu bestehen.

Langsam entwickelt sich zwischen uns ein freundschaftliches Verhältnis. Am Anfang sind die beiden zwei Psychologen gewesen, die ich gern mochte. Aber es waren nicht meine Freunde. Andy ist Mitte 40, Mike um die 30. Mike schaut aus wie Tom Cruise: Rolex-Uhr, V-Pullover, ein aufstrebender Psychologe. Einfach ein guter Typ. Er hat etwas Forderndes, weiß aber auch, wann er wieder Gas rausnehmen muss. Mit ihren psychologischen Tricks haben Mike und Andy schon den besten Athleten der Welt geholfen. Da waren einsichtige Typen dabei, aber auch völlig beratungsresistente Persönlichkeiten. Für jede Art von Charakter haben sie gewisse Methoden und Mechanismen entwickelt. Bei mir arbeiten sie auch mit ihrer Körperhaltung, lehnen sich betont entspannt im Sessel zurück und sagen: »So, komm, jetzt erzähl mir mal was aus deinem Leben!« Ich fühle mich sofort eingeladen. Aber was genau ich dann erzähle? Keine Ahnung. Das habe ich gleich wieder abgehakt. Da war so viel Peinliches dabei, das habe ich wirklich verdrängt.

An einem der folgenden Tage fragt Mike mich: »Was, glaubst du, würde passieren, wenn wir dich in den Anzug stecken, auf einen Tisch schnallen, die Tür schließen und dir sagen: Du musst da fünf Stunden liegen. Jetzt in diesem Stadium, wo du das noch nicht kannst. Was glaubst du, was passiert?«

»Ich würde nach einer halben Stunde anfangen, mich unwohl zu fühlen, nach einer Dreiviertelstunde mich richtig ungut fühlen, und nach einer Stunde drehe ich dann durch.«

»Und dann?«

»Weiß ich nicht. Wahrscheinlich möchte ich mich losreißen.«

»Aber das kannst du nicht. Die Dinger sind so fest, da kannst du dich nicht losreißen. Und es kommt keiner.«

»Ich schreie und verbrauche viel Sauerstoff, will mich befreien.«

»Ja, aber du kannst dich nicht befreien. Du kommst von dem Tisch nicht weg.«

»Vielleicht werde ich ohnmächtig oder bekomme einen Herzinfarkt.«

»Das ist exakt das, was nicht passieren würde«, widerspricht Mike mir. »Bei einem gesunden Menschen gibt es immer dieses Reservoir für Panik. Das musst du dir vorstellen wie einen Benzintank im Auto. Und daraus nimmt der Körper alles, was er braucht für die Panik. Das Adrenalin fürs Schreien, für den Schweißausbruch, der Puls geht rauf. Aber irgendwann bist du so müde, dass du aufhörst, dass du dir sagst: Es hilft eh nichts. Ich kann nicht mehr. Ich habe mal mit einem Hochseesegler gesprochen. Der war drei Tage lang in einem Sturm, hatte die ganze Zeit Angst, dass er stirbt. Er hat geschrien vor Stress, richtige Panikattacken gehabt – bis er nach sieben, acht Stunden total erschöpft war und dachte: Ich kann nur noch schauen, dass ich durchsegle. Wenn ich jetzt sterben soll, dann kann ich es auch nicht ändern. Wenn das Reservoir leer ist, drosselt der Körper auf die nötigsten Funktionen ab. Er hat keine Kraft mehr, um Angst zu haben. Das ist im Krieg so, das ist so bei einem Baby, das schreit, und keiner kommt. Irgendwann hörst du auf und sagst dir: Ich muss das akzeptieren. Der Körper liefert keine Energie mehr. Das heißt: Es wird besser. Irgendwann ist die Panik vorbei«, sagt Mike und beendet dann seinen Vortrag mit den Worten: »*You don't panic to death.*«

Das war mir alles gar nicht bewusst. Das hätte ich auch nie gedacht. Jeder Mensch würde aus dem Bauch heraus doch sagen: Irgendwann drehe ich durch und bekomme einen Herzinfarkt. Bestimmt 95 Prozent der Menschen glauben, dass es so ist: eine Folter bis zum Tod. Aber der Tod kommt nicht. Das alles macht mir Mike bewusst. Mein Problem kommt vom Kopf und nicht vom Körper. Aber ich weiß, dass ich auf einem guten Weg bin. Ich habe schon mal eine Stunde im Helm geschafft. Ich bin bereit, alles zu geben, habe sogar mit meinem nicht existenten Buben gesprochen. Ich weiß, dass der Zustand, vor dem ich mich fürchte, nicht schlimmer wird, sondern die Panik irgendwann vorübergeht. In diesen Tagen erreicht mich eine Karte von Nicole mit einem Zitat des amerikanischen Boxers James John Corbett, das meine Einstellung auf den Punkt bringt:

Halte durch. Wenn deine Füße so müde sind, dass du in die Mitte des Rings zurückweichen musst, kämpfe noch eine Runde! Wenn deine Arme

so müde sind, dass du sie kaum mehr in die Deckung hochkriegst, kämpfe noch eine Runde! Wenn deine Nase blutet und dein Auge schon blau ist und du so müde bist, dass du dir wünschst, dass dein Gegner dir den Kiefer einschlägt und dich in die Ohnmacht befördert, kämpfe noch eine Runde! Denn der Boxer, der immer noch eine Runde weiter kämpft, wird nie geschlagen werden!

Eine große Hilfe ist auch Mikes Entspannungstechnik gegen Stress: einfach Luft anhalten, Hände und Füße so fest wie möglich zusammenpressen und nach 30 Sekunden wieder loslassen! Das bringt sofort den Puls runter, man glaubt es kaum. Mike hat mir erzählt, dass er mal einen Vortrag vor seinen ehemaligen Ausbildern halten musste, und da hatte er irrsinnig Lampenfieber. Irgendwelchen Unwissenden da draußen etwas zu erzählen, das ist einfach. Aber wenn deine Ex-Lehrer da sitzen, die sich richtig auskennen und schauen, wie du dich entwickelt hast, da stehst du vor einer ganz anderen Art von Herausforderung. Da liegt die Messlatte ein gutes Stück höher. Mike sagte: »Da habe ich dermaßen Stress gehabt, dass ich hinter der Bühne all das gemacht habe, was ich dir jetzt erzähle.« Ich mache diese 30-Sekunden-Übung öfter, auch zu Hause. Mike weiß einfach so viele Sachen. Da ist nichts Mystisches dabei, nichts, wo du sagst: »Der Wahnsinn!« Aber er holt aus seiner Werkzeugkiste einfach immer die richtigen Dinge heraus, manchmal ganz banale: »An was Positives denken? Na klar, ist doch logisch.« Nur: Man muss es dann auch wirklich tun.

Mike hat in sehr kurzer Zeit herausgefunden, wie ich ticke. Ich erzähle ihm, wie ich mich den Tests im Anzug bisher immer angenähert habe. Meistens geht der Stress drei Tage vorher los: Da habe ich schon keine Kraft und Energie mehr, lasse mein Krafttraining ausfallen, bin nicht motiviert. Ich muss ständig an diesen Test und den Anzug denken, da kann ich nicht auch noch trainieren. Selbst bei so banalen Dingen wie einem Restaurantbesuch fange ich schon an, mich abzuschotten, bleibe lieber daheim, koche mir selbst was, habe keine Lust auf Öffentlichkeit. Und bin heilfroh, dass noch ein Tag dazwischen ist, dass ich noch diesen Puffer habe. Einen Tag vor dem Test merke ich dann, wie der Puls ein bisschen raufgeht und der Kopf sich mit nichts anderem mehr beschäftigt. Mich interessiert jetzt kein Film, kein Fernsehen, ich beantworte keine E-Mails mehr. Der Fokus liegt nur noch auf dieser einen Geschichte: dem Test. Und im Hinterkopf: Mist, da ist ja der Anzug involviert.

Richtig heftig wird es, wenn ich mich vor meinem Apartment in Santa Monica ins Auto setze und weiß: In zwei Stunden steige ich in Lancaster aus – und dann muss ich in den Anzug. Unterwegs sind meine Meilensteine: Wenn ich an diesem großen, markanten Tankstellenzeichen

vorbeifahre, ist es nur noch eine Stunde bis Lancaster. Oder in Lancaster: Da geht die Autobahn über einen Hügel, von dem aus man runtersieht auf die Stadt. Da sind Lockheed und viele andere große Firmen mit ihren Fertigungshallen – und jetzt bin ich schon fast da. Ich fahre auf unser Gelände, parke das Auto, gehe rein, an der Sekretärin vorbei: lauter Bilder, die ich schon kenne, lauter Einzelstationen hin zum Unvermeidlichen, mitten rein ins Negative.

Mike hört zu und erklärt mir meine Gedanken: »Weißt du, was du machst? Brooks ist dein Getto. Du sitzt im Zug der negativen Gedanken, mit der Endstation Getto. Da ist das Tankstellenzeichen, da ist der Hügel: alles Dinge, die im Getto enden. Du müsstest aber auf der ersten oder zweiten Station abspringen. Du weißt genau, der Zug endet im Getto, und du bleibst drauf. Der Zug fährt ins Verderben, und du bleibst sitzen. Du musst abspringen von diesem Zug, nach einer Station, nach zwei Stationen, so schnell wie möglich.«

Train of negative thoughts: So hat Mike das genannt. In der Nacht habe ich das, was er mir erklärt hat, in zeichnerischer Form verarbeitet, in ein paar Skizzen. So wirkt all das noch mal nach: Der Anzug macht mich zum Helden. Morgen ist ein Test, aber morgen Abend werde ich diesen Test bestanden haben. Dann bin ich wieder einen Schritt weiter im Projekt. Das Team ist happy, Red Bull ist happy. Ich muss schauen, dass ich abspringe vom Gettozug. Am Abend werden wir bei der Nachbesprechung sitzen, und ich kriege meine fünf Häkchen, damit habe ich Test eins bestanden. Mit dem Erfolg gehe ich in die nächste Runde. Morgen sind es dann sechs Häkchen. *Think positive*! Es kann so einfach sein.

Die nächste Lektion verläuft nach einem inzwischen gewohnten Muster. Mike stellt Fragen und beantwortet sie gleich selbst: »Was kannst du in deinem Leben beeinflussen? Kannst du deine Freundin beeinflussen? Nur bedingt. Kannst du das Wetter beeinflussen? Eher nicht. Kannst du dein Team beeinflussen? Bis zu einem gewissen Grad schon. Aber wenn Art morgen sagt: ›Ich schmeiße alles hin‹, oder er einen Herzinfarkt bekommt, dann ist der Projektleiter weg. Das kannst du nicht beeinflussen. Unterm Strich, wenn es knallhart kommt, ist das Einzige, was du beeinflussen kannst, dein eigenes Denken. Ist das Glas halb voll oder halb leer? Sehe ich dem Test morgen positiv entgegen oder negativ? Falls der Test nicht gut ist, kannst du immer noch sagen: ›Was war gut an dem Test? Die ersten zehn Minuten waren super, da habe ich mich echt motiviert gefühlt, da habe ich alles zusammengebracht. Okay, dann lass uns doch die ersten zehn Minuten wiederholen!‹«

Interessant: Was Mike mir da erzählt, kann man im ganzen Leben gebrauchen: bei der Arbeit, bei Gehaltsverhandlungen, in der Beziehung. Es geht immer von einem selbst aus, wie man die Dinge sieht. Wenn man 30, 40 Prozent seiner Pläne umsetzen kann im Leben, ist man schon ganz gut dabei. Die meisten können davon gar nichts umsetzen. Oder sie kennen ihre Pläne, setzen aber bewusst nichts davon um.

Ein weiterer Trick, mit dem Mike arbeitet, sind kleine Belohnungen. Wenn der Athlet dem Team Kaffee mitbringt, fängt der Test schon ganz anders an. Oder die Geschichte mit dem freien Freitag. Nach eineinhalb, zwei Wochen hat das Team gemerkt, dass die Übungen bei mir in die richtige Richtung gehen. Freitagabends bin ich immer nach Santa Monica in mein Apartment gefahren, weg von der Arbeiterstadt Lancaster, ein Tapetenwechsel als Belohnung für eine harte Arbeitswoche. Plötzlich heißt es vom Team: »Du, Felix, das läuft schon so gut, es geht schon um einiges besser, als wir geglaubt haben. Wir können eigentlich den Freitag freimachen. Das heißt, du kannst schon am Donnerstagabend heimfahren, dann hast du Freitag, Samstag und Sonntag in Santa Monica. Wir bringen das schon hin.« Langes Wochenende: ein feines Angebot. Aber jetzt kommt der Psychologe und Stratege in mir durch, der sagt: Das mache ich jetzt nicht. Ich gehe lieber mit gutem Beispiel voran und fange an, das Tempo anzuziehen. Ich hole mir meine Führungsposition zurück!

Also sage ich zu meiner Mannschaft auf das Angebot, schon früher heimzufahren: »Super, danke für das Angebot. Aber ich würde gern den Freitag nutzen. Santa Monica ist super, aber mir reichen die Samstage und Sonntage dort. Den Freitag machen wir Folgendes: Wir schauen uns die Technik der Kapsel an, die Schaltpläne, damit ich weiß: Was setzt dieser Knopf in Bewegung? Wofür ist jener da? Wir haben jetzt alles komplett, die Kapsel ist fertig, jetzt muss ich langsam alles wissen, jetzt soll das Ding zu meinem Raumschiff werden. Was kann dieses Raumschiff ? Ich bin der Einzige, der an Bord ist. Ich habe keinen Techniker dabei, kann nur über Funk Fragen stellen. Da ist es ganz gut, wenn ich die Technik verstehe, falls mal ein Problem auftaucht. Also machen wir am Freitag eine Technikschulung. Alles klar?«

Das Team sieht in diesem Moment: Aha, er beginnt sich für die Technik zu interessieren. Früher war es genau umgekehrt. Da habe ich gesagt: »Mir reicht es im Anzug. Ich brauche nicht länger. Und ihr habt ja eh noch einen Haufen Arbeit.« Und ich bin abgehauen, in mein Santa-Monica-Wochenende. Jetzt aber muss das Team dableiben, kann nicht früher heimfahren, muss was arbeiten, sich vorbereiten, weil ich morgen dies oder jenes abfrage.

Ich halte meine Truppe auf Trab: »Ich möchte mal den Anzug komplett zerlegen: Innenfutter raus, Schläuche raus, Hardware raus. Was macht dieser Regler? Wie viel Druck haben wir da drin? Wo geht diese Leitung hin? Wenn diese Leitung kaputtgeht, was passiert dann mit dem Anzug?« Jeden Abend um fünf verteile ich an meine Leute noch ein paar Hausaufgaben: »Mike, kannst du mir bitte bis morgen so eine Liste machen. Die brauche ich noch für dies und das.« Damit die Truppe auch noch nach fünf beschäftigt ist. Sie werden gefordert, sind beschäftigt – und kommen nicht auf den Gedanken, dass ich womöglich nicht 100 Prozent dabei bin.

Andy beobachtet mich und sagt zu mir: »Ich weiß nicht, woher du das hast, aber du machst es genau richtig. Nach diesem ersten Team-Meeting habe ich dir gesagt: Du musst deine Führungsrolle zurückholen. Wahnsinn, wie du das jetzt machst! Aus dem Bauch heraus! Ich höre ja die Leute am Abend reden, wenn du draußen bist. Die wundern sich über dich: ›Der kommt jetzt immer schon am Sonntagnachmittag. Früher ist er erst am Montag gekommen.‹ So etwas macht sofort die Runde: ›Der Chef ist schon da!‹«

Es geht aufwärts. Das Team ist motiviert. Meine Autorität kommt wieder zurück, mal in kleinen Schritten, mal in großen Schritten. Das wiederum wirkt sich auf meine eigene Motivation aus: Ich gehe abends wieder ins Fitnessstudio, gebe eine Stunde lang noch mal richtig Gas. Und als Belohnung danach mit meinem Kumpel Richie ins »Black Angus« auf ein schönes Steak und eine gute Flasche Rotwein vom Weingut des Golfers Greg Norman. Irgendwann hieß es dann zwischen uns nur noch: »Und jetzt ein Steak und einen Golfschläger.«

Für die Tests in Brooks ist mein Kopf nun perfekt eingestellt. Bevor ich in den Anzug steige, klatschen wir uns jetzt sogar ab. Wie eine Footballmannschaft, die vor dem Spiel in der Umkleidekabine noch mal die Köpfe zusammensteckt und sich aufputscht. Das ist zu meinem Ritual geworden, wie die Einmarschmusik eines Boxers.

Schauspielern muss ich zum Glück nicht mehr. Der große Test in Brooks rückt näher und somit auch meine drei Fünf-Stunden-Tests. Schon der erste ist irrsinnig interessant. Es geht um technische Dinge, um Sauerstoff und Stickstoff. Wenn ich in der Kapsel ausatme, habe ich in meiner Ausatemluft noch sehr viel Sauerstoff, das heißt, ich reichere die Kapsel mit Sauerstoff an. Wenn die Sauerstoffsättigung dort aber die Marke von 28 Prozent überschreitet, besteht die potenzielle Gefahr eines Feuers. Wenn du einen elektrischen Schalter umlegst, kann ein kleiner Blitz entstehen, und der könnte die Kapsel in Brand setzen. Das ist damals mit der Apollo 1 auch passiert: Die Kapsel der drei Astronauten war mit

100 Prozent Sauerstoff gefüllt, sie haben den ersten Schalter umgelegt, es gab einen kleinen Funken, und schon hat die Kapsel gebrannt. Alle drei sind nicht mehr rausgekommen und auf der Startrampe am Boden verbrannt.

Deswegen ist bei unseren Tests immer wichtig, dass wir unter 28 Prozent Sättigung bleiben. Wir haben sogar eine eigene Anzeige in der Kapsel. Wenn der Zeiger auf 27 raufgeht, drehe ich den Stickstoff auf, um den Sauerstoffgehalt wieder zu drücken. Bei diesem Fünf-Stunden-Dauertest ist der Stickstoff gleichzeitig auch dafür da, den Anzug zu kühlen. Dabei haben wir gemerkt, dass die Stickstoffreserve wahrscheinlich für die fünf Stunden nicht reichen wird. Wenn der Stickstoff ausgeht, kann ich erstens den Anzug nicht mehr kühlen, und zweitens geht der Sauerstoffgehalt über 28 Prozent. Während des Tests sehe ich dann, dass es knapp wird, und versuche, den Stickstoff für die Anzugkühlung komplett zurückzudrehen. Ich muss ständig hier und da schauen, muss rechnen und checken – und komme überhaupt nicht zum Überlegen, wie lange ich schon im Anzug stecke. Die fünf Stunden vergehen wie im Flug. Richie steht schon draußen vor der Kapsel mit dem Bier in der Hand. War für eine Freude! Fünf Stunden mit dem Anzug in der Kapsel! Nachdem ich geglaubt hatte, das Projekt sei vorbei. Nachdem keiner mehr an mich geglaubt hatte. Nachdem alle auf der anderen Seite des Tisches saßen. Im Nachhinein versteht man die Freude gar nicht mehr so. Es ist ja noch nicht mal ein Testsprung, wir sind ja noch am Boden! Aber am Boden war es nun mal der wichtigste Test, und der war wie ein Sprung für uns und für mich.

Andererseits will mir ein Gedanke nicht aus dem Kopf gehen: Hoffentlich gibt es keinen Rückfall. Es ist ein Problem, das vom Kopf herrührt, und woher soll ich wissen, ob einem der Kopf nicht wieder einen Streich spielt. Auch Raucher und Trinker werden rückfällig, obwohl sie ein Jahr lang nichts mehr geraucht oder getrunken haben. Aus irgendeinem Grund fangen sie doch wieder an. Diese Gefahr ist da, bis zum Ende des Projekts, das ist mir klar.

Im Moment läuft mein Training mit Andy und Mike so gut, dass ich vor dem großen Brooks-Test sogar noch mal kurz nach Österreich fliegen kann. Als ich mit Richie in Salzburg zusammensitze, klingelt abends das Telefon, Christopher Reindl von Red Bull ist dran: »Kommst du mal vorbei? Wir müssen reden.« Wir treffen uns im Red-Bull-Media-House, Christopher hat keine guten Nachrichten für mich: »Wir sind verklagt worden und müssen das Projekt vorerst stoppen. Wir brauchen zuerst rechtliche Sicherheit.« Ich sitze da und höre mich sagen: »Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?« Aber Christopher scherzt nicht: »Wir wissen seit

einer Woche, dass wir den Stecker ziehen. Ich wollte es dir nur nicht früher sagen, weil du ja noch diesen großen Abschlusstest hattest und wir nicht wussten, wie es ausgeht für dich. Wir mussten erst sicher wissen: Kann es der Felix? Wenn ja, können wir diesen Rechtsstreit angehen. Kann er es nicht, dann lassen wir sowieso die Finger von der Sache, dann brauchen wir nicht dafür zu kämpfen. Es ist mit Dietrich Mateschitz alles besprochen. Wir legen das Projekt auf Eis, und wir treiben auch die Entwicklung nicht weiter voran.«

Christopher meint, der Rechtsstreit könne sich ganz schön in die Länge ziehen: im besten Fall ein Jahr, im schlimmsten fünf. Können wir das Projekt fünf Jahre auf Stand-by halten? In fünf Jahren bin ich 48. Ich frage ihn: »Was wird jetzt von mir erwartet?« Christopher antwortet: »Nichts. Vielleicht arbeitest du in der Zwischenzeit an deiner Karriere als Helikopterpilot weiter.«

Ich gehe raus, steige ins Auto und fahre zweieinhalb Stunden rum. Ich weiß nicht mehr, wo ich hingefahren bin, weiß nur noch, dass ich Bruce Springsteen gehört und nichts mehr wahrgenommen habe. Vor drei Wochen war ich noch am Boden, mein Team saß an der anderen Seite des Tischs, ich habe mit meinem imaginären Sohn gesprochen, all diese Tests gemacht, fünf Stunden in dieser elenden Kapsel verbracht, und das dreimal, ich habe trainiert, mich gut ernährt, alles getan, was nötig war, komme nach Hause und sage: »Okay, ich bin so weit!« Und dann heißt es: »Mach dir einen schönen Winter!« Das zieht mir komplett den Boden unter den Füßen weg. Das kann einfach nicht sein. Und die Aussichten: zwischen einem und fünf Jahren. Was mache ich so lange? Ein Jahr Skiurlaub? Ich habe etwas Unvollendetes im Kopf, das ich vollenden will. Die Zeit arbeitet nicht für uns. Die Kameratechnik entwickelt sich weiter, Joe Kittinger ist schon über 80. Da sind so viele Dinge, die am seidenen Faden hängen. Ein Jahr Pause würde noch gehen, ein Jahr ist übersichtlich. Aber fünf Jahre? Das können wir vergessen.

Mit einem Schlag ist auch Richie arbeitslos, und ich kann ihm nicht sagen, für wie lange. Die Situation ist kritisch. Aber dann ist es doch erstaunlich, wie schnell ich wieder motiviert bin. Am nächsten Tag wache ich auf und denke mir: Ich kann es noch gar nicht glauben, dass mir das gestern passiert ist. Aber okay, ein Jahr. Positiv denken! Das Glas ist halb voll, nicht halb leer. Und bei dem Glück im Leben, das ich immer gehabt habe, dauert das sicher nicht länger. Nie und nimmer dauert das fünf Jahre! Wir sind im Recht und haben die besten Rechtsanwälte der Welt. Gehen wir mal von einem Jahr Pause aus. Dann bin ich immer noch der Gleiche, vom Kopf her bin ich stark. Joe hat ein Herz wie ein Zwanzigjähriger. Das mit der Kameratechnik wird schon hinhauen. Und

ich treibe in dem Pausenjahr meine Ausbildung zum Hubschrauberpiloten voran.

So hatte ich schon am Tag eins nach dem Schock wieder ein neues Ziel. Rund zehn Monate später saß ich auf dem Weg zur Basler Uhrenmesse im Taxi, als Christopher anrief: »Wir haben das Rechtsthema gelöst. Grünes Licht: Es geht weiter!« Ich fuhr so durch Basel und dachte mir: Ja, ich habe es immer gewusst, das ist meine Geschichte! Ich habe nicht diesen Tiefpunkt überwunden, damit wir dann die ganze Sache begraben. Ich habe bisher alles in meinem Leben zu Ende geführt. Ein Rechtsstreit mit einem wild gewordenen Amerikaner, der glaubt, die Rechte an einem Projekt zu haben, das in den vergangenen Jahrzehnten zahllose Rekordjäger in Angriff genommen haben? Natürlich hatte der keine Chance. Wir waren wieder im Geschäft, wir aktivierten die ganzen Strukturen in Lancaster, riefen die Jungs wieder auf den Plan, orientierten uns neu, begannen mit dem spezifischen Training und stiegen praktisch auf demselben Stand ein, auf dem wir aufgehört hatten.

Bittere Pillen und eine Entmachtung

Nun also Brooks. Der große Test, vor dem ich einst mitten in der Nacht geflüchtet war. Drei Wochen lang haben wir nach meiner Rückkehr nach Lancaster dafür trainiert, drei anstrengende Fünf-Stunden-Tests und einen Blind-Cockpit-Check absolviert, bei dem ich blind alle Knöpfe bedienen musste, falls in der Kapsel das Visier meines Helmes anlaufen sollte. Unzählige Tests, die von unseren Wissenschaftlern bestätigt werden mussten, damit wir sagen konnten: »Okay, der Felix kann's. Jetzt können wir guten Gewissens nach Brooks gehen.« In Brooks sind wir zum ersten Mal nicht mehr in unserem eigenen Biotop, sondern quasi in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit: bei den Profis von der Air Force und der NASA, den Hohepriestern in Sachen Raumfahrt. Die schauen uns ganz genau auf die Finger und werden dann hoffentlich sagen: »*Well done*, Hausaufgaben gemacht, gute Sache. Wir haben Vertrauen in euch und sehen, dass es in die richtige Richtung geht.« Mein Horrorszenario ist der gesenkte Daumen. Wenn die Profis sagen: »Abbrechen! Das könnt ihr vergessen!«, ist das Projekt Stratos mausetot. Diese Cracks werden sofort einschätzen können, wie gut wir sind. Und ob wir gut genug sind, um weiter von ihnen gefördert zu werden.

Bisher hatten wir den Eindruck, dass die NASA das, was wir treiben, mit einem gewissen Argwohn betrachtet. Dieser Brausehersteller aus Österreich, der plötzlich ins Weltall will, wo sich, wie jeder weiß, nur die NASA wirklich auskennt. Die Air Force hingegen war unser Partner, hat uns ihre Einrichtungen wie etwa die Basis in Brooks zur Verfügung gestellt sowie diverses Test-Equipment. Auch deshalb ist es so wichtig,

dass wir diese Leute überzeugen, damit sie sicher sein können, ihr Equipment in die richtigen Hände gelegt zu haben und dass sie es heil wiederbekommen werden.

Im November 2011 ist es dann schließlich so weit: die entscheidenden Tests an der Brooks City-Base in San Antonio, Texas. Drei Ausflüge stehen mir bevor: In der am Boden stehenden Kapsel können Flüge in große Höhen simuliert werden. Getestet werden dabei die Ausrüstung und die Systeme in der Kapsel. Auch unsere Checklisten für all die komplexen Abläufe in großer Höhe kommen auf den Prüfstand – und nicht zuletzt ich, der Athlet. Jeweils fünf Stunden muss ich es mit meinem Lieblingsfreund, dem Anzug, aushalten. Und nicht nur aushalten: Ich habe jede Menge Jobs zu erledigen in dieser Zeit, und dabei kann ich mir keine Fehler und Unkonzentriertheiten erlauben. Beim ersten Test haben wir ernstzunehmende Probleme mit der Visierheizung. Nachdem diese sich selbstständig auf höchster Stufe aktiviert, sind wir gezwungen einen Notschalter zu installieren. Der Test muss abgebrochen werden. Am zweiten Tag verläuft es nicht viel besser: Der Notschalter, den wir aus Zeitgründen über Nacht besorgen mussten, stellt sich als nicht optimal heraus und bricht ab. Damit ist auch der zweite Test gescheitert. Der dritte Test verläuft planmäßig, und uns wird bescheinigt: »*The Red Bull Stratos capsule is man-rated*«, die Kapsel ist geeignet für den menschlichen Transport, und zwar bis auf eine Höhe von 36 600 Metern – die bislang größte Höhe, die je in Brooks simuliert wurde. Dass wir ein Jahr später noch ein paar Tausend Meter höher fliegen würden, ahnt in diesem Moment noch niemand. Und ich bin einfach nur glücklich, weil nun endlich feststeht: »Felix kann es!« Und das ist das, was zählt.

Die einzigen Hürden, die es bei der Zusammenarbeit mit der Air Force gegeben hatte, betrafen die Firma David Clark, die die Raumanzüge für die Air Force herstellt. Die Air Force selbst produziert keine Anzüge. David Clark hatte uns drei Anzüge verkauft – allerdings ohne die nötige Hardware mitzuliefern. Also ohne die Ventile und Regulatoren, mit deren Hilfe der Anzug unter Druck gesetzt wird. Das war wie ein Schlauchboot ohne Ventil – und somit ein gewaltiges Problem. Auch Joe und Art waren von diesem Coup komplett überrascht worden. Die Folge war, dass wir nur *unpressurized* testen konnten, also ohne Druck im Anzug. Im Windkanal, Fallschirmsprünge aus dem Flugzeug: alles ohne Druck im Anzug. Weil die verdammte Hardware fehlte.

Das war wieder einer dieser tausend Fallstricke des Projekts Stratos gewesen: Da hast du das Geld, du hast das Team, du hast die Air Force, du hast David Clark überzeugt, dass wir die Richtigen sind, denen man einen

Anzug verkaufen sollte – und dann verkaufen sie uns die Dinger ohne Hardware, für unser Vorhaben somit völlig nutz- und wertlos.

Zu Beginn der Verhandlungen mit Clark hatte es noch kompromisslos geheißen: »Wir verkaufen nichts.« Eine glatte Absage. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir wohl noch nicht genügend kompetente und renommierte Leute im Team und wurden von Clark nicht ernst genommen. Dann gelang es uns, Joe an Bord zu holen, dazu noch Einar Enevoldson, einen Testpilot, der Tausende Stunden in einem derartigen Anzug verbracht hatte. Alles Leute, die in dieser Community einen Namen haben. Und als wir mit diesem Team wieder bei Clark vorstellig wurden, sagten sie plötzlich: »Wow, da ist Einar Enevoldson dabei, dazu Joe Kittinger und Art Thompson, der war schon beim B-2-Stealth-Programm involviert. Die haben ja jetzt richtig gute Leute an Bord. Wenn die alle mitmachen, dann geben wir dem Projekt eine Chance.« Und so haben wir bei Clark immerhin einen Termin für ein Meeting bekommen. Na ja, es war eigentlich kein Meeting, sondern eher ein fünfstündiges Kreuzverhör. Wir mussten alles Mögliche und Unmögliche am besten schriftlich nachweisen. Zudem erklärten uns die Leute von Clarks Team: »Ihr braucht nicht nur einen Anzug, sondern auch zwingend eine Druckkapsel!« Also ein zweites System, falls das andere ausfällt. Joe Kittinger stieg bei seinem Sprung nicht in einer Druckkapsel auf, sondern in einer offenen Gondel, die an einem Ballon befestigt war. Einzig sein Anzug schützte ihn. Clark schrieb uns also mehr Sicherheit vor, was sich durchaus mit unseren Interessen deckte. Die Kosten waren dadurch höher, und wir würden mehr Zeit benötigen, aber das leisteten wir uns.

Trotz all des Ärgers, der kostspieligen Anzüge und der ungewissen Zukunft bekamen wir aus Salzburg die Order: dranbleiben! Ein Jahr lang haben wir versucht, die Air Force an Bord zu bekommen. Aber das ist eine staatliche Organisation, finanziert aus Steuergeldern, finde da mal den Colonel, der sagt: »Kein Problem, da helfe ich euch doch gerne.« Denn wenn bei unserem ja durchaus gewagten Projekt etwas schiefging, würde es schnell heißen: »Ja, wo habt ihr eigentlich die Hardware her? Von der Air Force? Wieso kriegt ihr Zivilisten Hardware von einer Regierungsorganisation?« Dann hätte die Air Force als Mithafter dagestanden, wenn Felix Baumgartner stirbt. Hinzu kam: Die Colonels sehen sich in der Regel auf dem Weg zum General und brauchen deshalb eine blütenweiße Weste. Wenn da ein Fleck draufkommt, wirst du nicht mehr General. Deshalb war die Anzahl unserer potenziellen Unterstützer sehr begrenzt, vor allem zu diesem frühen Zeitpunkt, an dem der Überschallsprung noch in weiter Ferne lag.

Geschafft haben wir es schließlich dank des konstanten Netzwerkens von Art und Joe. Die haben mal hierhin einen Brief geschrieben, mal dorthin, waren in Meetings, haben Gespräche geführt, Klinken geputzt. Wir haben uns ganz langsam an die Air Force herangerobbt, von allen Seiten. Irgendwann durften wir vorbeikommen, bekamen die Hardware in den Anzug eingebaut und durften testen. Eine Stunde lang in der Druckkammer. Danach haben sie die Hardware wieder ausgebaut, und wir sind mit dem leeren Anzug heimgefahren. Absurd, aber immerhin ein erster Test. Fast ein Jahr lang ging das so. Es sah so aus, als würden wir die Hardware nie bekommen. In einem Akt der Verzweiflung haben wir dann beschlossen, die Strategie zu ändern: »Lass uns zu den Russen gehen!«

Ich nahm Kontakt auf zu Franz Viehböck, einem österreichischen Kosmonauten, der damals auf der MIR war – in einem russischen Anzug. Wir trafen uns im Hangar 7, und ich erklärte ihm unser Problem. Mir war die Problematik dieser Idee bewusst: ein Projekt, das in Amerika stattfinden sollte, mit einem russischen Raumanzug – zwei komplett konträre Systeme. Ein wilder Plan, geboren aus der blanken Not. Aber wir hatten schon so viel Vorarbeit geleistet und wollten um keinen Preis der Welt aufgeben. Viehböck ließ dann seine Kontakte zu den Russen für uns spielen, aber innerhalb eines Monats traf die Absage ein: »*Njet!* Interessiert uns nicht.« Also hieß es für uns: Wieder ran an die Air Force! Und irgendwann, wir haben schon nicht mehr dran geglaubt, haben wir die Hardware dann doch noch bekommen. Das war der lang erhoffte nächste Schritt: Endlich konnten wir so testen, wie es für dieses Projekt nötig war, mit einem druckfähigen Anzug.

Ein wichtiger Faktor für diesen Erfolg war, wie gesagt, Joe Kittinger, unser Türöffner zur Air Force. Joe ist eine Größe, an die schon viele herangetreten sind mit ähnlichen Ideen wie unserer. Aber er hat alle abgewiesen. Ohne ihn hätten wir ein ernstes Problem gehabt. An Joe kommt man bei so einem Projekt nicht vorbei, weil er der Einzige ist, der die nötigen Erfahrungswerte und Kontakte hat. Es hätte auch sein können, dass er sich nicht auf uns eingelassen hätte. Aber Joe zeigte sich beeindruckt, weil wir Art schon an Bord hatten, einen Mann mit Air-Force-Hintergrund, einen aus seiner Community. Und er sah, dass uns eine Firma wie Red Bull sehr professionell und finanziell solide den Rücken frei hielt. Joe wusste so gut wie ich: Sicherheit kostet Geld. Wenn du drei Testsprünge machen und das entsprechend vorbereiten willst, dann brauchst du Geld.

Zwischendrin ist in all den Jahren immer mal wieder Konkurrenz aufgetaucht, die ich aber nie ernst genommen habe. Weil ich wusste, was

es braucht, weil ich mittlerweile erkannt hatte, wie groß das Projekt wirklich war. Am Anfang glaubt man: ein Anzug, ein Ballon, eine Kapsel, und dann geht's los! Das ist aber nicht so. Zuerst dachten wir auch, es wäre einfacher, haben dann aber gemerkt: Das ist viel, viel komplexer. Mir wurde klar, warum 50 Jahre lang niemand diesen Rekord brechen konnte. Wenn man bedenkt, was sich in den letzten 50 Jahren technologisch alles getan hat, im Automobilsektor, in der Fliegerei oder in der Wissenschaft generell – und trotzdem hat es 50 Jahre lang niemand geschafft, den Rekord von Joe zu brechen. Das hat seinen Grund. Red Bull ist zuweilen nervös geworden: »Jetzt müssen wir Gas geben. Da hat schon wieder einer einen Startversuch geplant.« Aber ich habe mir das angeschaut – die Ausrüstung, das Team, den Anzug, den Support – und habe gewusst: Das kann nicht funktionieren. Und wenn er abhebt vom Boden, kommt er wahrscheinlich nicht lebend zurück. Abheben ist eine Geschichte, aber du musst zuerst mal Überschall fliegen und überleben – das ist ein völlig anderes Paar Schuhe.

Joe war für unser Team der Profi, der all diese Dinge mit Verstand, Erfahrung und Augenmaß einschätzen konnte. Zum ersten Mal sind wir uns am 16. August 2008 in Florida begegnet, bei einem Meeting mit der Fallschirmfirma Strong Enterprise. An der Hotelbar stellten wir fest, dass ausgerechnet an diesem Tag der 48. Jahrestag seines Sprungs war. Er sagte zu mir: »Ob das jetzt Zufall ist?« Ich meinte: »Joe, das müssen wir feiern!« Das Eis war gebrochen, ein guter Einstand. Wir haben gemütlich eine Flasche Wein getrunken und uns auf Anhieb gut verstanden. Ich glaube, dazu trug auch der große Altersunterschied bei. Wäre Joe nur drei, vier Jahre älter gewesen, wäre zu viel Ego im Spiel gewesen. So konnte er vielleicht etwas leichter loslassen: Hey, ich bin jetzt 80 und habe 50 Jahre lang diesen Rekord gehabt. Es ist Zeit für einen neuen Rekord, um zu sehen, was technisch und wissenschaftlich heute und in Zukunft möglich ist – und ich kann dem Team dabei helfen, man braucht mich. Diesen Spirit hat er von Anfang an versprüht. Er stand mit hundertprozentigem Einsatz hinter der Sache. Nach und nach kamen nun die richtigen Leute dazu. Es war aber immens schwierig, die Richtigen von den Falschen zu unterscheiden. Zum Glück konnte ich mich hier meistens auf mein Gefühl verlassen und habe mich nur selten getäuscht. Und dann geschah es ausgerechnet bei einem – bei Art.

Bei unserem Projektleiter lag ich daneben, in gewisser Weise. Mir war von vornherein klar, dass es sehr schwierig werden würde, jemanden zu finden, der die fünf, sechs nötigen Grundeigenschaften besaß, um ein solch gigantisches Projekt zu leiten. Wenn er nur vier davon hatte, war er eh schon gut, aber alle Skills würde wohl niemand mitbringen. Was Art

fehlte, war gute Menschenkenntnis und die Fähigkeit, Missstände zu erkennen und im Notfall rechtzeitig das Ruder rumzureißen. Er ließ manches aufgrund seines großen Vertrauens in einen jeden ewig schleifen, und erst wenn es gar nicht mehr ging, wurde über das Problem gesprochen. Oft habe ich mit ihm gestritten und zu ihm gesagt: »Art, dieser Mitarbeiter ist nicht gut für uns. Ich sehe seinen Arbeitsplatz, sehe den Sauhaufen, den er dort hat. Das geht in so einem technischen Beruf nicht, dass da alle Kabel wirr rumliegen. Der muss da Ordnung drinhaben, strukturiert sein. Einem kreativen Menschen gestehe ich das zu. Der muss andere Fähigkeiten haben. Aber jemand, der technisch arbeitet: nein! Wenn ich mir nur die Karre von dem anschaue: ein altes Mazda-Cabrio, teilweise mit Holz geflickt, damit das Dach nicht runterkommt, mit Silikon abgedichtet, ein einziger Sauhaufen. Und der Typ baut an einem Teil rum, von dem mein Leben abhängt! Sorry, Art, aber da habe ich kein gutes Gefühl!«

Ich habe Art lange beobachtet. Mein Problem war: Er war ein Freund. Er hat mir geholfen, dieses Projekt überhaupt erst auf den Weg zu bringen, war der Erste, den ich angesprochen habe, weil ich niemand anderen kannte, der für diese Herkulesaufgabe infrage kam. Auf der anderen Seite war aber ohnehin ich der inoffizielle Projektleiter. Derjenige, der das Team zusammenhielt, der die Firma Red Bull vertrat. Und ich musste auch mein eigenes Leben im Blick behalten, weil ich derjenige war, der dort oben, völlig auf sich allein gestellt, Fehler mit dem Leben bezahlt.

Eine Vielzahl seltsamer Personalentscheidungen mündeten schließlich in der Entmachtung von Art. In manchen Dingen war er ja gut, aber allzu oft drückte er beide Augen zu und sagte über Mitarbeiter, die ich sofort gefeuert hätte: »Na ja, der hat gerade ein Kind bekommen und ein Haus gekauft. Der braucht die Kohle, den können wir jetzt nicht einfach vor die Tür setzen.« Für einen nüchternen Projektleiter, der in erster Linie rational handeln musste, war Art einfach ein zu großer Menschenfreund.

Ein anderes Beispiel: Ein Schweißer stellte sich bei uns vor. Es ging um den Stahlrahmen für die Kugel, in der ich drinsitzen und die später noch verkleidet und isoliert werden sollte. Diese Kugel wurde gehalten von einem Stahlrahmen, und dieser Stahlrahmen musste von einem luftfahrtzertifizierten Schweißer gebaut werden, da es sich schließlich um ein Luftfahrzeug handelte. Da konnte man nicht einfach irgendeinen Schlosser ranlassen. Ich saß also bei Art im Büro, war zum ersten Mal bei einem Einstellungsgespräch dabei, ich war ganz bewusst sitzen geblieben und hatte gedacht: Das höre ich mir jetzt mal an. Wie schaut so etwas aus

bei Art? Art saß da und fragte den Schweißer: »Na, wie geht's dir so? Was hast du gemacht vorher?« Der antwortete: »So dies und das. Ich brauche diesen Job. Ich habe ein Haus angezahlt und brauche die Kohle.« Innerhalb von einer halben Stunde hatte ihn Art eingestellt. Der Typ wohnte 80 Meilen weit weg, ich hatte in der halben Stunde kein einziges Zeugnis gesehen, und Art hatte natürlich auch nicht überprüft, ob der Typ bluffte oder ob er wirklich etwas gelernt hatte. Ich meine, man kann doch nicht jemanden einstellen, nur weil er einem sympathisch ist und weil er das Geld braucht.

Irgendwann hieß es dann wenig überraschend: Das Projekt verzögert sich erneut. Dieses und jenes sei nicht fertig geworden. Nun hatte ich aber einen »Insider« in Lancaster, der mir so manches erzählte. Und dieser Insider erzählte mir, dass das ganze Projekt sich verzögerte, weil der Schweißer Mist gebaut hatte. Er rief mich an und sagte: »Felix, der Schweißer arbeitet gar nicht hier. Der hat zu Hause geschweißt.« Mit folgendem Ergebnis: Einen Monat hatte er gebraucht, um drei Käfige zusammenzuschweißen – und keiner davon passte. Da habe ich gesagt: »Wie? Die passen nicht? Das muss man doch überprüfen!« Schwierig, wenn man 80 Meilen entfernt wohnt. Art hatte ihm diesen Job zugesagt, und nach einer Woche hatte der Schweißer bei ihm angerufen und gemeint: »Du, Art, kann ich dieses Ding nicht auch zu Hause in meiner Werkstatt schweißen? Sonst muss ich ja jeden Tag 80 Meilen hin- und zurückfahren. Und meine Frau, du weißt schon, Art …« Und Art hatte geantwortet: »Ja, kein Problem, ob du hier schweißt oder zu Hause. Solange das Gleiche dabei herauskommt …« Und so entzog sich die Arbeit des Schweißers unserer Kontrolle. Hätte er in Lancaster gearbeitet, hätten wir uns die Ergebnisse angesehen und gesagt: »Hey, da stimmt doch was nicht.« In einem Unternehmen zu arbeiten ist immer etwas anderes als Heimarbeit. Zu Hause ruft dann mal die Frau an, und das Kind ist krank, dann musst du auf das Kind aufpassen: Da ist nie diese Ernsthaftigkeit, wie wenn man in einem Büro arbeitet. So haben wir drei Käfige umsonst bauen lassen, einen Monat Zeit verloren, was irgendwie wieder aufgeholt werden musste, aber nicht mehr aufzuholen war.

Es waren dieser und andere kritische Momente, die mich nachdenklich machten. Ich wusste: So geht das nicht weiter mit Art. Und gleichzeitig dachte ich mir: Hey, er ist dein Freund! Er war einfach zu gutmütig, fast schon die Mutter Teresa unter den Projektleitern. Ich habe mit mir gekämpft, musste mich aber professionell verhalten und konnte den Freundschaftsbonus nicht in die Schlacht werfen. Irgendwann sind Red Bull und ich deshalb zum Entschluss gekommen: »Wir müssen ihm jemanden zur Unterstützung vor die Nase setzen.« Patrick Wright sollte

das sein, einer von Arts Projektleitern, ein beinharter Junge, ein bedingungsloser Analyst. Nach vielem Hin und Her hatten wir uns darauf geeinigt, dass er der Kandidat war. Er war der Erste, der einen Masterplan gemacht hat: »Wenn wir diese Batterie in Kalenderwoche 13 nicht bekommen, heißt das, dass wir in Woche 26 den Test nicht machen können. Das heißt wiederum, dass wir in Woche 28 den Ballon nicht launchen können.« Wenn ein Teil nicht kam, beeinflusste das 16 Abläufe. Pat sah das große Ganze, wie ein Kriegsstratege, der genau wusste: Wenn nächste Woche kein Sprit kommt, stehen die Panzer, dann kommt das Essen nicht zu den Soldaten, dann verlieren wir die Schlacht.

Wir beraumten ein Meeting an und stellten Art vor vollendete Tatsachen: »Pat übernimmt deinen Job, die Verhandlungen, die Pläne. Er ist künftig die Ansprechperson für deine Mitarbeiter, weil er den Laden besser im Griff hat als du. Wir müssen diesen Schritt gehen, müssen vorankommen. Wir haben selten Deadlines eingehalten. So können wir nicht weitermachen, sonst sehen wir das Ende nie.« Zack, das saß! Art war zunächst völlig entrüstet: »Seid ihr wahnsinnig?« Aber es gab nichts mehr zu diskutieren. Art war nicht mehr die Nummer eins.

Doch dann passierte etwas, womit ich nicht gerechnet hatte: Alle Mitarbeiter von Art solidarisierten sich mit ihm und ließen Pat, den neuen Projektleiter, am langen Arm verhungern. Pat saß in seinem Büro, bekam keine Informationen – und warf schon nach kurzer Zeit wieder das Handtuch. Frustriert sagte er: »Ich komme mir vor wie das unwillkommene Stiefkind. Das ist Folter. Ich kündige, ich sehe in diesem Projekt keine Zukunft und streiche die Segel.« So wurde Art wieder Projektleiter, und es war alles beim Alten. Nun ja, fast: Von Red Bull stieß Helmut Wahl zum Team, der Direktor of Motorsport, Marketing USA, ein Deutscher, den wir Art zur Seite stellten und der deutsche Pünktlichkeit und Strategie mitbrachte. Er hat sofort gut mit Art harmoniert und zu ihm gesagt: »Ich bin da, um dir zu helfen. Das, was du nicht kannst, mache ich. Ich bin kein Feind, ich bin dein Freund.«

Und Helmuts Anwesenheit sollte sich gleich positiv auswirken, als es um die Windkarten ging, die für den Erfolg unserer Mission entscheidend waren: riesige Charts, die zeigten, dass es in Roswell wettertechnisch nur wenige gute Monate für unser Vorhaben geben würde. Im Januar und Februar gab es nur drei oder vier Tage ohne Wind, erst im April oder Mai sollte ein Start möglich sein. Realistisch betrachtet kann man nur alle zwei bis drei Monate etwas launchen, weil der Start ja vorbereitet werden muss. Die Kapsel könnte beschädigt werden. Das alles kostet Zeit. Wir hatten zwei unbemannte Launches, zwei bemannte und dann noch den großen finalen Sprung. Das bedeutete, vier Launches ab April oder Mai, und dann

war das Jahr auch schon zu Ende. Das war die Aussage von Art. Helmut druckte sich diese Windcharts groß aus, nagelte sie sich an die Wand, schaute jeden Tag drauf und sagte irgendwann: »Im Januar haben wir drei Tage. Da würde es gehen.« Eigentlich brauchte man eh nur einen windarmen Tag. In der Tat konnten wir dann einen Ballon launchen und hätten somit schon im Januar die nötigen Werte eingesammelt – und zwei Monate gespart. Folglich könnten wir schon im Februar Gas geben, den zweiten Launch im April machen und die übrigen bis Juli und dann ab August bis spätestens Oktober den letzten großen Sprung. Und genau so ist es dann passiert – dank der deutschen Gründlichkeit von Helmut.

Aus einem wirklich harten Holz war auch Ed Coca geschnitzt, unser Launch Director. Kurz vor meinem zweiten Sprung aus 30 Kilometern Höhe war sein Vater gestorben. Er kam direkt von der Beerdigung zu unserem Launch und machte seinen Job. Ich saß in der Kapsel und dachte mir: Wahnsinn! Ed war der wichtigste Mann auf den ersten 1500 Metern. Wenn da irgendwas schieflief, ging der Fallschirm der Kapsel nicht auf, und ich konnte nicht rausspringen. Ich dachte: Wenn Ed jetzt nicht bei der Sache ist! Ich kann's ihm ja nicht mal verdenken. Schließlich hat er gerade eben seinen Vater begraben. Es lief jedoch alles glatt, und später sagte Ed zu mir: »*Isn't it ironic, yesterday I sent somebody down, and today I will send somebody up.*«

Ed war halt ein echter Profi – und Art ging schon in die Knie, wenn einer bloß sagte: »Ich hab gerade ein Haus gekauft, ich brauche die Kohle.« Aber Art hatte dafür eine unglaubliche Leistungsbereitschaft, oft war er der *last man standing*. Egal, was zwischen uns vorgefallen ist: Art hat gearbeitet, seinen Mann gestanden, war in der Früh der Erste und in der Nacht der Letzte. Bei ihm sieht man auf den Fotos und Videos auch die stärkste Veränderung während des Stratos-Projekts: Er ist richtig grau geworden, keine Spur mehr von den dunklen Haaren.

Erst zum Schluss hin hat er wieder richtig gewonnen, hat sich einen Bart wachsen lassen, der gut zu ihm passte. Man hat auch gemerkt, wie er aufblühte, als sich der Erfolg einstellte. Als zum ersten Mal die unbemannte Kapsel abgehoben ist, war das ein Highlight für uns alle! Fünf Jahre hatten wir darauf hingearbeitet, aber das Ding stand immer am Boden. Wie oft haben wir davon geredet und geträumt, dass die Kapsel endlich abhebt. Und dann standen wir da im Dezember 2011 beim *Unmanned Test* I in Roswell, bei 4 Grad minus um fünf Uhr in der Früh, und dieses Ding klinkte aus dem Kranhaken aus und hob ab, schwebte majestätisch – da hatten wir alle feuchte Augen. Diese Kapsel, die wir fünf Jahre lang gehütet und behütet hatten, ging jetzt *into space*. In der Mission Control sahen wir nach einer Stunde, wie der Horizont schon ein bisschen

dunkler wurde, die Erdkrümmung war allmählich sichtbar. Mit unserer Kameratechnik und dem von uns installierten Funksignal bekamen wir die Bilder aus der Stratosphäre auf unseren Bildschirm herunter, ohne die NASA. Für uns war das, wie die ersten Bilder vom Mond zu empfangen, unsere persönliche Mondlandung sozusagen. Und Art spürte nach all diesen Jahren der Ups und Downs und des Geprügeltwerdens mal wieder Selbstvertrauen und sagte: »Jungs, es sieht gut aus. Es hat zwar länger gedauert und mehr gekostet, das gebe ich zu. Aber das Ding ist oben!« Das hat er dringend gebraucht. Das war wie ein Schluck Wasser in der Wüste, eine willkommene Selbstbestätigung nach all dem, was passiert war.

Das Stratos-Projekt beinhaltete von Beginn an alles, was es gibt an Emotionen, Strategien, Lügengeschichten, Gerichtsverhandlungen, Kündigungen, geschäftlichen Desastern. So gesehen waren wir schnell unterwegs. Fünf Jahre sind nichts, um all diese Hürden zu bewältigen. Und in drei Jahren viermal einen Ballon zu launchen, inklusive der Vorbereitung und technischen Entwicklung, das ist eigentlich Rekordzeit. Nur, während du das machst, siehst du das nicht so, sondern denkst: O Mann, nicht das auch noch, bitte nicht! Wenn es dann vorbei ist und alle gute Laune haben, ist alles vergessen. Dann erinnert man sich nur an die guten Sachen und sagt: »Eigentlich war's ja cool.« Was die Menschen schließlich auf den Fernseh- und Computerbildschirmen sehen würden, das würde nur ein kleiner Ausschnitt sein, ein Blick durchs Schlüsselloch.

Auf der Zielgeraden:

Der Tag X rückt näher

Um zwei Uhr in der Nacht soll es losgehen. Irgendwann, eines fernen Tages, wenn alle Probleme behoben sind, wenn ich endlich abheben kann. Das Team wird dann schon um acht Uhr am Vorabend in der Mission Control mit den letzten Vorbereitungen begonnen haben, und um zwei in der Nacht wird Helmut an meine Tür klopfen und mich abholen für meinen Ausflug in Sachen Überschall.

Doch bis dahin ist es noch ein Stück Weg. Längst könnte ich mich in jeder Firma dieser Welt als Experte für Troubleshooting bewerben. »Sie haben ein Problem? Mit Problemen kenne ich mich aus.« Ein bisschen wie Harvey Keitel in »Pulp Fiction«: »Mein Name ist Winston Wolf. Ich löse Probleme.« Im Rückblick bestand das Projekt Stratos zu gefühlten 104 Prozent aus Troubleshooting. Einmal ist uns sogar mitten in der Wüste von New Mexico der Kran, an dem die Kapsel hing, eingefroren. Der Arm des Krans ließ sich eines Morgens nicht mehr bewegen. Einfach so. Irgendwo muss in der Nacht Feuchtigkeit in die Krangelenke geraten

sein, und dann ist er festgefroren. Das war uns vorher noch nicht passiert. Und jetzt? Heißes Wasser? Flammenwerfer? Eine Dreiviertelstunde haben wir rumgetan, um diesen blöden Kran wieder in Gang zu bekommen. Alle waren schon wieder im Stress – das will man nicht haben. Nicht schon wieder. »Hey, Jungs, wir müssen Gas geben! Wir müssen eine Stunde aufholen. Sonst kommt der Wind!« Und dann wäre nämlich alles wieder vorbei gewesen, und wir hätten umsonst gearbeitet, mal wieder.

So ging das ständig. Schon der erste unbemannte Launch-Versuch funktionierte nicht: zu viel Wind. Bei einer Windgeschwindigkeit von 20 Stundenkilometern fährst du mit dem Truck, der die Kapsel beim Abheben genau unter den Ballon bringen muss, noch bis zum Pazifik hinter dem Ballon her. Der Truck fährt nämlich nur 20 Stundenkilometer. Oder der Wind dreht, und du musst diagonal über den Runway fahren. Das geht 200 Meter weit, dann beginnt die Wüste. Wir haben probiert, mit dem Truck im Wüstensand zu fahren: keine gute Idee. Der Launch unseres zweiten unbemannten Ballons drohte fast zu scheitern, weil sich aufgrund eines Temperatursturzes ein dünner Eisfilm auf der Ballonhülle gebildet hatte und er dadurch in ein unkontrolliertes Sinken geriet. Ein anderes Mal hatten wir eine Heuschreckenplage – ja, man glaubt es kaum, wie im Alten Testament. Alles sah gut aus: Temperatur, Wind, Wetter, alles bestens. In der Nacht drehten wir einen riesigen Scheinwerfer auf, um Licht zum Arbeiten zu haben. Innerhalb von 15 Minuten war der Runway knöchelhoch voll von Heuschrecken. *Kratsch*, *kratsch* machte es beim Gehen, als wären wir auf einer brüchigen Eisschicht gelaufen. Wir mussten die komplette Kapsel mit Periskopen durchleuchten, ob Heuschrecken drin waren, alle Löcher, jede Ritze. Ein blöder Heuschreckenflügel zwischen zwei Drähten hätte ja einen Kurzschluss auslösen und so die Kapsel in Brand setzen können. Das mit dem Scheinwerfer haben wir danach nicht wieder gemacht.

Wir hatten sie wirklich alle, die sieben Plagen. Einen Sandsturm natürlich auch. Dieser Wüstensand kriecht in jeden Spalt der Kapsel, in jedes Kamerateilchen. 20 Leute mussten stundenlang ganz vorsichtig mit Pressluft alles wieder vom Sand befreien.

Beim zweiten bemannten Launch-Versuch stürzte uns die Kapsel ab. Sie schlug mit 80 Sachen auf und war beschädigt. Das kam so: Eine der Neuentwicklungen unserer Mission ist die »Reefing«-Einrichtung am Schirm der Kapsel, die es erlauben soll, die Kapsel und mich aus großer Höhe sicher und verlässlich zurückzuholen. Hierzu wird der Fallschirm der Kapsel mit einer sogenannten Reefing-Leine zusammengezogen. Die Leine sorgt dafür, dass sich der Fallschirm der Kapsel verzögert öffnet und die Kapsel erst einmal irrsinnig schnell herunterrast, bevor die Reefing-

Leine dann in einer Höhe von rund 7000 Metern durch eine pyrotechnische Ladung gekappt wird und der Schirm sich ganz öffnet. Gebaut haben wir dieses komplexe System, damit ich nicht zu lange in der Kapsel Richtung Boden segele, falls ich aus irgendeinem Grund nicht springen kann. Aus einer Höhe von 30 Kilometern wäre die Kapsel am Schirm ohne diese Vorrichtung viel zu lange unterwegs, bis sie wieder am Boden ist. Wenn ich nun wegen eines Zwischenfalls die Kapsel nicht öffnen könnte, wäre ich eine sehr lange Zeit in einem sehr gefährlichen Umfeld. Die Ärzte würden unten stehen, mit einer Dekompressionskammer und allem, was man braucht, aber von dieser Zeit würde ich längst schwere Gehirnschäden davongetragen haben. Genau das ist Nicholas Piantanida passiert, dem Amerikaner, der 1966 versucht hat, Joes Rekord zu brechen. Er hat in seinem Helm Panik bekommen. In einer Höhe von rund 17 000 Metern hörte die Crew am Boden das Geräusch entweichender Luft und einen plötzlichen Notruf. »*What was that, Nick?*« »*Emerg…!*« Im selben Moment brach die Funkverbindung ab. Seine Gondel wurde sofort vom Ballon getrennt und binnen 26 Minuten auf den Boden geholt. Piantanida wurde bewusstlos und mit schwersten Gehirnschäden aufgefunden. Er lag im Koma und starb vier Monate nach seinem Sprungversuch. Später wurde festgestellt, dass das Helmvisier nicht mehr geschlossen gewesen war. In dieser Höhe führte das zu sofortigem Druckabfall und Sauerstoffmangel, Piantanida fiel augenblicklich ins Koma. Besonders tragisch: Frau und Kind waren beim Start anwesend.

Das Problem ist: Du kannst noch so gut wissen, dass du das Visier nicht aufmachen darfst, aber wenn du Stress hast in diesem Helm, hast du einfach das Gefühl, du musst jetzt das Visier öffnen, damit es dir besser geht. Du weißt, da draußen ist kein Sauerstoff. Aber du siehst es nicht.

Wenn also etwas passiert, musste ich schnell wieder runter, raus aus dieser gefährlichen Welt und möglichst schnell in ärztliche Hände. Deswegen haben wir dieses System gebaut. Aber bei einem Testsprung aus 30 Kilometern Höhe versagte die pyrotechnische Ladung, der Schirm öffnete sich nicht komplett, und die Kapsel schlug mit 80 Sachen auf. Sie hat eine eigens dafür designte Bruchfläche, ein sogenanntes Crash Pad. Das war natürlich zerstört. Ansonsten hat noch alles funktioniert: die ganze Elektronik. Die Kapsel war weiterhin einsatzfähig und sogar noch dicht.

Dennoch musste aufgrund der physischen Schäden die Ersatzkapsel zum Einsatz kommen. Gewisse Instrumente und Einrichtungen haben wir von der Crash-Kapsel übernommen, die restliche Ausrüstung aber sicherheitshalber komplett ausgetauscht. Die Batterien zum Beispiel haben

wir neu gekauft, obwohl die aus der Crash-Kapsel noch funktioniert haben. Auch wollten wir nicht riskieren, dass irgendeine Platine oder eine Leiterplatte einen Haarriss hat, beim nächsten Start in 30 000 Metern einen Kurzschluss verursacht und die Kapsel abfackelt.

Eine anschließende Untersuchung ergab Folgendes: Die Kapsel befand sich in der Nähe von White Sands, einer geheimen Raketentest-Facility der Amerikaner. Und die spannen über ihre Test-Facilitys immer einen elektronischen Schutzschirm gegen fremde Funk- und Kamerasignale. Wenn sich ein Objekt der Anlage nähert, wird sofort das sogenannte Signal-Jamming aktiviert, das alle ankommenden Signale stört. Deswegen hat unsere Funksteuerung nicht funktioniert. Ich fragte: »Aber warum hat dann der parametrische Cutter nicht funktioniert? Der funktioniert durch Luftdruck. Da gibt es kein Signal-Jamming.« Das konnte mein Team nicht erklären. Auch die Kamerasignale haben alle funktioniert. Merkwürdig. Aber mit der offiziellen Begründung »Signal-Jamming von White Sands« waren alle aus dem Schneider, und keiner war mehr schuld. Als Lehre zogen wir aus dem Vorfall, dass ich in der Lage sein musste, die Reefing-Leine aus dem Innern der Kapsel zu cutten. Und so haben wir im Nachhinein einen manuellen Cutter eingebaut, damit ich in der Kapsel kein machtloser Passagier bin.

Diese Geschichte mit dem Kapselumbau kam gar nicht mal so ungelegen. Eine vierwöchige Zwangspause? Ich flog zurück in die Schweiz, für einen Monat an den Bodensee, wohin ich mittlerweile umgezogen war. Ich ging schwimmen, tauchen, Inline skaten, noch mal richtig schön meine Batterien aufladen, um dann gut gelaunt und erholt wieder zurück zu sein, geistig und körperlich bereit für meine große Aufgabe, für meinen letzten Streich. Und auch dem Team tat die Pause gut. Das bestand ja nicht aus 25- oder 30-jährigen Jungs, sondern war eine etwas betagtere Herrenrunde. Auch Joe, der alte Herr, konnte mal eine Ruhepause vertragen. Wir haben so viele Jahre gebraucht, stehen jetzt kurz vor unserem Ziel. Wir sind motiviert, voller Selbstvertrauen und sicher, dass wir es schaffen können. Und jetzt nehmen wir uns noch mal ein bisschen Zeit, um durchzuatmen. Ich will einfach diesen großen Showdown genießen, ein wenig vorzelebrieren. Diesen Moment, auf den ich mich fünf Jahre lang intensiv vorbereitet habe. Und nicht schnell, schnell, nach der Vorspeise gleich die Hauptspeise. Jetzt noch mal alles richtig schön herrichten, da und dort noch ein bisschen Feintuning – und dann zeigen wir der Welt, was wir können!

Das Schöne an der Zeit am Bodensee ist, dass ich mein Zuhause anschließend fast komplett zurück nach New Mexico mitnehmen kann. Meine Familie kommt mit mir, Nicole und viele meiner Kumpels. Ich will

meinen *inner circle* an dem größten und schönsten Moment meines Lebens teilhaben lassen. Außerdem ist diese Unterstützung enorm wertvoll für meine mentale Stärke. Ein völlig anderes Gefühl: Zum ersten Mal bin ich nicht mehr der Einzelkämpfer, nicht mehr allein. Als ich in Zürich mit Klaus Pollhammer, meinem besten Freund, in den Flieger gestiegen bin, habe ich mich richtig gefreut auf den Sprung. Ich wusste: Es ist angerichtet.

Zwei Tage vor dem geplanten Launch sind dann Familie und Freunde da. Alle sind natürlich mit Stolz erfüllt. Am meisten, glaube ich, mein Vater. Früher verliefen unsere Gespräche meist so:

»Du, ich fliege nach Rio und springe vom Jesus runter.«

»Jaja, mach nur.«

Ich konnte ja schlecht sagen, komm doch mal mit und leg dich mit mir unterhalb der Jesus-Statue in den Regenwald. Ich springe morgen früh da runter. Oder die Höhle in Kroatien: zwei Wochen im Zelt schlafen – das war nichts für ihn. Darum habe ich ihn nie mitnehmen können. Nach den Sprüngen hat er sich dann die Bilder angesehen, aber da saß ich schon wieder neben ihm auf dem Sofa.

Die Dimensionen von Stratos, dieses gewaltige Ausmaß, das hat mein Vater, glaube ich, vor dem Besuch nicht vor Augen gehabt. Und dann fahren wir vom Flughafen nach Roswell, drei Stunden durch die Wüste, eine einzige Gerade, so lang wie einmal quer durch Österreich, da geht kein Handy mehr, da gibt es meilenweit keine Tankstelle, keinen Coffeeshop, und im Nirgendwo des Wüstensands taucht dann plötzlich der Mission-Control-Komplex auf mit seinen Klimaanlagen, Küchen, wie eine komplette Mondbasis. Zu wissen: Normalerweise ist hier nur Wüste, und das steht jetzt alles hier wegen Felix! Mein Sohn, der mir seit 25 Jahren Geschichten erzählen will, von denen ich immer gesagt habe: »Geh du mal was arbeiten! Such dir mal einen Job! Mit Sport kannst du kein Geld verdienen! Wer wird dir denn fürs Springen etwas bezahlen, nur um dich zu sehen?« Diese ganze Kritik. Und dann auf einmal zu sehen: Das ist das, von dem er immer gesprochen hat. Ich kann es ihm einfach ansehen. Er ist so baff, dass er nicht einmal mehr fotografiert. Und dann mache ich eine Führung mit allen: »Schaut her, hier haben wir jetzt fünf Jahre gearbeitet. Das ist die Facility, das ist die Mission Control, so sieht die Kapsel aus, jeder darf sich mal reinsetzen.«

Mein Vater setzt sich in die Kapsel seines Sohnes, auf der unten unser beider Name steht, Felix Baumgartner. Meine Eltern sind das erste Mal in den USA, und beide können kaum ein Wort Englisch, trotzdem mag jeder die beiden auf Anhieb. Mein Vater kommt irgendwann zu mir und erzählt, dass er gerade im Büro des Militärgenerals in Roswell

gewesen sei. Ich frage: »Wie kommst denn du zum Militärgeneral ins Office? Du kannst ja nicht mal Englisch!« Vater daraufhin nur trocken, er habe jemanden aus Deutschland getroffen, und der habe für ihn übersetzt. Ich denke mir: Mein Vater! Der kommt einfach überallhin.

Auch mein Bruder Gerald ist stolz, dass er mit dabei sein kann. Er ist ja Koch und zaubert für uns abends ein bisschen Barbecue am Pool. Tagsüber geht er mit meiner Mutter einkaufen. Die hat ihr »System Mama« einfach von Österreich nach Amerika verlegt: Senf wird gekauft, Fleisch, Gewürze, Saucen. Sie ist das erste Mal in den USA und übernimmt gleich mal den Küchenherd. Das finde ich cool. Sie sitzt da und redet und redet, genau wie zu Hause immer – nur, dass wir jetzt eben in Roswell sind. Dieses Vertraute ist ungemein wichtig für den Kopf. Das braucht man einfach in den Momenten, in denen man auf einem sehr hohen Level performen muss.

Dass dann der erste Launch-Termin wegen des Windes abgesagt werden muss, ist gar nicht mehr so schlimm. Natürlich bin ich erst mal enttäuscht, weil ich gedacht habe: Hey, in drei Stunden ist alles vorbei, und dann bin ich am Ziel meiner Reise angekommen. Und jetzt wird die Sache verschoben, und ich muss das noch mal mitmachen! Aber letztlich ist es für mich ein ideales letztes Training, einen realeren Test konnte ich schließlich nicht machen. In dem Moment, wo du das machst, glaubst du daran, dass du heute springst. Das heißt, du hast diese Anspannung – die körperliche und die mentale: Gleich geht es los! Die ganze Welt schaut zu! Das haben wir ja auch noch nicht gehabt, wir waren immer nur unsere eigenen Zuschauer. Und wenn du dann doch nicht abhebst, hast du trotzdem diese körperliche Anspannung gehabt, weil du ja zu dem Zeitpunkt davon ausgegangen bist, dass es funktioniert.

Und dann, vier Tage später, wiederholen sich die gleichen Abläufe. Du hast das schon einmal erlebt. Du weißt, du kannst es, weißt, wie es dir in der Früh geht, wie es sich anfühlt, wenn so viele Leute zuschauen, wenn die Eltern zuschauen. Du weißt, dass du dir keinen Kopf machen musst, weil du in der letzten Nacht natürlich kein Auge zugetan hast. Und du weißt: Es wird jetzt bald passieren. Sehr bald sogar.

Going home – der Himmelssturm

Don Day, unser Mann fürs Wetter, ist schon immer sehr präzise mit seinen Vorhersagen gewesen. Wenn er gesagt hat: »Am Mittwoch schaut es gut aus«, dann sah es am Mittwoch auch gut aus. Am Tag vor dem Sprung basiert seine Einschätzung der Wetterlage jeweils zu 50 Prozent auf den Daten und auf seinem Bauchgefühl. Wie im Kasino: rot oder schwarz. Die Entscheidung, ob der wichtigste Tag in meinem Leben an

diesem 14. Oktober 2012 über die Bühne gehen soll, hängt zu 50 Prozent vom Bauchgefühl eines Wissenschaftlers ab.

Aber ich vertraue Don. Wenn wir in der Vergangenheit Probleme mit dem Wind gehabt haben, dann nicht, weil er uns eine falsche Information gegeben hat, sondern weil wir aus dem Zeitfenster herausgeraten sind. So geschehen beim Abbruch vier Tage vor dem 14. Oktober. Da hatten wir auch gewusst, wann der Wind kommt. Was wir nicht wussten, war, dass der große Kühlschlauch, der in meine Kapsel hineinragte, um sie bei aufgehender Sonne zu kühlen, ständig auf den Funkknopf gedrückt hatte. Ich war ständig auf Senden, wodurch das Funkgerät irgendwann so heiß wurde, dass es sich abschaltete. Eine halbe Stunde haben wir an der Fehlersuche rumhantiert, bis wir draufgekommen sind – und schon waren wir aus dem Zeitfenster. Dann kam der Wind und machte uns einen Strich durch die Rechnung. Dafür konnte Don Day aber nichts. Seine Fifty-fifty-Prognose ist zu 100 Prozent eingetreten.

Von Don aus kann es also heute tatsächlich losgehen. Logisch, dass ich in der Nacht davor kein Auge zubekomme. Wobei die Gründe vielfältiger sind als gedacht. Andy hatte mir versichert, dass kein Mensch vor einem solchen Tag ruhig schlafen könne. Hinzu kommt noch eine Poolparty vor meinem Fenster. Eine mexikanische Familie hat sich am Abend dort niedergelassen. Und die Abende beginnen bei den Mexikanern in der Gegend generell eher spät und ziehen sich gern ein wenig in die Länge. Dass sie nicht komplett geräuschlos ablaufen, muss wohl nicht eigens erwähnt werden. An Schlaf ist allein schon der Geräuschkulisse wegen nicht zu denken. Meine Freundin geht runter und spricht mit dem Manager: »Mein Freund liegt dort oben. Der muss um zwei in der Früh die Aufgabe seines Lebens bewältigen. Könnten Sie die Damen und Herren da draußen am Pool nicht bitten, etwas ruhiger zu sein?« Kann er nicht. Die Leute hätten gebucht und ein Recht auf den Pool. Er könne ihnen ja schlecht den Strom abdrehen.

Und so wälze ich mich die ganze Nacht im Bett herum mit mehr als tausend Gedanken im Kopf. Wir haben nur noch diesen einen letzten Ballon. Als wir den vorletzten bei dem Abbruch ruiniert haben, haben wir sofort versucht, noch einen nachzubestellen. Aber das hätte wochenlang gedauert, und wir waren schon zu weit über Termin. Eigentlich war schon im August die letzte Startmöglichkeit. Durch den Kapselabsturz sind wir in den Oktober gerutscht, quasi schon ans Jahresende. Am Ende des Monats weht hier so viel Wind übers Land, dass ein Start unmöglich wird. Dann könnten wir erst wieder im Juni 2013 einen Versuch wagen. Der ganze Flow wäre weg. Wir müssten die komplette Logistik über den Winter einmotten und alle Mitarbeiter heimschicken. Und dann die

Presse! 350, 400 Journalisten, die praktisch alle schon auf Sendung sind. Ein Horrorszenario.

Alles hängt nun an diesem letzten Ballon, diesem riesigen Kunststoffgebirge mit der dünnen, empfindlichen Haut. Interessant, dass so ein Projekt, das fünf Jahre dauert und für das wir zig Ersatzballone gekauft haben, um nicht in diese Notsituation zu kommen, dann trotzdem auf den letzten verfügbaren Ballon angewiesen ist. Vielleicht braucht es das. Darüber denke ich nach: Vielleicht braucht der Mensch im Unterbewusstsein genau diesen Druck, um 100 Prozent zu geben. Vielleicht gibt man, wenn man weiß, man hat noch einen zweiten Ballon, nur 97 Prozent.

Solche Dinge gehen mir in dieser schlaflosen Nacht in New Mexico durch den Kopf. Um acht bin ich ins Bett gegangen, weil ich um zwei in der Nacht wieder rausmuss. Gewöhnlich gehe ich nie vor zwölf ins Bett. Kein Wunder also, dass mein Körper sich beschwert: »Junge, was ist los? Das ist nicht unsere Zeit«, während meine Vernunft mir rät: »Du brauchst ein bisschen Schlaf. Du hast morgen einen sehr langen Tag und einen sehr weiten Weg vor dir.« Ich versuche alles, schlafe aber natürlich nicht ein. Ich schaue zum Wecker und denke: Nur noch zwei Stunden! Wann kommt der Schlaf endlich? Und als ich gerade einschlafe, läutet natürlich der Wecker. Nein, das kann nicht sein! Vielleicht habe ich ja aus Versehen zwölf eingestellt. Nein, es ist halb zwei. Also, dann: Frühstück.

Ich habe in all den Jahren der Vorbereitung auch recherchiert, was Astronauten gefrühstückt haben, bevor sie zu ihren großen Missionen aufgebrochen sind. Neil Armstrong habe ich kurz vor seinem Tod bei einem gemeinsamen Abendessen im Hangar 7 sogar selbst fragen können. Die Antwort war immer die gleiche: »Steak und Eier.« Zum Frühstück! Gut, dachte ich, wenn alle Steak und Eier essen, dann mache ich das auch so. Zweimal habe ich das probiert, saß um halb zwei in der Früh da, schaute dieses Steak an und dachte: Ich bin müde, ich bin aufgeregt. In diesem Zustand ein Steak, das ist nicht meine Sache. Aber ich brauchte etwas zu essen, was lange im Magen blieb und einen nicht gleich wieder auf die Toilette trieb. Unterwegs würde ich zwar pinkeln können, aber alles andere muss vorher erledigt sein. Vor einem der ersten Testsprünge war ich zu Andy gegangen und hatte ihm gesagt: »Ich habe ein Riesenproblem: keinen Appetit in der Früh. Das Einzige, was geht, ist trinken.« Nach Andys Rezept mixte mir daraufhin unser Koch Henry Avila Shakes mit Proteinen, Zucker und Kohlehydraten, schön fruchtig in zwei verschiedenen Varianten, um die Energie zu liefern, die ich brauche. Ich trinke immer beide.

Wirklich erstaunlich, mit was ich mich am Abend zuvor noch alles beschäftigt habe. Ich bin jetzt schon wieder vier Wochen in Amerika und habe nicht einmal die Gelegenheit gehabt, mir die Haare schneiden zu lassen. Und an meinem großen Tag will ich nicht schlecht frisiert rumlaufen. Ich fragte Henry, ob er nicht irgendwo in der Nähe einen Friseur kennt. Mein ganzes Leben lang bin ich bei keinem anderen Friseur gewesen als bei meinem Freund Roland Ruggenthaler in Salzburg. Bis ich 17 war, hat mir immer meine Mama die Haare geschnitten, danach nur mehr Roland. Für mich macht er auch um neun oder zehn am Abend noch den Laden auf. Ich bin sein Trauzeuge, habe ihm bei der Hochzeit damals die Ringe mit dem Fallschirm gebracht. Unser Koch Henry jedenfalls hat geantwortet: »Ich bin Friseur.«

Als Koch arbeite er nur nebenbei, weil es ihm Spaß macht. Wir haben uns noch am selben Abend bei ihm im Hotel getroffen, einem einfachen Drei-Sterne-Laden. Im Badezimmer hatte er seinen Friseurladen aufgebaut. Schon verrückt: Ich mache mir ewig einen Kopf, wie ich beim Frühstück bloß an diesem blöden Steak mit Eiern vorbeikomme, und der Typ mixt mir zwei Supershakes mit allem Drum und Dran – und schneidet mir auch noch die Haare. Was für ein Rundumservice. Henry ist zuständig für mein leibliches Wohl und für mein Aussehen. Ich bin happy, und er ist verdammt stolz: Wenn er nach Hause kommt, dann erzählt er jedem: »Jungs, und wer hat dem Felix die Shakes gemixt? Und wer hat ihm die Haare geschnitten?« Die Frisur ist also an diesem entscheidenden Morgen kein Problem mehr.

Und dann, um zwei, klopft Helmut an meine Tür, genau wie vor den Testsprüngen. Jedes Mal kam es mir vor, als würde es zu meiner eigenen Hinrichtung gehen. Auch bei den Testsprüngen. Kurz noch die Henkersmahlzeit, dann klopft auch schon der Wärter an der Zellentür. Jetzt gehe ich raus aus diesem sicheren Hotelzimmer. Jetzt geht es mit jedem Schritt hinein in die Öffentlichkeit. Ich gehe runter zum Auto, da wartet schon die BBC, die Jungs, die für die Dokumentation seit fünf Jahren nicht von meiner Seite gewichen sind. Heute ist nun endlich der große Tag. Vor vier Tagen haben wir das auch schon gedacht, aber heute ist es wirklich so weit: der letzte Ballon, das letzte Wetterfenster. Ich sagte den BBC-Jungs ein paar belanglose Sätze und dann: »Hey, ich will jetzt meine Ruhe haben und nicht viel quatschen.«

Von Nicole verabschiede ich mich mit einem kurzen Kuss: »Du, ciao. Wir sehen uns in ein paar Stunden wieder.« Keine Zeremonien. Das habe ich immer gehasst. Kein Ach-wenn-dir-was-passiert. Ich gehe raus, als würde ich wie jeden Morgen zur Arbeit aufbrechen: »Bis später, Schatz.« Zum ersten Mal habe ich das bei Tracy gesehen. Wenn wir irgendwo

hingeflogen sind, sagte er zu seiner Freundin kurz Tschüss – und war weg. Kein Umdrehen, kein Winken, nichts. Nicole versucht in dem Moment, ihre Tränen vor mir zu verbergen, um mich nicht zu beunruhigen.

Wenn jetzt alles funktioniert, sitze ich am Abend da, und es ist wie ein großer Befreiungsschlag. Denn eines muss ich sagen: So toll und rühmlich alles aussehen mag, es war ein fünfjähriges Gefängnis für mich. So habe ich das wirklich empfunden. Weil du nichts anderes mehr machen kannst. Ich beneidete jeden, der in Urlaub fährt, der ganz normal zur Arbeit geht. Klar, ich dachte: Das ist schon geil, was du da machst, und wenn es funktioniert, ist es richtig geil. Aber die letzten fünf Jahre bin ich durch die Hölle gegangen. Dieser Druck mir selbst gegenüber, dieses Nicht-wissen-wie-es-ausgeht, dieses: Geht das überhaupt? Keiner hat den Rekord in 50 Jahren überbieten können, das hat ja einen Grund – warum glaube ich, dass ich es schaffe, wenn es alle anderen in 50 Jahren nicht geschafft haben? All diese Selbstzweifel in schwachen Momenten, diese Angst vor einem Rückschlag: Irgendwann steige ich in meinen Anzug und bekomme wieder Panik, aus dem Nichts heraus. Wie ein Alkoholiker irgendwann rückfällig wird wegen eines blöden Bieres. Darauf habe ich stets und ständig gewartet, bis zur letzten Minute. Draußen am Fernseher warten Millionen Leute, die sagen: »Was ist denn jetzt? Wir wollen den Felix sehen!«

Jetzt, morgens um zwei, denke ich: Bald bin ich frei, bin wieder ein Mensch, kann mich anderen Dingen widmen, mich zurücklehnen, muss nicht mehr nach Amerika, um diese Tests zu machen. Ein euphorischer Moment, weil das Ende naht. Das Aufstehen habe ich hinter mir, die Frühstücksshakes warten unten im Auto, damit ich die nicht in der Hektik der Mission Control runterstürzen muss. Eine Sache weniger, die ich erledigen muss, ein Schritt weniger. Und es werden an diesem Tag noch eine Menge Schritte sein bis zu dem einen entscheidenden.

Musik ist ein anderes wichtiges Thema für mich. Ein Freund aus der Schweiz hat mir eine Spezialversion des Soundtracks von »300« gemixt, dem Spartanerfilm mit Gerard Butler in der Hauptrolle. Mit diesem Sound fahren wir die halbe Stunde raus zur Mission Control, volle Lautstärke im Auto. Danach den Soundtrack von »Apollo 13« und von »Armageddon«. Das ist mein Ritual.

Mit dieser Musik aus den Raumfahrtfilmen haben wir schon während meiner Anzugproblematik angefangen. Andy und Mike haben mich bestärkt: »Du kannst das. Das unterscheidet dich von den anderen Menschen. Du hast die Möglichkeit, von dort oben zu springen.« Diesen Gedanken habe ich immer wieder versucht, mir in den Kopf zu holen. Ich kann mir nicht Woodstock anhören, wenn ich Überschall fliegen will, das

ist das falsche Thema. Als Athlet weißt du am besten, was dich motiviert. Der eine hört gern Klassik, der andere Hardrock, und ich brauche eben dieses Weltraumthema.

Auch die Jungs von der BBC waren durch diese Musik im gleichen Modus wie wir: »Wir ziehen jetzt in die Schlacht. Wir machen jetzt unseren Film!« Fünf Jahre waren sie dabei, in guten wie in schlechten Momenten, wie die Fliege an der Wand, aber nicht störend. Colin Barr, der Story-Teller der BBC, ist zu einem Freund geworden. Ein sehr angenehmer Mensch. Es gibt ja Fernsehleute, die regen einen auf. Aber mit Colin war jedes Interview eher eine Diskussion, ein Austausch, kein Aushorchen. Dieses Projekt ist ja nicht nur unser Baby, sondern auch ihres. Auch die BBC hatte ihre Aufs und Abs, Budgetprobleme. Die Dokumentation war für zwei Jahre geplant. Und dann hieß es: »Wir brauchen jetzt für drei Jahre Kameraleute, Flüge, Hotelkosten.« Und dann noch mal für zwei weitere Jahre! Die hatten das gleiche Problem wie wir, fast noch schlimmer, weil die BBC ja aus Steuergeldern finanziert wird. Die haben in ihrem Bereich genauso um die Sache gekämpft, mit den gleichen Waffen, gegen den gleichen Feind.

Die BBC-Jungs steigen zu uns ins Auto, Helmut gibt mir meine zwei Drinks. Ich drehe »300« auf, und los geht’s, diese lange gerade Straße vom Hotel durch die Stadt Roswell. Keiner spricht, alle kennen den Weg schon auswendig. Da kommt die Tankstelle, da der Kirchturm, die Main Street entlang, rechts ab zu dem aufgelassenen Runway, rüber zur Mission Control, unserer Mondbasis. Die Bilder wiederholen sich, aber ich weiß: Heute ist der letzte Tag. Wenn alles gut geht, ist es heute vorbei.

Eine halbe Stunde dauert die Fahrt zur Mission Control, doch heute geht es viel zu schnell. Ich möchte eigentlich noch ein bisschen fahren. Ich möchte noch nicht da sein. Aber an der Tankstelle müssen wir rechts abbiegen. Es hilft ja nichts. Dann kommt der Moment, in dem ich auf der linken Seite durch den Absperrzaun zum ersten Mal die Kapsel sehe, angestrahlt von diesem riesigen Scheinwerfer, umgeben von angespannten Teammitgliedern. Ich schaue hoch zu den drei großen Ballonen: ein Meter hohe Wetterballone in unterschiedlichen Höhen: Was macht der Wind in 50, 100 und in 150 Metern Höhe? Wenn die Verhältnisse ideal sind, stehen diese drei Ballone in einer Linie. Im Moment scheint allerdings noch ein bisschen Wind zu gehen. Aber, mein Gott, es ist ja noch nicht mal halb drei.

Vorn am Gate müssen wir bei der Mission Control anrufen: Das Begleitfahrzeug kommt, langsam geht das Tor auf, und wir werden die letzten paar Meter eskortiert. Links von mir stehen drei Helikopter: Kamerahelikopter, Arzthelikopter und der Heli, der mich nach der

Landung aus der Wüste abholen soll. An denen fahre ich entlang und denke: Kamera-Heli: geil, der macht gute Bilder. Abhol-Heli: geil, wenn ich da drin sitze, ist es geschafft. Dann der Arzt-Heli: Hoffentlich brauche ich den nicht. Den will ich später lieber nicht sehen. Hoffentlich bleibt der genau da stehen, wo er jetzt steht.

Bei all meinen Base-Sprüngen war immer der gleiche Arzt dabei, Fritz Firlinger aus Linz, egal, ob ich in Kroatien gesprungen oder über den Ärmelkanal geflogen bin. Und jedes Mal habe ich denselben Satz zu ihm gesagt: »Fritz, schön, dass du da bist und ich dich nicht gebraucht habe.«

Wir fahren an den Hubschraubern vorbei Richtung Mission Control, vorbei an all den Kameramännern, die ihre Kameras auf die Schulter schwingen. Dann steigen wir aus dem Auto in die Welt hinaus. Von jetzt an sind wir live im Fernsehen. Ein kurzes Hallo und rein in die Mission Control, zum Briefing. Art ist da, Joe und Don. Don sagt: »Das Wetter sieht gut aus. Pass auf, wenn wir um sieben starten können, dann hätten wir diesen Wind hier.« Er reicht mir drei ausgedruckte Blätter und zeigt auf unterschiedliche Linien. Wir müssen genau das knappe Zeitfenster treffen, in dem die Nachtwinde schon eingeschlafen und die Morgenwinde noch nicht aufgewacht sind. Nach rund zweieinhalb Stunden sollte ich am besten auf Höhe sein, ungefähr 60 Kilometer nordwestlich von Roswell, über einem riesigen Landegebiet.

Das letzte Wort im Briefing hat Joe: »*We do it today!* Das wird heute der nächste Weltrekord!« Ich fühlte mich geehrt, weil er quasi im Voraus jetzt schon seinen Rekord abgibt. Ich glaube, dass er dachte: Jetzt bin ich noch vier Stunden Rekordhalter, noch drei, noch zwei, noch eine Stunde – jetzt gebe ich meinen 52-jährigen Rekord ab. Aber immer hat er mir vermittelt: »Ich freue mich, dass ich helfen kann. Du verdienst das!« Ich habe mich oft gefragt, wie sehr kann man etwas loslassen, das ein halbes Jahrhundert dein Leben bestimmt hat.

Ein paar Abschlussglückwünsche von Joe, und dann gehe ich wieder raus, steige ins Auto, das mich zum Trailer fährt. Mit dabei sind Andy und Klaus Hammerle. Klaus habe ich vor ein paar Jahren bei einem Werbedreh für einen Sponsor kennengelernt. Ich hatte mir kurz zuvor einen Hexenschuss eingefangen, und es stellte sich heraus, dass Klaus ein begnadeter Masseur ist – und den wollte ich bei Stratos dabeihaben. Ich brauche nur irgendwas unglücklich hochzuheben, mir das Kreuz zu verreißen, dann stehen 50 Leute da, und ich kann wegen eines Hexenschusses nicht springen. Jeder Sportler hat immer einen Therapeuten oder einen Masseur dabei, und ich habe das zum ersten Mal.

Ich merke nach so einer Massage sofort, wie ich mich ganz anders bewege, wenn ich gut ausgerichtet bin. Klaus sagt: »Ich kann dich immer

so ausrichten, dass du mittig bist. Die meisten Menschen sind nicht ausbalanciert.« Eigentlich bin ich kein Freund von solchen Dingen, aber Millionen von Muskelfasern können nicht irren. Zwischendrin hat mich auch Art mal massiert. Er ist interessanterweise ein genialer Masseur! Wenn ich irgendwo gesessen habe, fragte er mich: »Na, Felix, wie geht's dir heute?« und fing an, mich mit seinen knochigen Fingern zu massieren. Der Projektleiter: tüftelt aus, verhandelt – und massiert den Athleten. »Guten Morgen, Herr Masseur. Oder sind wir heute wieder Projektleiter, Art?« Ein Spaß war das.

In meinem Trailer massiert mich Klaus eine Viertelstunde und richtet mich aus, bevor ich in den Anzug steige. Dann kommt der Arzt zum letzten medizinischen Check. Er legt mir einen Brustgurt an, der für die Navy Seals entwickelt worden ist, um Pulsschlag, Atmung und weitere Lebensfunktionen zu erfassen und der Einsatzleitung zu übermitteln. Andy geht sicher, dass der Gurt sein Signal sendet. Jetzt fehlt nur noch der Anzug. Aber ich bekomme noch eine kleine Gnadenfrist: Weil der Wind auffrischt, verzögert sich der Start. Der Anzug bleibt also vorerst, wo er ist. Ich lege mich aufs Bett und schlafe tatsächlich ein, morgens gegen halb fünf. Ich weiß: Es ist alles so weit erledigt: Frühstück, die Checks. Ich bin fertig, brauche jetzt nur noch in den Anzug zu steigen und dann eine Stunde Sauerstoff zu atmen. Mehr kann ich nun nicht mehr machen. Nervös rumlaufen bringt auch nichts. Das war bei meinen Base-Sprüngen auch so: Wenn alles vorbereitet war, konnte ich davor noch mal richtig tief schlafen, und wenn es nur eine halbe Stunde war. Es gibt nichts mehr zu tun, also fährt der Körper runter und ruht.

Eine halbe Stunde später kommt Andy rein: »Es geht los.« Raus aus der Wohn-, Schlaf- und Badezimmersektion des Trailers, nach nebenan in die heruntergekühlte Gear-up-Area, wo ich den Anzug angezogen bekomme und 100 Prozent reinen Sauerstoff atme. Das ist ein fast steriler Raum. Alle bis auf Mike Todd und mich bleiben jetzt draußen, denn wenn Mike beim Anziehen abgelenkt wird, vergisst er womöglich, einen Verschluss zu schließen oder ein Kabel anzustecken, und das könnte tödlich enden.

Fast eine Stunde dauert die Prozedur: zuerst der Anzug, dann die Schuhe, dann die Handschuhe, dann der Helm, danach der Dichtheits-Check. Mike redet wenig bei alldem. Da wird auch nicht geflachst oder geblödelt. Mike macht keine Sprüche. In der Freizeit schon, aber das hier ist jetzt Business. Er ist genauso angespannt wie ich und hat genauso wenig geschlafen. Er ist nervös, weil er weiß, dass mein Leben auch in seiner Hand liegt. Er ist 74, ein altgedienter Air-Force-Mann, der so ziemlich alles, was in Amerika Luft- und Raumfahrtgeschichte

geschrieben hat, begleitet hat. Zum Schluss die Handschuhe. Wie beim Boxkampf. Draußen wartet der Feind, in diesem Fall der Weltraum, die Zuschauer sind auch schon da, auf den Rängen und vorm Fernsehen, irgendwann geht der Athlet raus, seine Musik ertönt, und er steigt in den Boxring oder in die Kapsel – die gleiche Prozedur. Ich habe früher ja mal geboxt, und dann sitzt du 20 Jahre später da und denkst: Das ist jetzt ein größerer Gegner, ein größerer Kampf.

Dann kommt Luke Aikins rein, unser Fallschirmexperte. Er hilft Mike dabei, den Fallschirm richtig anzulegen und die Gerätschaften zu justieren. Irgendwann sind die beiden so weit: *»Okay, are you ready to close?«* Und dann kommt diese Bewegung mit der Hand, mit der ich das Visier schließe. Von nun an bin ich wirklich abgeschottet, nicht mehr in dieser Welt, sondern in meiner eigenen. Der Moment, in dem die Zellentür wieder zugeht. Du hast deinen Freigang gehabt, und jetzt geht's wieder in die Zelle, die Tür fällt ins Schloss, und du sitzt wieder einen Tag lang da, bis zum nächsten Freigang. Du nimmst noch einmal einen tiefen Atemzug aus der wahren Welt und bist dann in deiner eigenen. Wenn ich das nächste Mal frische Luft atme, knie ich mit dem Helm in der Hand im Wüstensand – in vier oder sechs Stunden, je nach den Windverhältnissen. Jetzt bloß keinen Rückfall wegen des Anzugs! Ich versuche, nur an die Entlassung zu denken, an Freiheit für immer.

Die Dichtheitsprüfung. Der Anzug war stets top gewartet worden, wurde behandelt wie eine zerbrechliche Vase. Und er ist dicht. Dann der Sauerstoff. Eine Stoppuhr läuft mit, damit ich auch keine Sekunde weniger als eine volle Stunde lang reinen Sauerstoff atme. Sonst hätte ich noch zu viele Stickstoffbläschen im Blut, die dann größer werden und Blasen bilden und so heftige Schmerzen in den Gelenken verursachen würden, dass ich die ganze Geschichte abbrechen müsste. Ich sitze da, atme und versuche, einen kühlen Kopf zu behalten. Dann kommen die Gedanken wieder: Wie geht das alles aus? Was ist, wenn jetzt irgendetwas nicht funktioniert, wenn etwas nicht passt? Die ganze Welt sieht doch zu, sieht auch den Misserfolg. In diesem Fall würdest du am liebsten im Erdboden versinken. Oder du stirbst, und deine Freunde, Eltern und die Freundin schauen zu. Grausames Kopfkino. Aber ich bin optimal vorbereitet und habe Vertrauen in die Ausrüstung, in mein Team und *last but not least* in mich selbst. Mein Partner Red Bull hat wie immer für maximale Sicherheit gesorgt. Ärzte sind vor Ort. Wir haben uns gut abgesichert. Da müsste jetzt schon viel schiefgehen. Aber dieses Worst-case-Szenario kommt trotzdem immer wieder hoch. Mir fällt die Geschichte mit dem Bolzenschneider wieder ein.

Morgens im Bad meines Trailers hatte ein Bolzenschneider in der Ecke gestanden, und ich fragte Mike Todd: »Warum steht das Ding da?« Und er meinte: »Ach ja, den muss ich noch in den Hubschrauber legen. Für den Fall, dass du verletzt am Boden ankommst, dann muss ich dich aus dem Anzug rausschneiden.« Im Anzug gibt es einen Nackenring, die Verbindung zwischen Anzug und Helm, der bruchsicher sein muss. Daher der Bolzenschneider. Vor meinem inneren Auge entstand sofort ein Bild: Ich liege am Boden und kämpfe ums Überleben, bin vielleicht noch bei Bewusstsein oder schon halb im Koma – und sehe plötzlich einen Typ mit einem riesigen Bolzenschneider auf mich zukommen. Fünf Jahre steckte ich nun schon in diesem Projekt und hatte noch nie etwas von diesem Bolzenschneider mitbekommen. Den musste Mike ja auch bei den Testsprüngen immer im Hubschrauber mit dabeigehabt haben. Er hat sich wahrscheinlich gedacht: Das braucht der Felix nicht zu wissen. Es reicht, wenn wir es wissen. Aber gut, dass ich Mike gefragt habe. So gab es für mich selbst am letzten Tag noch was zu lernen, noch eine kleine Überraschung.

Ich sitze immer noch im Trailer, atme Sauerstoff und muss viel trinken. Es gibt zwei verschiedene Sorten von Sauerstoff: den etwas feuchteren medizinischen Sauerstoff und den sogenannten Aviator-Sauerstoff. Der trocknet einem komplett die Atemwege aus. Deswegen muss ich ständig Flüssigkeit aufnehmen – und entsprechend oft urinieren. Dazu gibt es das Urine Collective Device, kurz UCD. Eine Art überdimensioniertes Kondom, das alle Astronauten benutzen. Eigentlich kein großes Thema, aber man muss den Umgang damit trainieren. Am Anfang ist es sehr irritierend, weil man gewohnt ist, beim Pinkeln alles rauszulassen. Mit dem UCD muss man sich beherrschen, weil es nur eine gewisse Menge aufnehmen kann, die dann erst mal wieder abfließen muss. Deshalb ist es wichtig, die Blase gar nicht erst komplett voll werden zu lassen. Ergo: Je früher man auf die Weltraumtoilette geht, desto besser kommt man zurecht. Wenn das »Kondom« überläuft, wird es feucht im Anzug. Dieser würde dann beim Öffnen der Kapseltüre bei minus 70 Grad sofort schockgefrieren.

Sechs Trinkflaschen habe ich dabei: drei mit Wasser und drei mit einer Elektrolytlösung. Reines Wasser geht schnell durch den Körper, weil keine Mineralstoffe drin sind. Das heißt, man muss relativ schnell wieder pinkeln. Sobald Elektrolyte beigemischt sind, bleibt das Wasser länger im Körper.

Ernährung, trinken, sich gut fühlen ist essenziell wichtig. Ich muss konzentriert sein, meine Instrumente im Griff haben, bereit sein zu reagieren, falls irgendetwas Ungewöhnliches passiert. Ich habe nicht viel

Zeit, keine Hilfe, muss alles selbst machen, und es kommt auch keiner, der mir hilft. Ich muss mich zu 100 Prozent auf meine Ausbildung, meine Skills, meine Reaktionsfähigkeit, mein Wissen und auf meine Entscheidungsbereitschaft verlassen können. Da darf nichts ablenken. Ich bin schon seit zwei Uhr in der Früh unterwegs, seit sieben Stunden. Mir ist kalt, ich fühle mich gestresst und bekomme allmählich Hunger, kann aber nur trinken. Jetzt wäre ein Steak genau das Richtige. Hoffentlich verringert der Unterzucker nicht mein Leistungsvermögen.

Dann kommt der Funkspruch von Don: »In zehn Minuten!« Zeit für den Launch. Ich klappe den Laptop zu, über den ich bis zuletzt noch Musik gehört habe, verabschiede mich von Gerard Butler und »300« und weiß: Jetzt geht es raus.

Wie habe ich mich darauf gefreut, aus diesem Trailer herauszugehen. »Hey, Leute, schaut her: Ich bin bereit. Ich will es!« Ich stehe also auf und spüre erstmals das ganze Gewicht auf meinem Körper. Ich sitze ja schon zweieinhalb Stunden da, und alles, was mir angeschnallt worden ist, wiegt im Sitzen nicht so schwer. Aber wenn du aufstehst, merkst du, dass du über 150 Kilo wiegst und zwei Stunden lang die Beine nicht bewegt hast. Dazu die Sauerstoffflaschen, der Helm. Die Tür geht auf, es ist taghell, und ich spüre die Wärme der Sonne. Zuvor saß ich quasi in einer Kühlkammer. Beim Rausgehen schaue ich in die Gesichter der Jungs, und alles läuft ein bisschen wie in Zeitlupe ab. Dieses Gefühl hatte ich damals auch auf der Jesus-Hand, als ich da oben stand, der Hubschrauber um mich herumflog und es auf einmal komplett still wurde. Der ganze Fokus zieht sich zusammen auf das Wesentliche. Auch am Höhlenrand in Kroatien war das so. Das muss ein System im Kopf des Menschen sein, dass sich im Zustand allerhöchster Anspannung alles nur mehr auf das reduziert, was dann noch wichtig ist.

Das ist der erste Moment an diesem Tag, den ich richtig genießen kann. Ich weiß, wenn ich gleich in meiner Kapsel bin, die Tür ist zu und versiegelt, dann habe ich meinen Frieden. Jetzt ist es meine Show, jetzt hantiert keiner mehr an mir herum, keiner schließt mehr Schläuche an. Die Bedingungen passen, der Ballon ist schon gefüllt, wir sind sehr nahe am Launch, und wenn ich dann mal unterwegs bin, müsste schon wirklich viel schiefgehen, dass ich da nicht raufkomme.

*

Ein ganz interessanter Weg dann, diese paar Meter zum Kran. Im Bild siehst du: Der geht zwei Meter nach draußen und steigt in den Kran. Aber was auf diesen paar Metern im Kopf des Athleten passiert, das sieht und weiß kein Mensch. Ich habe mich fünf Jahre vorbereitet, bin guter Dinge, habe meine Hausaufgaben gemacht, aber ich weiß trotzdem nicht,

ob ich in drei Stunden wieder hier sein werde. Es kann noch so viel passieren.

Ich steige auf den Kran, blicke noch mal in die Menge, dann fährt der Kran hoch, und ich schwebe über den Dingen. Wenn es auch nur ein paar Meter sind: Ich sehe die Welt schon von oben. Das Einsteigen in die Kapsel ist ein richtig guter Moment: Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich schnalle mich an und prüfe die Checklisten. Mike Todd tritt an die Tür der Kapsel. Mikes Augen erinnern mich in diesem Moment an die Augen meiner Mutter. Wenn ich früher von zu Hause weg bin und gesagt habe: »Tschüss, ich fliege nach Rio«, dann habe ich meiner Mutter in die Augen gesehen und wusste, was sie dachte. Hoffentlich kommt er lebend wieder zurück. Sie sprach es nie aus, aber ich sah es in ihren Augen. Bei Mike ist es genau dasselbe. Über die Jahre ist er eigentlich so etwas wie mein Vater geworden. Einmal habe ich bei einem Testsprung den Griff des Reserveschirms zunächst nicht gefunden, mich zu sehr auf meine Kamera konzentriert, und erst 150 Meter vor dem Einschlag ist es mir doch noch gelungen, den Reserveschirmgriff zu finden. Mike saß damals im Hubschrauber, sah, dass zunächst kein Schirm aufging, kam mir später kreidebleich entgegen und meinte: »Hey, ich habe erst heute richtig gemerkt, wie sehr du mir am Herzen liegst.« Da ist einer, der macht sich Sorgen um dich, dem bist du ans Herz gewachsen, der will dir in drei Stunden wieder in die Augen schauen und mit Freude sagen: »Hey, wir haben es geschafft!« Und so sitze ich in meiner kleinen Kapselwelt und schaue durch Mikes Augen in die Augen meiner Mutter – dann schiebt er die Tür zu, und seine Aufgabe ist erledigt.

Als Nächstes wird von außen Luft in die Kapsel hineingepresst, damit ein leichter Überdruck entsteht, der die Tür gegen die Dichtung drückt. Ich sitze praktisch in der versiegelten Kapsel. Mike sagt noch über Funk: »*Okay Buddy, I see you on the ground!*«, dann übergibt er an Joe.

»Felix, do you read me?«, höre ich Joe.

»Read you loud and clear, Sir!«, bestätige ich den funktionierenden Funkkontakt.

»We're closer to go.«

»No problem, I'm ready, Joe.«

»You were born ready, Felix!«

Joe trifft einfach immer die richtige Mischung aus Business und Spaß. Das hat er damals in den 50-ern schon so gemacht bei seiner Mission: den Entertainer gegeben, um auch eine Spur den Stress rauszunehmen. Ein kleiner Scherz ab und zu, das hilft schon. Dann gehen wir zusammen die nächste Checkliste durch. Joe sagt: »Gib mir mal die Menge Sauerstoff, die du gerade bekommst.« Einfach um zu checken,

dass sich meine Zahlen mit denen decken, die an die Mission Control übermittelt werden. Im Fernsehen sieht es derweil so aus, als hätten wir nichts zu tun. Aber ich habe eine Menge zu tun. Eine der wichtigsten Aufgaben ist das wechselseitige Checken aller Werte.

Für den Start übergibt Joe an unseren Launch Director Ed: *»Hey Ed, your turn.«* Aus einem kleinen Seitenfenster, einer Art Bullauge, sehe ich draußen den Ballon, 200 Meter lang, wie er sich allmählich aufrichtet und nach oben davonschwebt. Im Inneren der Kapsel habe ich acht verschiedene Kameraeinstellungen, die ich per Schalter wechseln kann: nach oben, nach unten, zur Seite. Ich schalte die obere Kamera an und sehe, was der Ballon macht. Ich kann gerade nichts tun, außer zu hoffen, dass die Jungs alles im Griff haben. Plötzlich spüre ich einen Ruck, das heißt: Jetzt setzt sich der Truck in Bewegung. Ich schalte um auf die Truck-Kamera, will das ja alles auch miterleben, weil ich weiß: Das kommt nie wieder.

Wenn es heute funktioniert, werde ich das nie wieder machen. Dann gehe ich wieder heim, und deshalb will ich all diese Eindrücke mitnehmen und genießen. Damit es mir nicht so geht wie dieser Olympiasiegerin, von der Andy mir erzählt hatte. Sie hat zwar olympisches Gold gewonnen, aber geweint bei der Siegerehrung – nicht aus Freude, sondern weil sie so enttäuscht war, dass es sich nicht so anfühlte, wie sie geglaubt und gehofft hatte. Sie hat geglaubt, wenn sie da oben steht, das wird die schönste Erfahrung ihres Lebens – und dann fühlte es sich einfach nicht so toll an. Sie hat ein Stück Gold in der Hand, alle jubeln, aber sie vermisst die Befriedigung. Hätte sie aber den Weg bis dahin ein bisschen mehr genossen, wäre der Sieg umso schöner gewesen. Und dieses Genießen all der vielen Etappenschritte ist nach der Begegnung mit Andy ein Ziel für mich, genauso wie der Sprung selbst: das letzte Mal den Anzug anziehen, das letzte Mal Sauerstoff atmen, das letzte Mal am Haken hängen, das letzte Mal mit Joe über Funk sprechen.

Bis auf Ed und den Truckfahrer redet jetzt keiner mehr, kein Gequatsche, keine Späße. *Radio silence* heißt das. Ein Missverständnis könnte alles verderben. Jemand könnte *»Release!«* verstehen, das Signal, nach dem die Kapsel vom Kran gelöst wird, und dabei hat nur einer *»Easy«* gesagt. Jetzt geht es um Millimeterarbeit. Ed muss die Geschwindigkeit des Trucks dem sich langsam aufrichtenden Ballon anpassen. Majestätisch kommt der Plastikriese hoch, aber Ed muss den Truckfahrer noch zurückhalten, bis der perfekte Moment gekommen ist. Und dann hebe ich ab, kaum spürbar klinkt der Kran die Kapsel aus, die jetzt nur noch am Ballon hängt. Schon höre ich Joe: *»Hey Felix, you are*

going to space!« Wir sind auf dem Weg. Es sieht gut aus, es geht in die richtige Richtung.

Meine wichtigsten Aufgaben sind jetzt: Funkkontakt halten zur Mission Control und die Übermittlung der richtigen Parameter zum Abgleich der Daten. Außerdem muss ich versuchen, den Druckunterschied zwischen innen und außen konstant zu halten. Dazu habe ich zwei Höhenmesser nebeneinander: einen, der den Außendruck anzeigt, und einen für den Innendruck. So etwas automatisch machen zu lassen wäre ein irrsinniger technischer Aufwand. Aber wenn ich etwas übersehe, verlieren wir Druck, und die Tür ist nicht mehr dicht. Zudem muss ich die Luft im Inneren der Kapsel konstant bei 28 Prozent Sauerstoffgehalt halten, bin also ständig am Justieren, ständig gefordert auf dem Weg nach oben. Das ist gut, denn so vergeht die Zeit schneller, und es bleibt nicht so viel Zeit zum Nachdenken.

Etwa auf der Hälfte der geplanten Ausstiegshöhe bemerke ich, wie mein Visier leicht beschlägt. Verdammt, da ist es wieder, das Problem mit dem Visier. Ich drehe die zehnstufige Visierheizung ein wenig auf. Es dauert immer eine Zeit, bis die reagiert, diesmal hat sich aber auch nach ein paar Minuten nicht viel getan. Das Visier ist noch immer leicht beschlagen. Ich schalte auf Stufe 10 hoch, um zu sehen, ob die Visierheizung überhaupt funktioniert – aber ich merke keinen Unterschied. Das kann nur bedeuten, dass die Heizung ausgefallen ist. Ich gebe Joe Bescheid, und der meint:

»Ach, das gibt es nicht. Schalte mal auf 10!«

»Ich hab schon alles probiert. Die Visierheizung funktioniert nicht.«

»Ja, das dauert eine Zeit lang. Du bist gerade in der kältesten Luftschicht überhaupt …«

»In der Kapsel habe ich konstant 12 Grad, egal, ob es draußen minus 70 hat oder minus 20. Hier drin habe ich 12 Grad, und mein Visier beschlägt.«

In diesem Moment bricht für mich die Welt zusammen. Wir müssen jetzt eine Entscheidung treffen, bevor mein Anzug unter Druck gesetzt wird. Danach bin ich in meiner Mobilität enorm eingeschränkt und werde weniger Möglichkeiten haben, etwas zu ändern.

Ich höre Joes Stimme: *»Phil, check your monitor.«* Das ist unser Geheimcode. Das Zeichen, dass wir auf eine private Frequenz umschalten, wo uns die Öffentlichkeit nicht zuhören kann und wir Tacheles reden können. Wir sind auf dem halben Weg nach oben. Du weißt genau, es ist der letzte Ballon und die letzte Woche mit gutem Wetter. Du willst nicht voreilig abbrechen, aber du willst auch nicht ohne Sicht da draußen stehen und dann springen müssen.

Jetzt ging es zwischen Mission Control und mir hin und her:

»Bist du sicher, dass die Visierheizung nicht geht?«

»Passt auf, ich hauche jetzt mal auf das Visier. Schaut, wie langsam das wieder weggeht! Da bahnt sich ein Problem an.«

Die Lösung liegt schließlich in der komplexen Technik meines Chest Pack, der aerodynamisch geformten Box auf meiner Brust. Diese liefert während des Sprungs die notwendige Energie für die Visierheizung und stellt die Funkverbindung zur Erde her. Darüber hinaus zeichnet sie die Daten für meine Weltrekorde auf. Solange ich aber in der Kapsel sitze, erfüllt diese Aufgaben das sogenannte Onboard-System.

Aufgrund meiner Ausbildung vermute ich die Ursache im Onboard-System. Um das zu testen, muss ich mich nun genau von diesem trennen, damit sich das Chest Pack aktiviert. Sollte das gelingen, haben wir die Lösung. Die Gefahr bei diesem Vorgang besteht darin, dass ich in dem Moment, in dem ich mich vom Onboard-System trenne, den Funkkontakt zur Mission Control verlieren könnte.

Für den Fall, dass die Mission abgebrochen werden muss, haben wir den Funkspruch RTB verabredet, *Return to Base*, »zurück nach Hause«. Da wir jetzt den Funkkontakt verlieren könnten, brauchen wir zusätzlich ein visuelles Zeichen: Daumen hoch steht für »Weiter geht's!«, Daumen nach unten für »Bringt mich runter!«. Auf letzteres Zeichen hin würde es im freien Fall mit der Kapsel nach unten gehen.

Jetzt bin ich auf halber Höhe, nur eine Dreiviertelstunde vom Erfolg entfernt, und dann hängt alles an der Visierheizung, die schon beim ersten Test in Brooks das Problem gewesen ist. Aber meine Analyse war richtig! Ich spüre Hitze in meinem Gesicht! Und die Funkverbindung steht: »Es funktioniert! *We press on!* Ich habe jetzt Visierheizung und denke, wir können es riskieren.« In diesem Moment wechseln wir wieder den Funkkanal und sind nach zehn Minuten der Ungewissheit wieder für den Rest der Welt zu empfangen.

Es geht weiter. Und das verdammt schnell. Joe mahnt: »Wenn du noch mal in den Regenwald musst, dann beeil dich!« *Rainforest* ist unser Geheimcode für »auf die Toilette gehen«.

Nach wenigen Minuten sind wir auf Absprunghöhe und sogar darüber hinaus. Der Heliumballon ist zum Bersten voll und droht, zu platzen. Wir müssen Ballast in Form von Plastikkugeln abwerfen, was per Knopfdruck von der Kapsel aus oder unten von der Mission Control aus gesteuert werden kann. Wir müssen die richtige Balance finden: Wir wollen so hoch wie möglich rauf, denn: je höher du abspringst, desto größer ist die Chance, Überschall und noch schneller zu fliegen. Andererseits aber dürfen wir den Ballon nicht überstrapazieren. Der hat

mittlerweile 850 000 Kubikmeter, der größte Heliumballon, der jemals mit einem Menschen an Bord geflogen worden ist – herkömmliche Heißluftballons mit acht, neun Passagieren haben nur 4000 Kubikmeter.

Auf 38 964,4 Metern Höhe steht fest: Das reicht. Auch wenn 40 Kilometer eine schöne runde Zahl gewesen wäre. Joe und ich beginnen mit dem Egress-Check, dem Durchgang durch die letzte aller Checklisten: 42 Punkte trennen mich jetzt noch vom Sprung. Punkt für Punkt gehen Joe und ich die Liste durch, von der Druckregulierung des Anzugs, dem maximalen Beheizen der Hände und Füße vor dem Ausstieg in die Kälte, dem Aktivieren der Anzug- und Chest-Pack-Kameras über die zahlreichen Ventil- und Fallschirmchecks bis hin zum Herunterklappen des getönten Extravisiers, das meine Augen vor der extremen Sonneneinstrahlung in dieser Höhe schützen wird. Zahllose weitere Checks später passe ich den Druck in der Kapsel dem Außendruck an, damit sich die Tür unter den vakuumähnlichen Bedingungen öffnen lässt. Da mein Anzug unter maximalem Druck steht, ist meine Bewegungsfreiheit jetzt um 50 Prozent gemindert. Jeder noch so kleine Handgriff wird zur Tortur. Aber mir ist klar: Ich bin weit oberhalb der sogenannten Armstrong-Grenze, ohne den Schutz des Anzugs hätte ich innerhalb von 15 Sekunden Schaum vor dem Mund, mein Blut würde kochen, ich wäre sofort tot.

Alles läuft nach Plan, aber als Joe mir das Signal gibt, die Tür zu öffnen, bewegt sie sich trotz der finalen Druckentlastung nicht aus ihrer Dichtung. Ich versuche mit meiner Hand den Griff zu umschließen, mit dem sie sich mechanisch öffnen lässt, doch aufgrund des Drucks in meinem Anzug kann ich meine Finger kaum einzeln bewegen. Ich bin schweißgebadet, als die Tür endlich nachgibt. Von oberhalb der Türöffnung rieselt Eis herunter. Es muss sich mit zunehmender Höhe gebildet haben. Ich aktiviere mein Chest Pack und entkoppele mich vom Onboard-Sauerstoff. Es bleibt mir jetzt noch Sauerstoff für circa zehn Minuten.

Der Druckanzug ist nun von allen Kapselsystemen abgeschlossen. Unter höchster Anspannung schiebe ich den Sitz das letzte Stück nach vorn. Ich löse den Sicherheitsgurt und stemme meinen 150 Kilo schweren Körper mit einem unglaublichen Kraftakt durch die kleine Ausstiegsluke ins menschenfeindliche Nichts.

Zum ersten Mal sehe ich die Krümmung der Erde, und der Himmel über mir ist bedrohlich schwarz und zugleich atemberaubend schön. In den 15 Sekunden, die ich auf der Stufe stehe, versuche ich mich optimal zu positionieren, noch ein paar Zentimeter nach vorn – dann bin ich bereit. Ich weiß, dass die ganze Welt zusieht, und ich wünschte, sie könnte sehen, was ich jetzt sehe. Über Funk sage ich: »Manchmal musst du weit

hinaufgehen, um zu sehen, wie klein du eigentlich bist. *I'm going home now«*. Ich salutiere, mache einen Schritt nach vorn und falle.

Das, was jetzt geschieht, entzieht sich meinem Einfluss. Jeder Fallschirmspringer arbeitet mit dem Element Luft, kann sie aufgrund seines Könnens im freien Fall beherrschen. Diese aber fehlt jetzt. In den nächsten 40 Sekunden kann ich nichts machen. Ich kann nur warten, muss in dieser gesteigerten Aufmerksamkeit verharren und abwarten, was passiert, um möglichst schnell auf das einwirken zu können, was kommt. Doch was kommt, weiß ich nicht, weil es keine Erfahrung im Überschallbereich gibt. Das Einzige, was ich weiß, ist, dass ich verdammt schnell bin und daher höllisch aufpassen muss.

Es gibt nichts, was an mir vorbeizieht. Es fehlen die Orientierungspunkte, die mir zeigen, wie schnell ich genau bin. Die Luft macht nun ein ganz eigenartiges Geräusch. Ein abartiges Zischen. So etwas habe ich noch nie zuvor gehört. Vielleicht wird dieses Geräusch durch den Helm verursacht. Die ersten fünf, sechs, sieben Sekunden nach dem Absprung bin ich noch in einer aufrechten Position, Füße nach unten. Allmählich kippe ich vornüber. Das hatte ich schon beim 22-Kilometer-Sprung und danach beim 30-er erlebt. Ich weiß, was kommt. Das ist Physik. Wenn der Schwerpunkt hoch ist, kann er nur nach unten wandern. Das geht nicht anders. Ich weiß, dass es diesmal länger dauern wird, bis ich meinen Fall irgendwie beeinflussen kann. Beim ersten Testsprung aus 22 Kilometern Höhe hat es 6 Sekunden gedauert, bis ich vornübergekippt bin. Du fliegst dann fast auf dem Rücken, siehst die Kapsel und den Riesenballon weit entfernt, dein einziger Referenzpunkt. Sonst ist ja nichts da. Beim zweiten Sprung aus 30 Kilometern hat es schon 15 Sekunden gedauert. Meine Drehungen werden schneller, 150 Kilo Gewicht, die zunehmend außer Kontrolle geraten. Und jetzt sind wir noch mal 9 Kilometer höher, das wird noch viel länger dauern. Und dann kippe ich auf einmal nach links weg und denke: *Damn*, was ist das jetzt?

Ich fange an, mich zu drehen. Fünfmal im Uhrzeigersinn. Intuitiv nehme ich die Hände zum Körper – dann geht es in die Gegenrichtung. Ich habe kein Gefühl, nirgends, weiß aber: Ich muss einen kühlen Kopf behalten und nach einer Lösung suchen.

Und schon überkommt mich wieder dieses analytische Denken, diese Fähigkeit, die ich im Verlauf der letzten 27 Jahre immer wieder bewiesen habe: in schwierigen, komplexen Situationen erst mal Ruhe zu bewahren. Ich weiß, ich bin schnell, sehr schnell, also muss ich alles, was ich jetzt mache, sehr langsam tun. Ich versuche, meine Arme und Beine richtig zu positionieren und brauche dazu all meine Fallschirm- und Base-Sprung-Erfahrung. In Panik bin ich nicht. Nur keine schnellen Bewegungen, sonst

endet es fatal. Gleichzeitig ist mir klar: Ich darf auf keinen Fall schneller drehen als mit 3,6-facher Erdbeschleunigung. Wenn das 6 Sekunden lang passieren sollte, öffnet sich mein Stabilisierungsfallschirm, den Luke eigens für diesen Fall entwickelt hat. Bei dieser Belastung würde ich sonst irgendwann das Bewusstsein verlieren. Aber ich will ja noch keinen Rettungsfallschirm, ich will die Lösung selbst herbeiführen. Mein G-Messgerät sitzt am Handgelenk. Wenn ich es schaffe, das ein bisschen weiter am Körper zu halten, zeigt es weniger G an. Das ist extrem anspruchsvoll, aber meine einzige Chance

27 Rotationen später, nach allem Analysieren und Ausprobieren, bekomme ich das gefürchtete Flat Spinning abrupt unter Kontrolle und bin wieder Herr der Lage. Jetzt fliege ich es heim.

Obwohl mein Helmvisier wieder anfängt zu beschlagen, weiß ich, ich bin raus aus der Gefahrenzone und kann zur Not den Schirm öffnen. Die Erleichterung ist riesig. Ich habe keine Ahnung, ob ich Überschall geflogen bin, aber das Wichtigste ist jetzt: Ich habe es in den Griff gekriegt, mich mit eigenen Fähigkeiten wieder zu stabilisieren. Auf 5200 Fuß öffne ich den Schirm, 5000 war laut Protokoll geplant. Egal, ich habe es überlebt. Jetzt muss ich nur noch wissen, woher der Wind kommt und sicher landen.

*

Noch nie in meinem ganzen Springer-Leben habe ich über meine Landung nachgedacht. Für mich war das immer wie Einparken für geübte Autofahrer. Aber heute parke ich vor der ganzen Welt ein. Mit einem Mal habe ich Stress. Ich will stehend landen. Aber das ist gar nicht so einfach: Ich bin müde und ausgepowert und kann nicht spüren, wo genau der Wind herkommt. Und mit Rückenwind hat man da schnell 6 G beim Landen. Aber es funktioniert perfekt: zwei Schritte auslaufen, geschafft. Ich sinke auf die Knie und bin unendlich erleichtert. Die nächsten zehn Sekunden ist es mir völlig egal, ob ich Überschall geflogen bin oder nicht. Ich bin einfach nur froh, dass ich unten bin und nicht live vor meinen Freunden und Eltern versagt habe. Und noch viel wichtiger war es, nicht vor ihren Augen zu sterben.

Und da kommt auch schon der Helikopter. Mike Todd läuft auf mich zu und freut sich wie ein kleiner Junge. Ist das schön, ihn wiederzusehen, ihm in die Augen zu sehen! Mike ruft: »Hey, du hast es getan! Du hast es verdammt noch mal wirklich getan!« Erst jetzt bin ich mir selbst darüber im Klaren. Er nimmt mir den Helm ab, steckt die Kabel ab, strahlt über das ganze Gesicht. Und schon ist Colin mit seinen BBC-Jungs vor Ort und stellt die erste Frage. Ich kann mich später nicht daran erinnern, was genau er mich eigentlich gefragt hat. An meinem Landeplatz sind jede Menge

Leute, die meinen Flug verfolgt haben. Sie erzählen mir nun alle, dass sie den Überschallknall gehört hätten. Ich sage: »Schwachsinn, das gibt's nicht. Das bildet ihr euch ein.« Aber es kommen immer mehr, die den Knall gehört haben wollen. Verrückt! In diesem Moment ist mir das selbst noch gar nicht so wichtig.

*

Nun ging es mit dem Helikopter zurück zur Mission Control, zum Glück mit dem richtigen Heli, nicht mit dem Arzt. Schon beim ersten und zweiten Testsprung hatte ich es irrsinnig genossen, im Helikopter zu sitzen, in 50 Metern Höhe über die Wüste zu rauschen, den Anzug noch am Körper – ein cooles Gefühl. Ich wusste: Test bestanden, jetzt ist wieder mal ein Monat Ruhe. Das war immer ein schöner Belohnungsflug, dieser Flug zurück. Ich fliege ja gern Hubschrauber. Du sitzt da drin, bist frei und entspannt, du lebst, hast deinen ersten Testsprung gemacht. Beim zweiten sagst du: »Cool, jetzt noch mal!« Auf den letzten zwei Minuten dieses halbstündigen Fluges, bevor du ankommst, siehst du schon die Mission Control, drehst noch eine Runde um den Tower, grüßt zu den Jungs rüber. Schöne Momente.

Beim Flug nach dem großen Sprung war es ähnlich. Ich saß mit unserem Piloten Aaron Fitzgerald vorn, Mike und ein ungarischer Fotograf hinter mir. Uns allen war klar: Es ist vorbei. Wir haben es geschafft. Felix ist gesprungen, er lebt, und Überschall ist er wahrscheinlich auch geflogen. Was für eine Befriedigung, was für ein Genuss, da drinnen zu sitzen und zu wissen: Gleich stehen da mein Vater, meine Mutter, mein Bruder, Nicole, meine Freunde, das ganze Team. Vor fünf Stunden haben wir uns zum letzten Mal gesehen. Da war alles noch im Ungewissen, und jetzt sind da nur noch das Glück, überlebt zu haben, und der Erfolg.

Ich habe es so genossen, in diesem Helikopter zu sitzen, dass mir erstmals die Tränen gekommen sind. Ich habe sonst nie Tränen vergossen, mal abgesehen von meinem Anzugdrama am Flughafen. Aber im Heli hat es mir ein paarmal richtig das Wasser in die Augen gedrückt. Es ist vorbei. Die Gefängnistür ist offen, ich bin draußen, und jetzt habe ich wieder die Freiheit, alles zu tun, was ich möchte.

Der Anflug zur Mission Control. Eine Runde am Tower vorbei, rüberwinken, die Menschenmenge auf den Balkonen, die Satellitenschüsseln. Alle Kameras waren auf mich gerichtet: Am liebsten hätte ich dieses Bild jetzt eine halbe Stunde lang zelebriert, in Zeitlupe. Der Moment, in dem ich wieder zurückkomme, der Mutter und der Freundin um den Hals falle, und jeder ist einfach nur unendlich erleichtert. Der kommt nie wieder, dieser Moment. Mir war klar, ich würde nie

wieder in meinem Leben etwas machen, das diese Größe und diese Dimension haben würde. Deshalb musste ich jeden Moment aufsaugen: das Aussteigen, die erste Kufe, auf die ich runtersteige. All der Ärger der vergangenen fünf Jahre, alle Rückschläge waren vergessen.

Ich fiel Joe um den Hals, meinem Vater, meiner Mutter, Nicole und allen anderen. Das war Wahnsinn! Ich konnte nicht glauben, was ich da sah, gerade bei meinem Vater. Ich glaube, der hatte so etwas in seinem Leben noch nie erlebt. Er hatte nie große Emotionen gezeigt, außer beim Tod seines Vaters. Und Joe sagte: »Jetzt gehört der Rekord dir.« Aber ich wusste genau, ich würde immer das Licht auf ihn scheinen lassen, auf diesen großen alten Mann.

Ein richtig schöner Moment war dann der Gang rüber zum Trailer, den ich vor sechs Stunden verlassen hatte. Dieses Gefühl zu wissen: Jetzt ziehe ich den Anzug aus – für immer! Ich saß noch mal da mit Mike. Das wollte ich mit ihm richtig zelebrieren: die Rüstung Schritt für Schritt ablegen, wieder zum normalen Menschen werden. Noch einmal den Reißverschluss öffnen, Handschuhe und Höhenmesser runter, und das war es dann. Eine lange Reise ging zu Ende. Egal, wie sehr ich ihn am Ende im Griff hatte, mein Freund ist der Anzug nicht geworden. Ich stieg endlich aus diesem Ding, und es fühlte sich gut an. Das war einer der besten Momente überhaupt.

Es folgten Pressekonferenzen und lange Interviews. Dinge, die ich hasse, aber über mich ergehen lassen musste, obwohl ich diese Momente nur noch mit meiner Familie und meinen Freunden verbringen wollte. Nach dem Pressetermin habe ich meinen engsten Kreis um mich versammelt: »Lasst uns doch noch mal zu Starbucks fahren!« Dort hatten wir schon Hunderte Stunden verbracht, das war unser Anlaufpunkt in Roswell. Dann sitzt du da, und alles, was jetzt passiert, passiert unter einem anderen Gesichtspunkt. Nicht mit dem Gedanken an morgen, übermorgen oder nächste Woche. Die Roswelians kamen vorbei, um mir zu gratulieren, auch ein Polizist: »Hey Felix, ich habe dich im Fernsehen gesehen.« Auf einer Kreidetafel im Starbucks stand: »*Congratulations Felix*! *You did it*!« Der Iced-Mocca ohne Sahne war immer mein Kaffee dort gewesen, die größte Tasse. Von denen hatte ich so einige getrunken. Ein richtig schöner Ausklang: abhängen, nichts mehr machen.

Am Abend um acht gab es die große Party mit der ganzen Mannschaft, bei Andre im »Cattlebaron«. Dort bin ich meistens zum Essen gewesen und habe Lachs mit Reis gegessen, und davon jeden Tag, weil ich das gut vertragen habe und davon fast keine Magenverstimmung bekomme. Wenn ich heute Lachs mit Reis esse, ist es fast, als wäre ich zurück im Gefängnis. Der Geschmack hat sich eingebrannt.

Joe hat dann eine tolle Rede gehalten. Er war bekannt für seine Ansprachen und seine Ausdrucksweise: immer auf den Punkt, von Menschlichkeit geprägt. Joe ist sein Leben lang ein umgänglicher Mensch geblieben, und das sind nicht alle, die so viel geleistet haben wie er. Diesen Humor, dieses Menschliche haben die wenigsten dieser Jungs, weil sie meistens vom Militär kommen und eher hart und kontrolliert sind. Auf Joes Rede folgte die des Bürgermeisters von Roswell. Er redete bestimmt eine halbe Stunde lang – und ernannte Joe und mich zu Ehrenbürgern! Wir bekamen den Schlüssel der Stadt, und außerdem wurde ein Feiertag nach mir benannt, der von da an jedes Jahr am 14. Oktober in Roswell begangen werden sollte. Wegen mir haben die Leute am 14. Oktober künftig frei! Bis zwei Uhr in der Früh habe ich Autogramme geschrieben, mich mit meiner ganzen Mannschaft fotografieren lassen – und es eigentlich nicht wirklich genießen können. Du möchtest in der Ecke sitzen mit deinen Freunden und sagen: »Jungs, es ist vorbei.« Keine Chance, und darunter habe ich gelitten, dass ich diese unwiederbringlichen Momente nicht auskosten konnte.

Als sich die Party auflöste, wusste ich, dass ich nicht würde schlafen können. Ich hatte Angst, etwas zu versäumen. Es zerriss mich vor Tatendrang. Ich war endlich in Freiheit: »Hey Jungs, was machen wir jetzt?« Ich bin dann mit Helmut Wahl um fünf in der Früh noch mal rausgefahren zur Mission Control. Nur dasitzen und in die Wüste schauen. Am Tag zuvor hatte um diese Uhrzeit geschäftiges Treiben geherrscht, jetzt war Ruhe. Da arbeitete keiner mehr, da stand keine Kapsel mehr draußen, kein Mensch war mehr da. Die anderen waren alle im Bett. Wir würden vielleicht irgendwann mal nach Roswell zurückkehren, aber die Mission Control würde nicht mehr dastehen. Dann wäre hier nur noch Wüste.

Wir saßen dort draußen und schauten, wie es langsam hell wurde. So wie am Tag zuvor, nur dass ich den Sonnenaufgang da aus dem Bullauge meines Trailers gesehen hatte, mit einem Helm auf dem Kopf, nicht wissend, was der Tag bringen würde. Was für ein Unterschied: warme Sonnenstrahlen, die ich erstmals nach Jahren ohne diesen enormen Druck spürte! Ein Tag beginnt, gestern um die Uhrzeit hast du gehofft, dass er Gutes bringt. Heute schaust du zurück, aber nur, um zu sehen, wie weit du gekommen bist. Wir hatten der Welt bewiesen, was lange Zeit für unmöglich gehalten worden war.

*

Und dann war da noch der Ballon. Er ist eine Weile nach meiner Landung geborgen worden, genau wie die Kapsel. Jetzt lag er auf einem Lastwagen wie ein toter Riese. So hatte ich den Ballon noch nie gesehen.

Am Vortag war dieses fragile Ding noch das Wichtigste auf der Welt gewesen. An dem Ballon hatte alles gehangen. Ich kletterte hinauf, stellte mich auf ihn und sagte leise: »Danke.« Zum Abschied schnitt ich ein großes Stück heraus und nahm es mit nach Hause.

Diese Zeit der Stille nach dem Sprung, nach dem großen Rummel war mir sehr wichtig. Mich noch mal mit Helmut und Mike, meinem Performance-Coach, auszutauschen, mit etwas Abstand. Zusammen dazusitzen und den Erfolg zu inhalieren. Das konnte ich nicht mit jedem teilen, nicht einmal mit der eigenen Freundin, weil sie in vielen der kritischen Momente nicht dabei gewesen war. All das mit den betroffenen Leuten noch mal aufzuarbeiten, das war für mich ein außergewöhnlicher und wichtiger Vorgang.

Wobei ich es mit dem Analysieren auch nicht übertreiben wollte. Jemand hat einmal folgenden Gedanken mit mir geteilt: Man stellt sich immer die Frage, bin ich den richtigen Weg gegangen, damals als ich links statt rechts gegangen bin? Die Antwort lautet immer: ja. Weil es egal ist, für welchen Weg du dich entscheidest. Der Mensch wird aus dem Weg, den er gewählt hat, das Richtige machen. Wenn ich nach links gehe, mache ich das Beste daraus, und somit ist es richtig. Und wenn ich nach rechts gegangen wäre, hätte ich auch das Beste daraus gemacht, und deshalb ist auch das der richtige Weg gewesen. Solange ich meine ganze Energie dort hineingebe.

Früher wollte ich mal Polizist werden, bin aber bei dem Auswahlverfahren nur Elfter geworden. Zehn haben sie genommen. Dann bin ich zum Militär gegangen, und plötzlich hieß es: »Herr Baumgartner, wir würden Sie doch nehmen.« Ich hatte aber schon beim Militär unterschrieben. Vielleicht wäre ich heute ein guter Polizist oder Oberbefehlshaber des österreichischen Militärs – so bin ich ein erfolgreicher Fallschirmspringer geworden.

Nach und nach ging es nun ans Abschiednehmen. Nicole musste nach Hause, weil sie keinen Urlaub mehr hatte, und auch von den Eltern verabschiedete ich mich: »Bis in ein paar Tagen zur Welcome-Party in Salzburg!« Für mittags um zwölf war noch ein großes Medien-Meeting mit 80 Journalisten aus aller Welt angesetzt worden, Live-Satelliten-Ausstrahlung, das ganze Programm. Ich saß mit meiner Familie und Freunden im Hotel beim Frühstück und dachte: Jetzt ist es halb elf. Um zwölf stehe ich wieder vor der ganzen Welt, und dabei ist nichts anders als gestern. Es hat sich nichts geändert. Und dann kam auch schon mein letzter Tag: Abschlussinterview mit der BBC, danach ab nach Hause. Ich hatte allerdings nie wirklich Zeit gehabt, einmal einfach nur Mensch zu sein, ohne Kamera, ohne über den Sprung zu reden. Einfach nur

abzuhängen mit meinem engsten Kreis. Ich hatte eine Idee und schickte meiner Assistentin Lisa Fürst eine SMS: »Treffpunkt vor unserem Hotel um elf. Wir schmeißen uns alle in deinen Mini-Van, fahren nach Albuquerque und machen uns einen gemütlichen Nachmittag!« Die nächste SMS ging an Helmut: »Bitte Media-Meeting absagen. Das ist mein letzter Tag, und meine Leute sind noch da. Dieser Moment kommt nie wieder.«

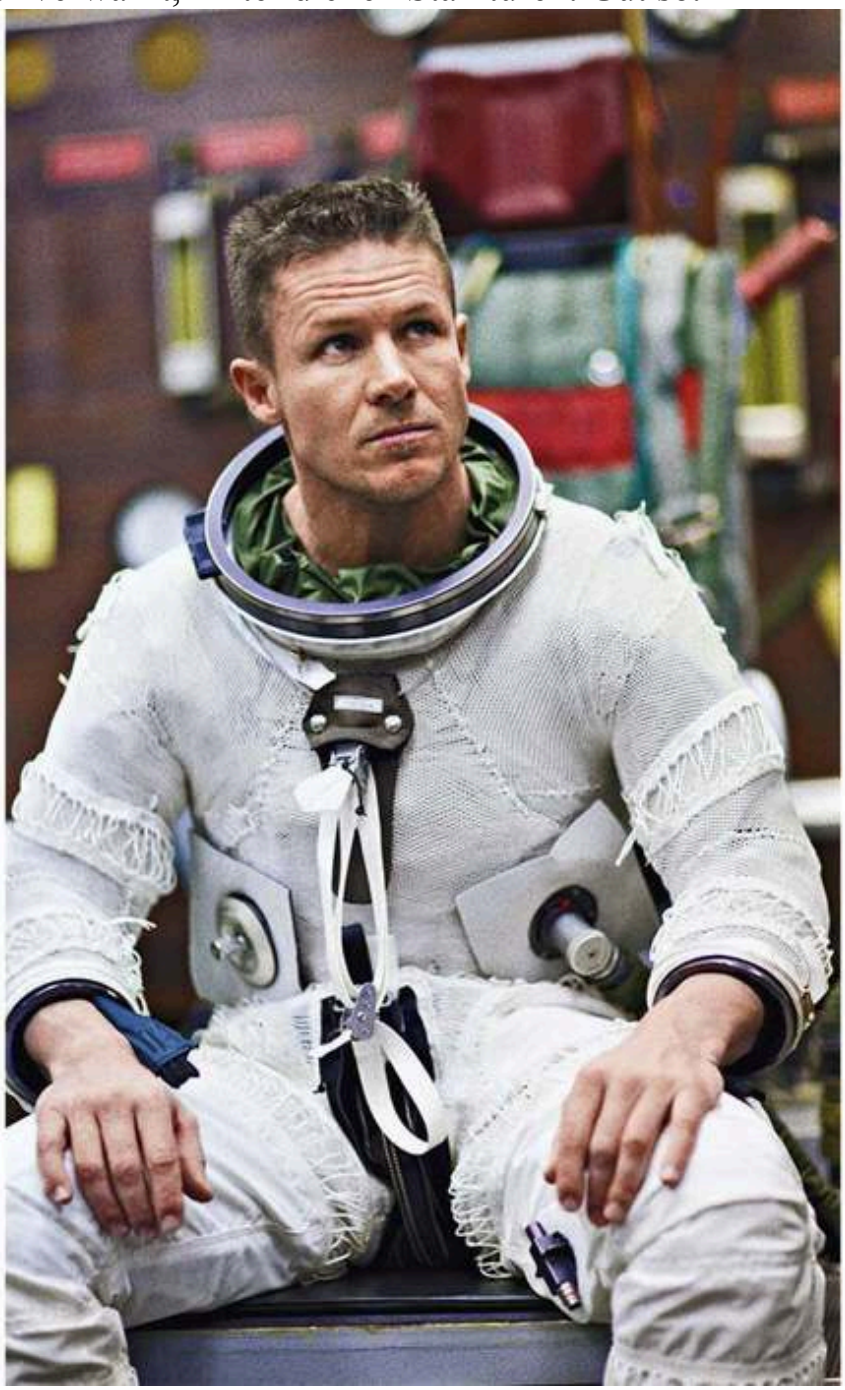
Es dauerte keine zwei Minuten, da schrieb Helmut zurück: »Das kannst du nicht bringen! Vier Satelliten sind gebucht! Was das kostet! 80 Journalisten: Was soll ich denen erzählen?« Ich rief ihn an: »Das ist ganz einfach: Wir haben da draußen jede Menge Leute, die alle was zu erzählen haben, von Art über Joe bis zum Wetter-Mann Don. Da gibt es tausend Dinge, die man besprechen kann. Es wäre schön, wenn man mal das Team sprechen lässt.« Da waren ein paar Journalisten richtig sauer. Es war mir egal. Ich hatte eine verdammt gute Zeit mit meinen Liebsten. Das ist mein Leben, meine Geschichte.

*

Zwei Monate nach dem geglückten Stratos-Sprung gab es draußen in der Wüste ein Fotoshooting mit mir im Druckanzug für das 125-jährige Jubiläum von National Geographic. Mike Todd, der mich immer in dieses verhasste Ding gepackt hatte, war auch mit von der Partie. Seit dem Sprung hatten wir uns nicht mehr gesehen. Am Vortag hatten wir telefoniert, und er sagte: »Ich habe schon gedacht, ich sehe dich nie wieder.« Als wir uns mitten in der Wüste zum Fotoshooting trafen, traute ich meinen Augen nicht. Nicht nur, dass er eine Rauchpatrone gezündet hatte, damit wir ihn und den riesigen Trailer mitten in der menschenleeren Pampa bloß nicht übersehen, nein, er hatte auch schon drei Trinkflaschen mit Strohhalm für den Helm fix und fertig aufgefüllt – und er hatte jedes Unterwäscheteil dabei, das wir jemals bei diesem Projekt ausprobiert haben. Die eine war zu eng, die andere zu weit, in der einen schwitzte ich mehr, in der anderen weniger. Alle Varianten hatte er dabei, natürlich frisch gewaschen. Mike war im Mission-Modus, als müssten wir den Sprung noch mal machen.

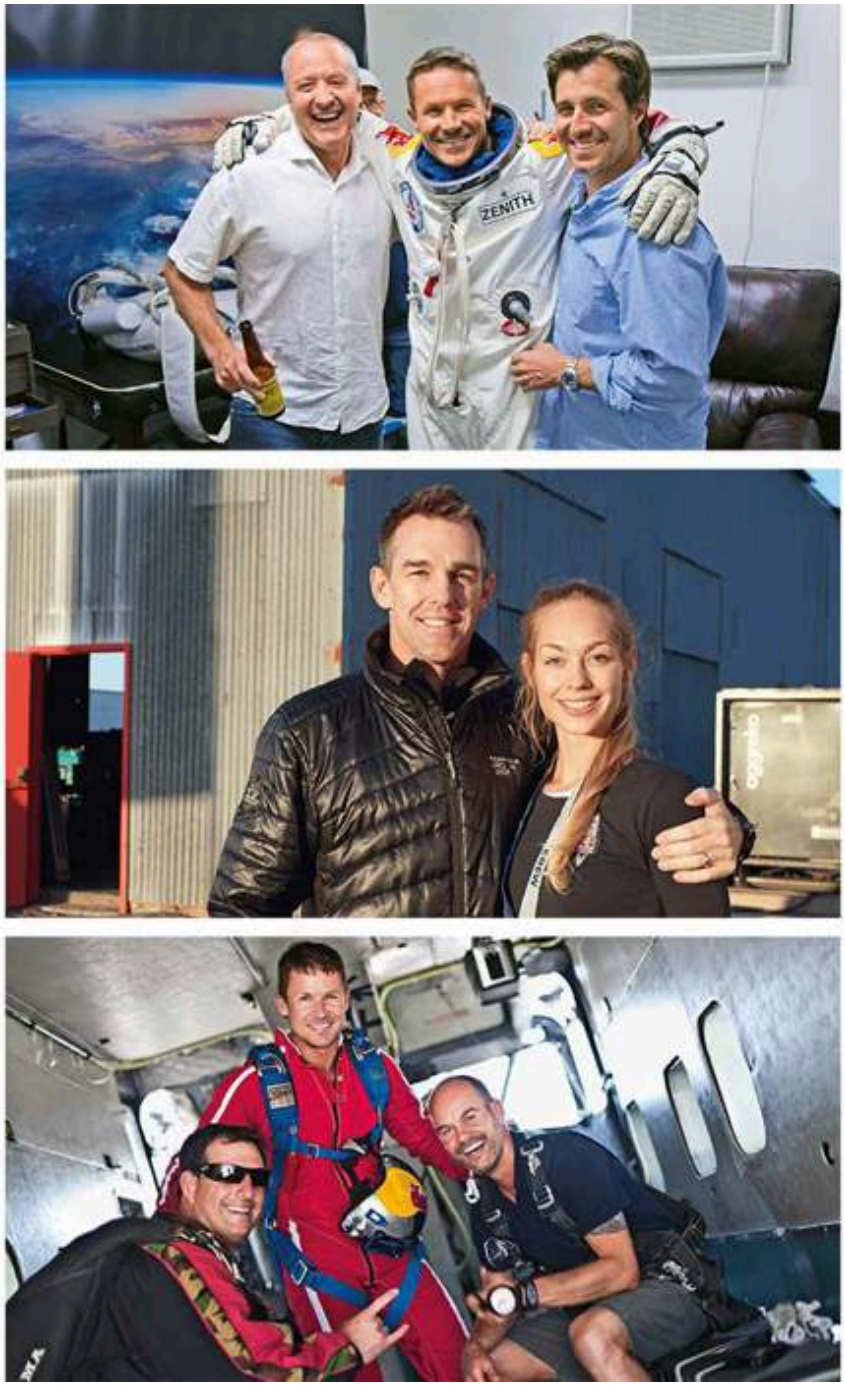
Zwei Monate nachdem ich das letzte Mal in den Anzug gestiegen bin, sitzen wir wieder in der Wüste, und er zieht mir schon wieder dieses verdammte Ding an. Er kniet vor mir, ich frage ihn grinsend: »Kannst du es noch?« Er lacht. Jeder Griff sitzt, natürlich. Und es ist tatsächlich schön, wieder diesen Anzuggeruch zu riechen, den Helm aufzusetzen und zu wissen: »Hey, ich habe es geschafft. Ich muss nicht mehr rauf.« Nur noch einmal die Rüstung tragen, mit der ich die Schlacht gewonnen habe, und ich denke mir: War doch eine schöne Zeit. Jetzt stecke ich zwar

wieder in dieser Rüstung drin, aber heute muss ich nicht mehr raus in den Kampf. Ein schöner Moment, wohl der einzige, bei dem ich so etwas wie Zufriedenheit in diesem Anzug empfunden habe. Heute wird er in einem riesigen Tresor verwahrt, hinter dicken Stahltüren. Gut so.



Vorbereitungen für »Red Bull Stratos«: erste Druckanzug-Probe bei der David Clark Company in Worcester. [32]

In der Druckkammer, beim Bungee-Testsprung und beim täglichen Work-out. [33]

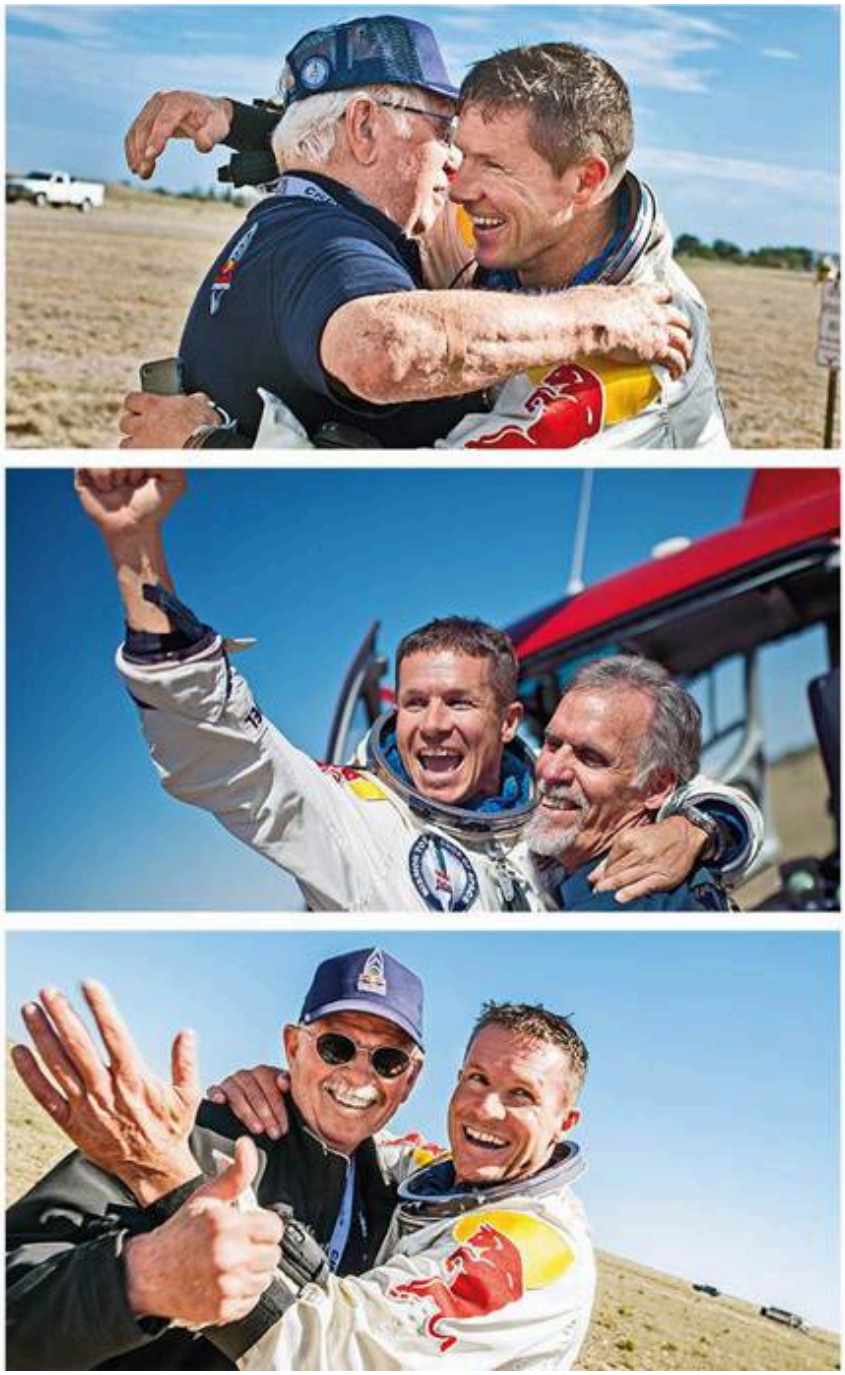


High Performance Director Andy Walshe (oben li.) und Psychologe Mike Gervais, Assistentin Lisa Fürst mit Hubschrauberpilot Aaron Fitzgerald (Mitte), Skydiving Consultant Luke Aikins (unten li.) und Projektleiter Helmut Wahl. [34]

Windkanaltest bei Skydive Perris – der erste Head-down-Testsprung und Frust nach abgebrochenem Testversuch. [35]

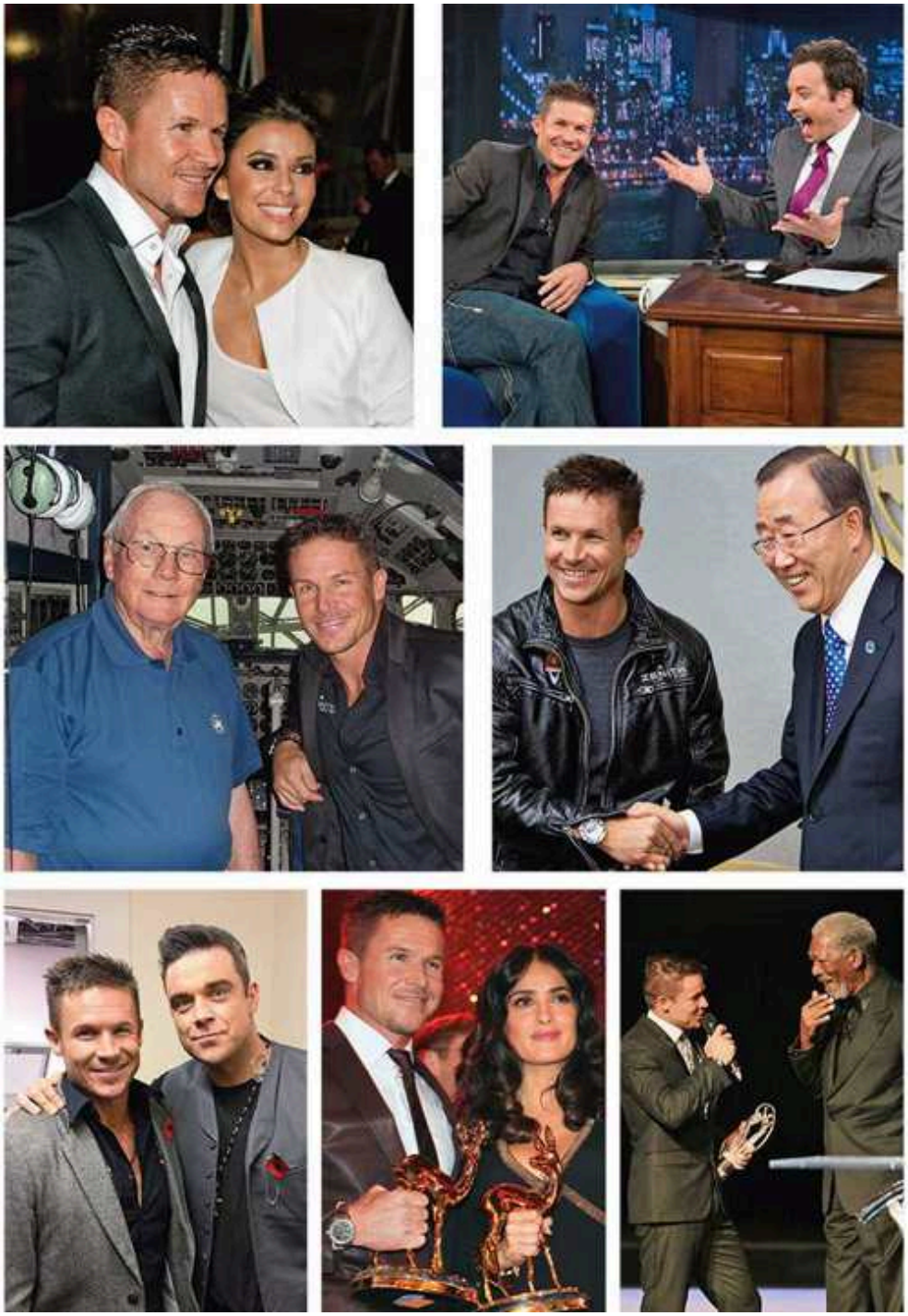
14. Oktober 2012, Mission Control, Roswell: Es geht los! Bange Blicke vom Regisseur Gerald Salmina, Mutter Eva, Bruder Gerald, Freundin Nicole, Baumgartner senior und Freund Klaus Pollhammer (unten, von li.). [36]

Rauchende Köpfe in der Mission Control – ein Moment für die Ewigkeit. [37]



Jubel und Erleichterung – Freunde fürs Leben: mit Joe Kittinger (oben), Technical Project Director Art Thompson (Mitte) und Life Support Engineer Mike Todd (unten). [38]

Mission accomplished: ein unvergesslicher Moment, die »Mondlandung des 21. Jahrhunderts« für alle, die an diesem Tag dabei waren. [39]



Prominente Zeitgenossen: Eva Longoria, Jimmy Fallon (oben), Neil Armstrong (im Jahr 2010), UN-Generalsekretär Ban Ki-moon (Mitte), Robbie Williams, Salma Hayek und Morgan Freeman (unten). [40]

Mit Freundin Nicole und den Extremkletterern Thomas (li.) und Alexander Huber (oben), Gerard Butler und Tom Cruise (Mitte), Dennis Hopper (im Jahr 2003) und mit Joe Kittinger bei der Millennium-Bambi-Verleihung (unten). [41]

Blick in die Zukunft: als Pilot eines Rettungshubschraubers im Unternehmen seines Freundes Roy Knaus. [42]

Angekommen am Ende einer langen Reise – 2013 erhält Felix Baumgartner die höchste Auszeichnung, die einem Sportler verliehen werden kann: den Laureus Award. [43]

Mein Weg, meine Träume – wie es weitergeht

Seit dem 14. Oktober 2012 bin ich noch nicht zur Ruhe gekommen. 12 000 ungelesene Mails warten auf eine Antwort, und fast genauso viele Anfragen haben mich auf anderen Wegen und aus allen Himmelsrichtungen erreicht: eine Frau, die ihr Haus verloren hat; ein Kind, das eine Niere braucht; ein Air-Force-Soldat, dem ich eine Auszeichnung überreichen soll. Oder eine Diskussionsrunde über die Persönlichkeitsentwicklung von Jugendlichen. Da hätte ich einiges zu sagen: Die Jugend bekommt heute früher denn je Schreiben, Lesen und Rechnen beigebracht. Soziale Aspekte, wie man sich in der Gesellschaft verhält und mit seinen Mitmenschen umgeht, kommen zu kurz. Heute werden Beziehungen per SMS begonnen und beendet, viele Jugendliche sitzen nur noch vor dem Computer und erleben alles fast ausschließlich virtuell. Ich befürchte, dass der Großteil der Jugend mit Überschallgeschwindigkeit in den Abgrund schlittert.

Das Gute an meinem Bekanntheitsgrad ist, dass das, was ich sage und tue, von Bedeutung ist. Meine Meinung zu den verschiedenen Themen wird gehört, mehr als früher. Sobald jemand Olympiasieger wird, ist er interessant. Da will man wissen: Was macht er? Was denkt er? Mich beschäftigen die Zukunftsperspektiven unserer Jugend. Die Kinder sind unsere Zukunft. Aber was für eine Zeit liegt vor ihnen? Zahlreiche Politiker sind in den Augen vieler korrupt. Der Euro: Geht in den Keller. Arbeit suchen: Wofür? Macht doch alles keinen Sinn. So denken sicher viele. Insofern wäre es gut, wenn es wieder Leute gäbe, die der nachfolgenden Generation die Motivation zurückgeben. In der Politik sehe ich diese Leute zurzeit leider nicht. Also müssen der Sport und andere Leute ran, um zu motivieren!

Ich habe es an der Resonanz gemerkt, an den vielen Zuschriften und Zeichnungen, mit denen Kinder auf mich zugekommen sind. Da ist etwas passiert. Stratos hat in den Köpfen etwas ausgelöst, hat Menschen motiviert und inspiriert. Vielleicht kann man die Kraft dieser Bilder und Eindrücke nutzen und sagen: Ja, du kannst auch so etwas erreichen. Du musst nicht Überschall fliegen, aber in deinem Metier kannst du es auch zu etwas bringen! Lass nicht locker, egal, was die Leute sagen. Wenn du das wirklich willst, dann kannst du es erreichen! Als kleiner Bub bin ich auf Bäume geklettert und habe vom Runterspringen geträumt – und aus den drei Metern sind schließlich fast 39 000 Meter geworden.

Tatsächlich abschätzen, was mein Sprung aus dem Weltall in den Köpfen der Jugend bewegt hat oder in Zukunft noch bewegen wird, kann heute natürlich noch niemand. Vielleicht haben wir bald wieder mehr Astronauten, mehr Weltraumforscher, die ihren Kindern dann erzählen: »Damals habe ich mit zehn Jahren bei Stratos vor dem Fernseher gesessen, und deshalb bin ich Weltraumforscher geworden.« Und vielleicht ist das genau der Forscher, der die bahnbrechende Erfindung macht. Vielleicht unterhalten wir uns besser in zehn, fünfzehn Jahren darüber, wenn die Auswirkungen sichtbar sind. Jedenfalls haben wir wohl nichts Schlechtes getan, haben keine Steuergelder verschwendet, sondern für die Wissenschaft gearbeitet und zukünftiges Sicherheitsequipment für die Raumfahrt entwickelt. Das ist unumstritten. Die NASA interessiert sich brennend für die Daten unseres Projekts und möchte diese in ihre künftigen bemannten Raumflüge einfließen lassen. Wir haben nachweislich vielen Menschen einen schönen Moment bereitet und sie für ein paar Stunden ihre Sorgen und Probleme vergessen lassen.

Heute wohne ich in der Schweiz am Bodensee nur ein paar Meter vom Wasser entfernt in einem ruhigen Ort namens Arbon, Stadt der weiten Horizonte. Aus Österreich habe ich mich verabschieden müssen, obwohl ich das Land so sehr liebe. Die Gründe? Mein Gerechtigkeitssinn und ein Finanzbeamter, der vor einiger Zeit behauptete, ich wäre kein Sportler. Seine lapidare Begründung lautete: »Das Herunterspringen von Brücken ist keine Sportart.« Seit den 70er-Jahren gibt es in Österreich den sogenannten »Skifahrererlass«, der inzwischen als »Sportlererlass« auf andere Sportarten ausgedehnt wurde. Der Erlass besagt: Bemessungsgrundlage für die Besteuerung des Einkommens von Sportlern ist rund ein Drittel der jeweiligen Einkünfte eines Kalenderjahres. Eine schöne Sache für uns Sportler! Ob dieser Erlass gerechtfertigt ist, kann und will ich nicht beurteilen, aber er existiert nun mal, wie die Familienbeihilfe oder die Möglichkeit der staatlichen Förderung von Wohneigentum. Jeder Sportler kann von dem Erlass profitieren. Ich erfülle, so der Beamte, nicht die Bedingungen des Sportlererlasses, da meine weltweit aufgestellten, auf dem Fallschirmsport basierenden Rekorde nicht als Teilnahme an Wettkämpfen oder Turnieren eingestuft werden könnten. Bei einem Fußballspieler, der das ganze Jahr auf der Ersatzbank verbringt, gilt das Sitzen auf der Ersatzbank dagegen interessanterweise schon als Spielteilnahme.

Ich habe bei der BSO, der Österreichischen Bundes-Sportorganisation, zahlreiche Gutachten eingeholt, um klären zu lassen, wie genau die Definition von Sport oder Wettkampf lautet. Die Gutachten gaben mir Recht, das Finanzamt leider nicht! Wenige Wochen nach der

rückwirkenden Aberkennung meines Status als Sportler wurde mir per Bescheid mein Haus weggenommen, das ich gekauft und mit viel Liebe zum Detail mit meinem Vater umgebaut habe. Ein reiner Willkürakt und ein herber Schlag ins Gesicht eines erfolgreichen Sportlers, der weit über die Grenzen Österreichs hinaus Werbung für seine Heimat gemacht hat.

Ein Finanzstaatssekretär half mir schließlich, nach Überprüfung der Sachlage, mein Haus zurückzubekommen und hob die Bescheide auf. Aber ich hatte meine Lektion gelernt. Rechtssicherheit in Österreich? – Fehlanzeige!

Auf meine Frage an den Finanzbeamten, warum ich jahrelang als Sportler veranlagen durfte, behauptete er, er habe jedes Jahr meinen Steuerberater angerufen und ihn darauf hingewiesen, allerdings ohne Erfolg. Schriftliche Beweise konnte der Beamte, wie könnte es auch anders sein, nicht liefern!

Ich hatte es satt, der Spielball des österreichischen Finanzamts zu sein und musste eine schwierige Entscheidung treffen. Meinem Land, das mir so viel gegeben hat, den Rücken zu kehren und alles hier Aufgebaute zu verlieren, oder meine finanzielle Zukunft abzusichern. Ich zog es vor, diese in der Schweiz zu suchen. Dort gibt es auch die Pauschalbesteuerung für Sportler ähnlich wie in Österreich. Allerdings mit einem gravierenden Unterschied: Es gibt sie schriftlich! Ich glaube, meine Entscheidung war richtig und ist nachvollziehbar.

Heute lebe ich in der Schweiz und liebe und schätze sie sehr. In vielem ist das Land Österreich ähnlich. Es gibt hier viele liebenswerte und naturverbundene Menschen, die respektvoll miteinander umgehen. Ich fühle mich wohl und habe die mir aufgezwungene Entscheidung niemals bereut.

»Bei seinem heutigen Sprung hat Felix Baumgartner Millionen Menschen in seinen Bann gezogen. Seine Leistung erforderte ein Höchstmaß an Zielstrebigkeit, Ausdauer und Mut. Felix Baumgartner ist zu einem weltweiten Idol geworden. Es war ein bewegendes, international beachtetes Ereignis, das besonders uns Österreicherinnen und Österreicher mit Stolz erfüllt. Stratos war nicht nur ein wichtiges wissenschaftliches Experiment, sondern absoluter Höchstleistungssport.« Diese Worte stammen von Norbert Darabos, Österreichs Sportminister.

Es ist schön, wenn du als Sportler weltweit geehrt wirst, wie im März 2013 in Rio beim Laureus World Sports Award: Das ist die größte Auszeichnung, die einem Sportler zuteil werden kann. Die ganze Welt sieht das so – nur das österreichische Finanzamt nicht.

*

Ein befreundeter Psychologe sagte mir mal, der Mensch habe ein sehr großes Empörungsbedürfnis, das gestillt werden muss. Darum besteht unsere Lieblingsbeschäftigung auch darin, dass wir uns aufregen. Wenn jeder Mensch am Abend sagen würde: Schauen wir doch mal, was gut war am heutigen Tag, und sich am nächsten Morgen das, was gut gelaufen ist, noch mal vor Augen halten würde, dann wäre vieles einfacher.

Doch der Psychologe erzählte mir auch, dass der Mensch im Schnitt fünf positive Erlebnisse braucht, um ein negatives wettzumachen. Um das Verhältnis umzukehren, braucht es natürlich eine gewisse Disziplin, aber wenn man es mal eine Zeit lang praktiziert, merkt man schnell, dass es sich so besser lebt.

Ich frage mich auch oft, wie das Leben in den Familien heutzutage aussieht? Neulich habe ich ein befreundetes Pärchen beim Skifahren getroffen. Die meinten fröhlich, ihr Nachwuchs sei die ganze Woche über im Skikurs, und sie könnten somit selbst ungestört Ski fahren. Das ist so schade! Allein das Erlebnis, wenn dein Kind zum ersten Mal auf Skiern 50 Meter geradeaus fährt! Dieses Miterleben, all diese schönen Momente, von denen man in 20 Jahren sagt: »Ich weiß noch, wie ich dir das Skifahren beigebracht habe. Das war eine Tragödie. Aber wir haben es dann doch noch geschafft!« Ich stelle mir das ungeheuer schön vor. Aber nein, wir geben die Söhne und Töchter die ganze Woche in den Skikurs und gehen abends noch ordentlich auf die Piste, weil die Kleinen ja in der Kinderbetreuung sind. Tolles Familienleben! Aber zwei Schwule oder zwei lesbische Frauen dürfen kein Kind adoptieren, weil das Familienleben damit in Gefahr wäre!

Für mich selbst waren Kinder immer ein Thema. Ich habe stets gern etwas mit Kindern gemacht, habe gemerkt, dass ich einen guten Zugang zu ihnen habe. Und sie haben mich auch immer als Respektperson gesehen. Ich fände es sehr schade, keine eigenen Kinder zu haben. Ich sehe das oft bei meinen Großeltern mütterlicherseits. Die haben 13 Kinder, die jeweils wieder alle mindestens zwei bis fünf Kinder haben. Bei einer Familienfeier sitzen da Hunderte Leute, und ich denke mir oft: Weil die zwei Menschen sich gefunden haben, sind hundert Menschen daraus entstanden, die ja auch wieder viel bewegen im Leben.

Ich habe meinen Kinderwunsch wegen meiner sportlichen Karriere bislang immer zurückgestellt. Und natürlich musst du auch erst mal die richtige Frau kennenlernen, von der du glaubst, dass sie eine gute Mutter ist. Ich hatte viele Freundinnen, von denen ich gesagt habe: Die passt, aber die Mutter meiner Kinder ist das nicht.

Mit Nicole habe ich ein halbes Jahr vor dem Sprung über das Thema gesprochen. Ich habe sie gefragt: »Du, wie schaut es aus mit Kindern?«

Worauf sie entgegnete: »Ja. Aber spring du erst mal, dann reden wir noch mal darüber.« Wenn ich bei diesem Sprung gestorben wäre, hätte ich keine Nachkommen hinterlassen, die von meinen Erlebnissen etwas erfahren hätten. Das wäre schade gewesen. Wenn ich jetzt Vater werden würde, würde ich sagen: »Ich freue mich! Denn jetzt habe ich die Zeit und die Reife.« Es heißt ja immer, ältere Väter sind die besseren Väter, weil sie mehr Zeit haben. Wenn du jung bist, bist du im Karriereaufbau und hast weniger Zeit, die du mit deinem Kind verbringen kannst. Und Zeit ist Qualität.

Ich habe nach Stratos meine Ziele neu definiert. Wobei ich schon immer jemand gewesen bin, der die Dinge gut abschließen kann. 2007 habe ich für Stratos das Base-Springen an den Nagel gehängt – und ihm fast keine Träne nachgeweint. Aber irgendwas muss danach kommen. Ich kann ja nicht einfach aufhören. Ich habe immer einen genauen Plan gehabt, wohin ich im Leben will. Ich wollte der Welt etwas hinterlassen, an das sich die Leute in vielen Jahren noch erinnern. Das habe ich geschafft. Sportlich gesehen, bin ich angekommen. Meine Visionen und Träume sind erfüllt, was den Leistungssport betrifft. Ein weiteres Ziel in diesem Bereich gibt es nicht. Das ist erledigt.

Jetzt habe ich das Alter und eine gewisse Stellung in der Gesellschaft, und am besten mache ich nun etwas mit diesem Namen und dieser Aufmerksamkeit, die ich über den Sport bekommen habe. Das muss eine gute Mischung sein: ein Vorbild, das kritisch hinterfragt. Wie der brasilianische Formel-1-Weltmeister Ayrton Senna: Der hat noch für etwas gestanden, das war ein echter Held für mich und keine Marionette. Ich bin ein Gerechtigkeitsfanatiker. Gerechtigkeit ist für mich nach wie vor die größte und wichtigste Tugend in meinem Leben. Es gibt nichts Schlimmeres als Ungerechtigkeit. Das sind Themen, die reizen mich, die interessieren mich. Ebenso wie die mir angebotene Aufgabe eines Sonderbotschafters der Vereinten Nationen, deren Anfrage mich mit Stolz erfüllt. Ein weiteres Standbein ist das Hubschrauberfliegen: Ich möchte so gut werden, dass ich Rettungseinsätze fliegen und Feuer löschen kann. Das genau ist meine Zukunft.

Und natürlich werde ich auch wieder einmal zum Fallschirmspringen gehen. An Silvester treffe ich immer meine alten Vereinskumpels, mit denen ich seit 1986 springe. Am 31. Dezember mieten wir uns eine kleine Maschine, fliegen auf 4000 Meter, springen raus, haben Spaß im freien Fall und landen unten vor dem Wirtshaus. Da wird getrunken, geraucht und sich gefreut, dass wir das Jahr wieder überlebt haben. So zwei, drei Fun-Jumps im Jahr werde ich in Zukunft zelebrieren, ganz für mich allein. Dann gehe ich wieder an die Drachenwand drüben in Mondsee, wo ich

früher immer trainiert habe: im Winter mit den Schneeschuhen auf der Rückseite hoch und vorn mit dem Fallschirm runter. Nur für mich. Um mich selbst und meine Leidenschaft mal wieder zu spüren. Wie in meinem Lebenstraum, in dem ich die Straße runterlaufe, zwei, drei Schritte mache, abhebe und fliege. Einfach so.

*

Das wäre ein schönes Ende, aber es gab da noch einen anderen, nicht so schönen Traum, den ich bis vor Kurzem geträumt habe und den ich gerne teilen möchte. Die zwei Gefängnisse meines Lebens waren der Druckanzug und meine Lehrzeit als Maschinenschlosser. Zuerst war ich ein Jahr bei einer Firma wo ich Serienarbeit verrichten musste. Im ersten Jahr darfst du nur zusammenkehren und bohren, im zweiten Jahr drehen, im dritten fräsen, aber immer Serienarbeit. Tausend 7er-Löcher in der Woche. Das war langweiliger als der Tod.

Ich habe sehr darunter gelitten. Ich wollte immer weg und habe zu meinem Vater gesagt: »Das bin ich nicht. Das macht mich fertig.« Nach einem Jahr hatte ich ihn endlich so weit – früher mussten ja die Eltern noch alles mit unterschreiben. Ich bin dann in eine kleinere Firma gekommen, und das war das einzige Mal in meinem Leben, wo ich wirklich nicht gut genug war. Bis dahin hatte ich mir innerhalb von ein paar Monaten in jeder Firma sofort eine respektvolle Position erarbeitet. Nur in dieser Firma, da stand alles von Beginn an unter einem schlechten Stern. Da sind mir Dinge passiert, bei denen du denkst: Das gibt’s doch gar nicht.

Es war ein Albtraum für mich, in diese Firma zu fahren. 15 Kilometer, jeden Tag, immer mit dem Fahrrad, im Regen, im Schnee. Ich komme um 7.05 Uhr an, nicht meine Zeit, bin komplett nass – wieder ein Tag, der beschissen losging. Dreieinhalb Jahre Horror. Und mein ganzes Leben über, bis kurz vor dem Stratos-Sprung, bin ich in meinem Traum noch immer in diese Firma gegangen, zweimal in der Woche. Ich war schon Felix Baumgartner, der erfolgreiche Fallschirmspringer, aber ich musste immer noch zweimal in der Woche zur Arbeit in die Firma, in meinem Traum. Und ich habe jedes Mal wieder alles falsch gemacht und gedacht: Warum mache ich den Scheiß eigentlich? Ich hab genug Geld, ich brauche das doch nicht mehr. Also gehe ich zum Chef und kündige. Direkt nächste Woche mache ich das. 22 Jahre lang habe ich das verschoben, weil ich zu feige war oder zu faul.

Kurz vor meinem Stratos-Sprung habe ich im Traum gekündigt – und seitdem ist dieser Traum weg. Vielleicht war vorher etwas in meinem Unterbewusstsein. Eine Aufgabe, die noch zu erledigen ist, eine Arbeit, die abgeschlossen werden muss. Vielleicht musste ich mich von diesem

Ballast erst befreien, damit ich den Sprung machen konnte: Junge, das musst du noch erledigen. So kannst du nicht springen. Eine interessante Geschichte.

Die erfolglosen Schlachten des Lebens kehren immer wieder zu einem zurück. Alles, was man nicht verarbeitet, nicht abgeschlossen hat. Erst wenn man eine Sache für sich abschließt, ist man wirklich frei. Der Kopf ist ein verrücktes Ding und das menschliche Gehirn nach wie vor das größte Mysterium auf Erden. Was dort oben nicht alles in Gang gesetzt werden kann: Träume, Tränen und Triumphe.

[I]

»Wer weiß, was ihm alles noch einfällt.«

Eva Baumgartner im Gespräch über ihren Sohn und ihre Ängste

Thomas Becker: *Frau Baumgartner, wir haben uns gerade ein Kindheitsbild von Felix angeschaut. Darauf ist er zu sehen, wie er auf einem Baum steht und seine Schuhe kaum noch den Ast berühren, der ihn trägt. Es sieht tatsächlich ein wenig so aus, als wäre er kurz davor, seinen ersten Base-Sprung zu machen. Wie haben Sie ihn erlebt, als er ein Kind war?*

Eva Baumgartner: Der Felix war ein sehr neugieriges Kind. Und er hat immer geredet. Wenn er von der Schule nach Hause gekommen ist, er hat den ganzen Tag geredet. Und immer sehr, sehr schnell. Die meisten Leute haben ihn überhaupt nicht verstanden. Meine Schwägerin hat immer gesagt: »Ich verstehe den Felix nicht, der redet so schnell.« Erst mit Mitte 30 fing er an, ein wenig sachter zu sprechen.

Sein Bruder Gerald auch?

Der Gerald auch, ja. Aber am meisten hat schon der Felix geredet. Und er war als Kind schon ein guter Sportler und immer interessiert an jeder Sportart, besonders am Skifahren und am Judo. Und er ist früh BMX-Rad gefahren. Immer auf dem Hinterreifen wie ein Wilder. Das hat uns fasziniert. Das Rad hat er heute noch, das gibt er nicht her. Er hat es sich mühselig erspart von seinem Taschengeld. Sein Vater hat gar nicht wissen dürfen, dass es so teuer gewesen ist. Mit 20 fing er dann an, Motocross zu fahren. Dafür habe ich ihm Geld geborgt, und innerhalb von einem Jahr hat er mir wieder alles zurückgegeben. Auf Heller und Pfennig. Er hatte so eisern gespart. Auch wenn er ausgegangen ist am Abend. Tanzen mit den Freunden und was weiß ich, da hat er in der Diskothek immer nur ein Glas Milch getrunken. Den ganzen Abend ein Glas Milch.

Und keinen Alkohol?

Nein. Dann hieß es natürlich bald nur noch: »Du Milchbubi«, was ihn aber nicht sonderlich gestört hat. Er mag heute noch sehr gern Milch.

Wann ist Ihnen aufgefallen, dass er, wie er von sich sagt, eigentlich in der Luft zu Hause ist?

Er ist immer gern auf Bäume raufgeklettert, aber das machen andere Kinder natürlich auch. Aber einmal, mit 14 Jahren, ist er auf die Salzburger Festung geklettert. Mit einem Schulfreund. Und oben auf dem höchsten Mauervorsprung haben sie dann eine Zigarette geraucht. Wir wussten davon nichts, erst Jahre später hat er mir ein Foto gezeigt, das die beiden von sich aufgenommen haben.

Und von da an wurde es immer wilder?

Ja, das war die Zeit, in der er und sein Bruder im Sommer den Zehn-Meter-Turm im Schwimmbad Leopoldskron für sich entdeckten. Und Felix sprang nicht einfach runter, sondern übte gleich, Saltos zu schlagen. Und im Winter sind sie gemeinsam Ski gefahren. Aber eben auf ihre Art. Felix mit dem Motorrad voraus und Gerald auf seinen Skiern hintendran. Ja, das war Action pur mit den zweien.

Es war also von Anfang an ordentlich Adrenalin im Spiel?

Ja, immer. Und Felix hat sich auch vor nichts gefürchtet. Wenn er sich ein bisschen wehgetan hat, das ist ihm völlig egal gewesen, das heilt

schon wieder, das macht nichts. Seine Freundin in der Schule rief öfters an: »Der Felix hat sich wehgetan und blutet, was soll ich machen?« Worauf ich dann antwortete: »Schick ihn her, das ist nicht so tragisch, das heilt schon wieder.« Ich komme aus einer Familie mit dreizehn Kindern, sieben davon Jungs. Da war immer was los, und es ging nicht gerade zimperlich her. Solange der Kopf noch dran ist, ist es halb so wild.

Wie war es für Sie, als er mit 16 *Jahren mit dem Fallschirmspringen begann? War das ein mulmiges Gefühl, wenn Sie wussten, dass er beim Springen war?*

Nein, ich kann mich erinnern, es war nicht so mulmig für mich, weil er mit Roland Rettenbacher, dem Mann einer Freundin von mir, gesprungen ist, der sehr erfahren war. Er war gut aufgehoben in der ganzen Clique, und sie haben immer ihren Spaß gemacht und ihre Spompanadeln.

Wie bitte?

Spompanadeln. Einen Schmarrn machen. Ich war froh, dass er in einer Gruppe war, in der sich alle gegenseitig geholfen haben und alle gemeinsam zu den Wettbewerben gefahren sind. Allein ist er dann erst als Base-Jumper unterwegs gewesen.

Wie haben Sie das erlebt, als er mit diesem extrem gefährlichen Sport begann?

Da haben wir keine große Freude gehabt, wie er gekommen ist und gesagt hat, er möchte Base-Springen lernen. Er hatte ein Foto gesehen von einem Mann, der 1984 in München vom Olympiaturm runtergesprungen ist. Ich habe ihm gesagt, erst Fallschirmspringen, jetzt fängst du auch noch damit an. Ja, hat er geantwortet. Das schaut er sich mal an. Na ja, dem Felix was ausreden … Wenn sich der etwas in den Kopf setzt, das ist durch, da fährt die Bahn drüber. Und ich hatte Angst gehabt, weil ich wusste, dass es beim Base-Springen keinen Reserveschirm gibt.

Wussten Sie, wann und wohin er aufbrach, um seine Sprünge zu machen?

Ja, er hat mir jedes Mal gesagt, er fahre jetzt da- oder dorthin und springt eine Brücke runter. Das hat er schon immer gesagt, aber vielleicht wusste ich auch nicht immer, worunter er dann wirklich gesprungen ist.

Sind Sie heute nach Stratos gelassener, weil er das Gefährlichste überstanden hat?

Ich weiß nicht, ich trau der Sache nicht. Wer weiß, was ihm alles noch einfällt. Wenn du über so viele Jahre immer diese Adrenalingeschichten gemacht hast. Aber er versucht mich dann zu beruhigen: Jetzt ist das Adrenalin ein anderes, wenn er eine Rede halten

muss oder einen Bambi entgegennimmt. Außerdem ist Stratos ja auch nicht mehr zu toppen.

Wie haben Sie es erlebt, diese ständigen Steigerungen, das höchste Gebäude der Welt, die Jesus-Statue, der Rand des Weltalls?

Das erste große Projekt, das ich so richtig bewusst miterlebt habe, das war Kuala Lumpur. Das war sehr emotional und sehr nervenaufreibend für uns alle. Und ich weiß ja, da oben springen, das ist ein Wahnsinn.

Da hat er Sie alle eingeweiht?

Ja, das haben wir schon früh gewusst. Aber ich habe eigentlich bei allen seinen Projekten immer ein gutes Gefühl gehabt. Und ich wurde darin bestärkt, weil Felix mich über all die Jahre immer gleich angerufen hat: »Mutti, ich habe es geschafft, und es ist gut gegangen.«

Erinnern Sie sich noch, wie Sie reagiert haben, als er Ihnen das erste Mal von Stratos erzählte?

Nein, nicht mehr genau. Ich kann mich aber noch an einen Tag erinnern, an dem er uns Bilder von der Vorbereitung zeigte und ich dachte, na bitte, jetzt wird er als Nächstes Astronaut. Das war das erste Mal, dass ich zu meinem Mann gesagt habe: »Ich hätte schon viel früher etwas unternehmen müssen.« Aber Felix hat diesen Ehrgeiz entwickelt und war so ungeheuer diszipliniert, trotz aller Rückschläge.

Hat er Ihnen von seiner größten Krise erzählt, als er die Mission zwischenzeitlich abbrach?

Seine Freundin Nicole hat mich angerufen, als er damals in L.A. am Flughafen saß, und hat gesagt, dass es ihm nicht gut gehe. Ich habe ihn angerufen und bemerkt, dass er weint. Und dann habe ich gesagt: »Felix, dann hau eben den Hut drauf. Beruhig dich erst einmal ein bisschen und dann nimm den nächsten Flug und komm heim.« Aber ich glaube, es hätte ihn nie mehr in Ruhe gelassen, wenn er das Projekt nicht zu Ende gebracht hätte.

Waren Sie vorher schon einmal vor Ort bei seinen Sprüngen?

Nein, nie. Es stand auch nie im Raum, ob ich mal mitfahren sollte. Erst bei Stratos einigten wir uns früh darauf, dass wir, wenn es so weit ist, zu ihm fliegen. Und ich glaube, das war auch schon eine große Stütze für ihn, dass wir alle dabei waren. Und es war wunderschön drüben, obwohl alle so angespannt waren. Klappt es heute mit dem Start, oder klappt es morgen? Faszinierend. Und die Leute da drüben, alle, die ganze Crew, ein Traum. So familiär. Ich kann ja kein Englisch, aber alle haben mich so herzlich aufgenommen und so lieb, dass ich mich sofort wohlgefühlt habe. Und Felix hatte mir netterweise erklärt, ich solle auf jede Frage nach ihm

mit dem Satz antworten: »*I'm proud of my son.*« Egal, was einer genau fragt. Das würde immer passen.

Wie haben Sie den Moment erlebt, als es am 14. *Oktober* 2012 *losging?*

Das war ein Wahnsinn. Schon als er in die Kapsel eingestiegen ist, hätte ich heulen können. Die Stunden des Aufstiegs sind dann enorm rasch vergangen. Ich hätte nie geglaubt, dass diese Zeit so schnell vergehen würde.

Haben Sie ihn, bevor er losgeflogen ist, noch mal gesehen?

Ja, am Abend vorher. Wir haben gar nicht mehr viel drüber geredet, saßen einfach nur beieinander. Es war nett, und der Felix war so gelöst und zufrieden wie die ganzen Tage zuvor. Ich hatte nie das Gefühl, dass er sich fürchtet. Und dann waren, ehrlich gesagt, alle miteinander reif, dass das Projekt zu Ende geht. Also ich habe mir so gewünscht, dass es jetzt losgeht. Und Felix sowieso. Ich habe die ganze Zeit ein kleines Kruzifix in der Hand gehalten und gesagt, lieber Gott, lass es gut ausgehen. Bitte Gott, schicke ihm tausend Engel mit. Jetzt hat er so viel hingearbeitet und so viele Rückschläge erlitten, das muss gut gehen. Später habe ich dann von unseren Nachbarn daheim erfahren, dass der ganze Kirchenbeirat für ihn gebetet hat.

Und dann steht er da oben.

Und dann steht er da oben. Es gibt so ein wiederkehrendes Traumbild seit dem Sprung. Das ist für mich das Schönste, wie er da gestanden ist und wie er da oben gesprungen ist. Und so schön ist er weggesprungen. Und dann kam die Situation, vor der wir uns alle gefürchtet hatten. Er begann zu trudeln – und hat sich wieder gefangen. Von da an jubelten wir: »Jetzt passt es, jetzt passt es, jetzt hängt er am Schirm, jetzt landet er.« Ich habe gesagt, wie kann man von 39 000 Metern Höhe in die Tiefe springen und dann unten so schön dastehen. Ich würde mich einfach auf den Boden legen und sagen, macht mit mir, was ihr wollt. Aber der Felix ist göttlich gewesen.

[II]

Nachwort

Wir sprangen beide ins Ungewisse

Am 16. August 1960 stand ich am Ausgang meiner Raumkapsel, die ein großer Stratosphärenballon aus Kunststoff auf 31 300 Metern Höhe an den Rand des Weltraums gebracht hatte. Ich blickte hinab auf die freundliche Erde unter mir, wohl wissend, dass ich durch eine menschenfeindliche Zone fallen musste, ehe ich in Sicherheit war. Ich hatte Vertrauen in mein Team, in meine Ausrüstung und in mich selbst. Ich sprach ein Gebet und schritt hinaus in die Leere des Weltraums.

Zweiundfünfzig Jahre später, am 14. Oktober 2012, stand Felix Baumgartner aus Salzburg, Red-Bull-Profisportler und geübter Fallschirmspringer, am Ausgang seiner Raumkapsel, die ein großer Stratosphärenballon aus Kunststoff auf 39 000 Metern Höhe an den Rand des Weltraums gebracht hatte. Er blickte hinab auf die freundliche Erde unter ihm, wohl wissend, dass er durch eine menschenfeindliche Zone fallen musste, ehe er in Sicherheit war. Felix hatte Vertrauen in sein Team, seine Ausrüstung und sich selbst. Er sprach ein Gebet und schritt hinaus in die Leere des Weltraums.

Wir sprangen beide ins Ungewisse. Für uns war es ein persönliches Ziel, eine Herausforderung und die Gelegenheit, mehr zu erfahren über diese unbekannte Region, die nicht allzu weit von unserer Erde entfernt ist. Der Bremsfallschirm mit einem Durchmesser von 1,5 Metern, den ich beim freien Fall aus 31 300 Metern Höhe dabeihatte, ist auch 52 Jahre später noch in jedem Schleudersitz enthalten. Der Druckanzug, den Felix im freien Fall aus dem Weltraum testete, wird künftig von Astronauten und Piloten in großer Höhe getragen werden. Wir beide haben für künftige Generationen wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse geliefert. Das war unser Ziel. Die Rekorde, die wir aufstellten, waren für die Sprünge nur von zweitrangiger Bedeutung.

Ich lernte Felix im August 2008 kennen und war auf Anhieb beeindruckt von der Professionalität, mit der er den Sprung anging. Mit diesem Sprung, der weiter oben erfolgen sollte als meiner, wollte er die nächste Generation von Voll-Druckanzügen testen und im freien Fall Überschallgeschwindigkeit erreichen. In den vergangenen 52 Jahren haben mich unzählige Fallschirmspringer aus aller Welt um Hilfe und Rat bei der Aufstellung eines neuen Rekords gebeten. Ich habe sie alle abgewiesen, weil ich nichts mit einem Rekordversuch zu tun haben wollte, der womöglich mit einem tödlichen Unfall endete. Es war recht offensichtlich, dass diese Aspiranten keine Ahnung hatten, wie ein geplantes Testflugprogramm durchzuführen ist. Sie wollten die beiden Übungssprünge auslassen und alles auf den einen Sprung aus größter Höhe setzen. Was Red Bull und der Projektleiter Art Thompson planten, sagte mir dagegen zu, weil für sie bei der Beschaffung der benötigten wissenschaftlichen Informationen die Sicherheit Vorrang hatte. Darüber hinaus war Red Bull mit der Durchführung zweier Vorabsprünge aus großer Höhe einverstanden, sodass Felix den Fallschirmsprung in einem Fastvakuum üben konnte, bevor es auf eine Höhe von 39 000 Metern ging. Das ist das Prinzip eines Testflugprogramms: »Gehe, ehe du rennst«, »Trainiere, wie du fliegst«. Felix hatte mit seinen außerordentlichen Base-Jumps und der Ärmelkanalüberquerung sein Können als Fallschirmspringer schon unter Beweis gestellt. Den Sprung aus dem erdnahen Weltraum oberhalb von 38 000 Metern musste er allerdings völlig anders angehen als seine früheren Sprünge. Er brauchte ein größeres Team, um diese anspruchsvolle Aufgabe zu meistern. Red Bull war ein hervorragender Partner für dieses Projekt, der für Felix' Sicherheit die Mittel und die Unterstützung zur Verfügung stellte. Trotz Verzögerungen im Programm verlor Red Bull nie das Vertrauen in das Stratos-Team.

Felix merkte, dass ich viel über die anstehende Aufgabe wusste, da ich schon Forschungsprojekte zum Notausstieg in großen Höhen erfolgreich durchgeführt hatte. Aufgrund meiner Erfahrungen als Testpilot und der fünf Ballonfahrten in die Stratosphäre sowie meiner 16 800 Flugstunden vertraute Felix darauf, dass er von mir die Abläufe und Techniken erlernen könnte, die er brauchte, um sicher aus 39 000 Metern Höhe abzuspringen. Ich hatte reichlich Erfahrung mit Ballonsystemen einschließlich Start und Bergungsaktionen, der Entwicklung von Raumkapseln, Fallschirm- und Notfallstabilisierungssystemen, Fallschirmen für Raumkapseln, Druckanzügen, Lebenserhaltungssystemen und Testflugoperationen.

Von Anfang an arbeiteten Felix und ich bei der Entwicklung der Notfallabläufe und der Checklisten für den Flugbetrieb und den Ausstieg eng zusammen. Ich hatte darauf bestanden, dass Felix als Teil seines Trainings eine Pilotenlizenz für Gasballons erwarb, die ihn auf die Ballonfahrt vorbereitete. Dieses Training absolvierte er in Albuquerque, New Mexico. Für den Notfall verfügte Felix daher über die Fähigkeit, das Raumfahrzeug zu steuern. Dennoch entschied er sich dafür, dass ich auf den drei bemannten Flügen den Ballon fuhr, da er meinen Fähigkeiten vertraute und während des Aufstiegs und mit der Vorbereitung auf den Ausstieg alle Hände voll zu tun hatte.

Die beiden bemannten Ballonfahrten, die Felix auf knapp 22 000 und 30 000 Meter Höhe brachten, verschafften ihm die Freifallerfahrung, die er für den Sprung aus 39 000 Metern Höhe brauchte. Auch für die Einsatzleitung, das Start- und das Rückholteam waren sie ein gutes Training. Im Vorfeld des 14. Oktober hatte ich vollstes Vertrauen in Felix und die Systeme, die er während des Fluges nutzte. Von Anfang an hatte es für mich die höchste Priorität, die drei Sprünge aus dem erdnahen Weltraum so sicher zu gestalten, dass Felix unversehrt zur Erde zurückkehren konnte. Ich hätte das Projekt nicht weiter verfolgt, wenn ich Zweifel am Verfahren und an der Durchführung der Sprünge gehabt hätte. Felix hatte während seines freien Falls einige Schwierigkeiten, bis er genügend Geschwindigkeit gewonnen hatte, um sich zu stabilisieren. Doch dank des Trainings, das ihm die beiden bemannten Sprünge aus 22 000 und 30 000 Metern sowie 2500 Fallschirmsprünge gebracht hatten, konnte er die instabile Lage ohne Schwierigkeiten überwinden. Dieser Fallschirmsprung wird als Hommage an Felix und sein Team in die Geschichte eingehen.

Es war mir eine Ehre, an dem Projekt Stratos mitzuwirken und mit Felix, Red Bull und dem professionellen Team, das dieses monumentale Programm bewältigte, zusammenzuarbeiten.

Joe W. Kittinger
Colonel der U.S.-Air Force (im Ruhestand)

[III]

Stimmen, Zeichnungen

und Dokumente
Ausgewählte Stimmen zu Felix Baumgartner und Red Bull Stratos
Aus dem Team

Gemeinsam haben wir bewiesen, dass ein Mensch im freien Fall aus dem erdnahen Weltraum die Schallmauer durchbrechen und nach einer transsonischen Phase sicher am Boden landen kann. Das war ein wichtiger Teil des Programms, dessen Überwachung einen wichtigen Schritt in der Raumfahrtmedizin und -physiologie markiert. Red Bull Stratos bot die einzigartige Chance, ein Elite-Team aus verschiedenen Disziplinen zusammenzubringen, das Theorien entwickelt, Forschung betreibt, Probleme löst und ein wichtiges Programm auf die Beine stellt. Aber es geht um mehr, als nur einen Menschen im Ballon in große Höhe zu bringen. Es geht um Inspiration. Es geht um die nächste Generation. Es

geht darum, Menschen zu ermuntern, sich nicht vor dem nächsten Schritt zu fürchten.

Art Thompson, Vizepräsident Sage Cheshire Aerospace, Red Bull Stratos, Technischer Projektleiter

Faszinierend an Red Bull Stratos war auch die Familie, das Team, das wir zusammen gebracht haben, um das Projekt zu bewältigen. Charakteristisch an dieser Gruppe war, dass sie sich Herausforderungen stellen und Rückschläge verkraften konnte. Immer wieder bewies sie, was passionierte Menschen erreichen können, wenn sie bereit sind, sich selbst an zweite und das Projekt an erste Stelle zu setzen und sich auf ein gemeinsames Ziel zu konzentrieren.

Andy Walshe, Red Bull Stratos, Leiter High Performance

Dieses Programm liefert bereits greifbare Ergebnisse, die potenziellen Raumfahrern in dieser Gefahrenzone eine Chance einräumt, wenn sie einem Vakuum ausgesetzt sind. Wir haben einen klinischen Standard geschaffen, der eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Programms sein wird. Das Behandlungsprotokoll, das wir für den Ebullismus entwickelt haben, wird in der medizinischen Versorgung zum Standard werden. In den kommerziellen Raumfahrtunternehmen, im Verteidigungsministerium, in der NASA und in der US-Bundesluftfahrtbehörde herrschten Aufregung und Begeisterung. Überall hieß es: »Wow, Red Bull Stratos hat wirklich viel erreicht.« Diese Begeisterung wird an die nächste Generation weitergereicht. Ich kann Ihnen gar nicht meine Freude beschreiben, wenn ich bei Jugendlichen in der Highschool bin oder bei anderen Kindern, die sich plötzlich für Wissenschaft und Technik interessieren, weil bei Red Bull Stratos die Naturwissenschaften etwas Cooles sind.

Dr. Jonathan Clarke, Red Bull Stratos, Medizinischer Leiter

Dieses Projekt hat die Dokumentation von Missionen im Weltraum und in großer Höhe für die Zukunft neu definiert.

Jay Nemeth, Red Bull Stratos, Leiter High-Altitude Photography

Das Red Bull Stratos-Programm wird für Flüge in der Stratosphäre und die Bergung von Nutzlast neue Maßstäbe setzen.

Don Day, Red Bull Stratos, Meteorologe

Die Mission bewies, dass es möglich ist, eine Rettungsaktion in einer solchen Lage zu überleben: das Verlassen eines Flugzeugs am Rande des Weltraums. Wir entwickeln Flugzeuge, die so hoch fliegen werden; die Industrie spricht bereits von Verkehrsflugzeugen, die in 30 000 Meter Höhe fliegen, und die NASA hat mehrere Projekte, die über Schallflüge in solchen Höhen forschen. Red Bull Stratos konnte für diese Art von Projekten einen Beitrag leisten.

Dr. Marle Hewett, Programm-Manager/Leitender Testflugingenieur

So, wie die Welt daran teilhaben konnte, war es für unsere Generation so etwas wie die Mondlandung. Jeder konnte es sich live ansehen und die Anspannung, Aufregung und Unruhe hautnah erleben. Es ist der nächste große Schritt für künftige Entdecker.

Dr. Shane Jacobs, Design Manager, David Clark Company

Das Vermächtnis von Red Bull Stratos, und ich spreche hier für die Air Force, die NASA, ist die hervorragende Chance, in einem Zeitalter, in dem Tests und Entwicklung in der Fliegerei immer seltener werden, Tests und Entwicklung in der Fliegerei zu zeigen und zu sagen: »Warum sollen wir aufhören? Seht doch, was wir geschafft haben.«

Col. Don White, US-*Air Force (im Ruhestand)*

Aus aller Welt

Gratulation an Felix Baumgartner zu einem Rekordsprung vom Rande des Weltalls.

NASA

Felix Baumgartner ist der mutigste Mann der Welt.

Ban Ki-moon, UN-*Generalsekretär*

Er ist kein Hasardeur, sondern ein vernünftiger, praktischer Mensch. Er hat meinen ganzen Respekt.

Reinhold Messner

Eine herausragende, inspirierende Leistung.

Arnold Schwarzenegger

Kein Mensch zuvor sprang aus dieser Höhe, keiner stürzte tiefer im freien Fall, keiner in dieser Geschwindigkeit: Felix Baumgartner machte das scheinbar Unmögliche möglich, als er sich mit einem Fallschirm aus der Stratosphäre zurück zur Erde stürzte. Der Extremsportler bewies mit dem Sprung aus 39 Kilometern, wozu ein Mensch fähig ist, der an seine Grenzen geht – und faszinierte die Welt mit seiner einzigartigen Leistung. Baumgartner brach mit seiner jahrelang vorbereiteten Aktion nicht nur drei Rekorde, er sorgte auch für einen globalen Medien-Event durch alle Generationen, wie es ihn seit der Mondlandung in den 60er-Jahren nicht mehr gegeben hat.

Begründung Bambi Millennium Award

Ich gratuliere Felix Baumgartner herzlich zum großartigen Erfolg, der mit Mut und Beharrlichkeit erreicht wurde und weltweite Aufmerksamkeit findet. Österreich ist stolz auf Ihre Leistung! (via Facebook)

Dr. Heinz Fischer, Österreichs Bundespräsident

Sein Sprung aus rund 39 Kilometer Höhe war für Millionen Menschen weltweit ein faszinierendes Ereignis. Ich bin aber zuallererst froh, dass alles gut gegangen ist. Ich gratuliere Felix Baumgartner und seinem Team zu dieser beeindruckenden Leistung. Sie sind gemeinsam an die Grenzen des Menschenmöglichen und an die Grenzen der Physik gegangen.

Werner Faymann, Österreichs Bundeskanzler

Sicher gelandet! Glückwunsch auch von uns an Felix Baumgartner, einen sehr, sehr mutigen Fallschirmspringer! (via Twitter)

Europäische Weltraumorganisation ESA

Es ist ein sehr interessantes Experiment gewesen. Man muss dem Team danken, dass es sehr offen mit den Daten umgeht, die es bei der Aktion erhoben hat. Es ist nichts Brandneues – sicherlich kennen wir die atmosphärischen Verhältnisse in dieser Höhe. Es ist aber ein neuer Punkt für unser Verständnis von Dynamik in diesen Höhen. Der Sprung ist auch relevant für mögliche Rettungsszenarien beim Raketenaufstieg, auch wenn unsere ESA-Astronauten mit russischen Sojus-Raketen starten. Bei diesen Raketen gibt es immer eine Rettungsmöglichkeit, bei der sie in der Kapsel bleiben können.

Markus Landgraf, Missionsanalyst der ESA

Rekordsprung geglückt. Auch wir sind erleichtert und freuen uns mit Felix Baumgartner und seinem Team. (via Twitter)

Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt DLR

Es hat selten einen Moment gegeben, der mich so lange vor dem Fernseher gefesselt hat. Ich hatte an dem Tag auch etwas anderes zu tun, aber ich bin dann sechs Stunden vor dem Fernseher gesessen – und das muss erst mal jemand schaffen! Hut ab vor seiner Leistung! Das war einer der prägenden Momente der Sportgeschichte.

Felix Neureuther, Alpiner Skirennläufer

Akzeptiere nie deine Grenzen – denn es gibt keine Grenzen. Viva Felix! (via Twitter)

Paulo Coelho, Schriftsteller

Wie viel Lebenskraft braucht es da, um sich nicht von diesem Weg abbringen zu lassen und an das zu glauben, was andere sich nur in kühnsten Träumen erhoffen können! Sich über Limits hinaus zu bewegen: Das kenne ich als Skirennläufer. Aber in diesem Rahmen, ganz allein: Das muss ein gewaltiger Moment gewesen sein, ein tapferer Moment.

Pirmin Zurbriggen, Skilegende

You did it Felix!!! Congrats for realizing your dream!

Thomas Morgenstern, Skispringer

So proud of Felix, incredible! RedBull is amazing, always pushing the limits!

Lindsey Vonn, Alpine Skirennläuferin

Felix, you legend, Mach 1.24!

Mark Webber, Fomel-1-*Pilot*

Baumgartner a punto de pasar a la historia! Somos mucho de Félix!

1173 km/h!!!! Qué locura!!

Unbelievable!!

Gerard Piqué, Spanischer Fußball-Nationalspieler

One small step for man, one giant ride from gravity.

Aksel Lund Svindal, Alpiner Skirennläufer

Du hast es geschafft!

Lili, 9 *Jahre*

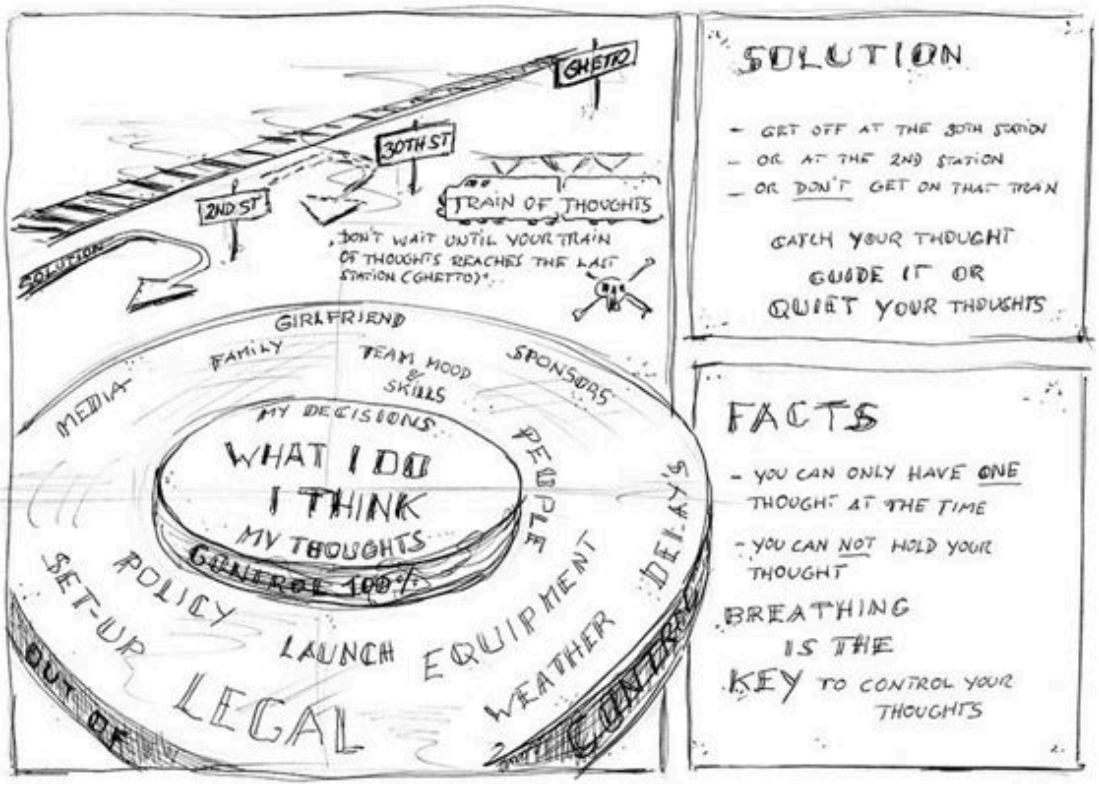
Lieber Felix, als ich dich zum ersten Mal sah, dachte ich, der wird doch nicht von 39 Kilometern springen? Aber du hast es gemacht, deshalb bist du der coolste Mann der Welt.

Philipp, 11 *Jahre*

Du bist der beste Superstar!!!!!!!!!

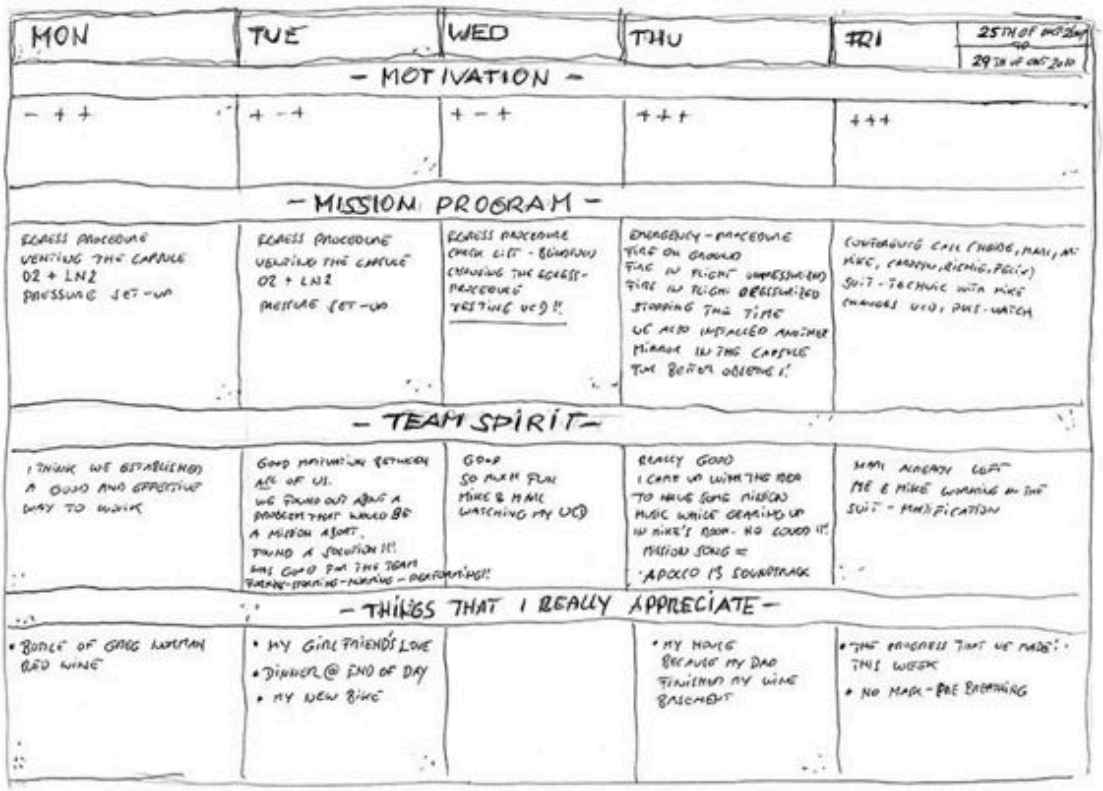
Ajap, 10 *Jahre*

Auszug aus Felix Baumgartners Tagebuch I

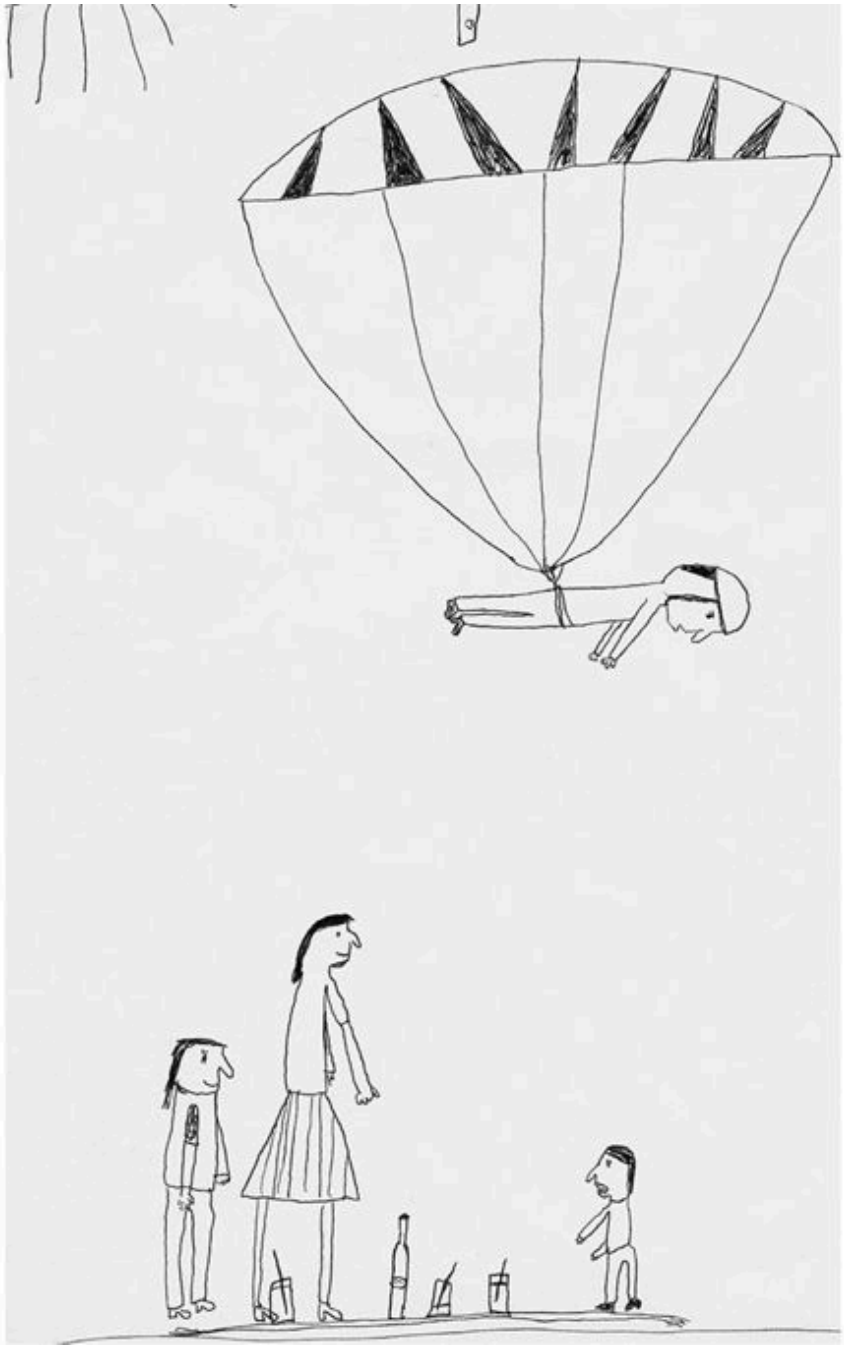


Erste gedankliche Schritte, um das Anzugproblem in den Griff zu bekommen

Auszug aus Felix Baumgartners Tagebuch II



Aufzeichnung über den Trainingsverlauf einer Woche, unterteilt nach Motivation (positiv/negativ im Tagesverlauf), Programmpunkte des Tages (Egress-Training für den Kapselausstieg am Montag), Stimmung im Team und persönliche Höhepunkte des Tages



Der Traum aus frühester Kindheit: Ein Bild, das Felix Baumgartner mit 5 Jahren gezeichnet hat

ZELLER Felix
6353 Going/T
Postfach 23

Going, 16 08 1986

K A U F V E R T R A G

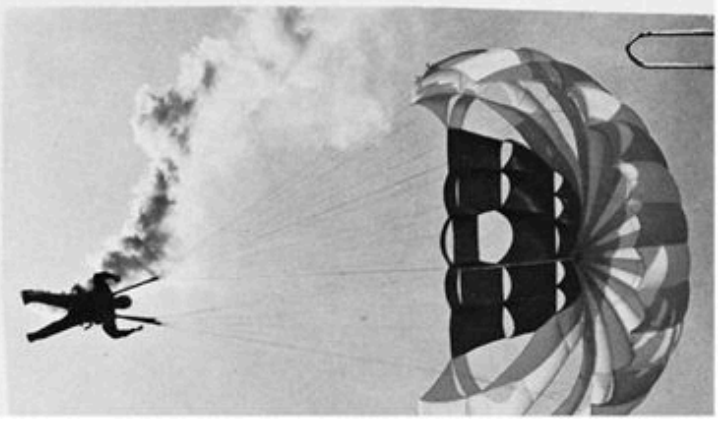
Am 16 08 1986 wurde der Fallschirm PARA-COMMANDER MK-1 F-0974, Bj.1971 , durch Herrn ZELLER Felix, Adresse oa. an Herrn BAUMGARTNER Felix, Sbg., Ehrentrudisstr.8 wh., um den Betrag von ÖS 2.000,- (zweitausend) verkauft. Herr BAUMGARTNER ist somit Eigentümer dieses Fallschirmes. Die Bezahlung erfolgte am 16 08 1986.

Verkäufer:

(ZELLER Felix)

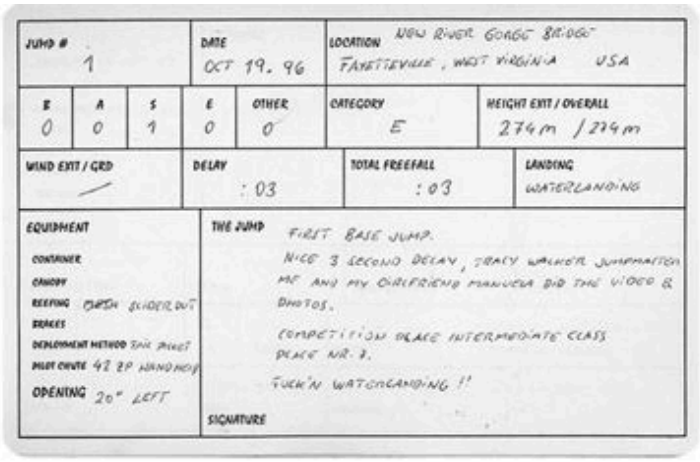
Käufer:

(BAUMGARTNER Felix)



Der Traum beginnt, wahr zu werden: Kaufvertrag für Felix Baumgartners ersten Fallschirm

Auszüge aus Felix Baumgartners Base-Sprungbuch



JUMP #	DATE	LOCATION
1	OCT 19. 96	NEW RIVER GORGE BRIDGE FAYETTEVILLE, WEST VIRGINIA USA

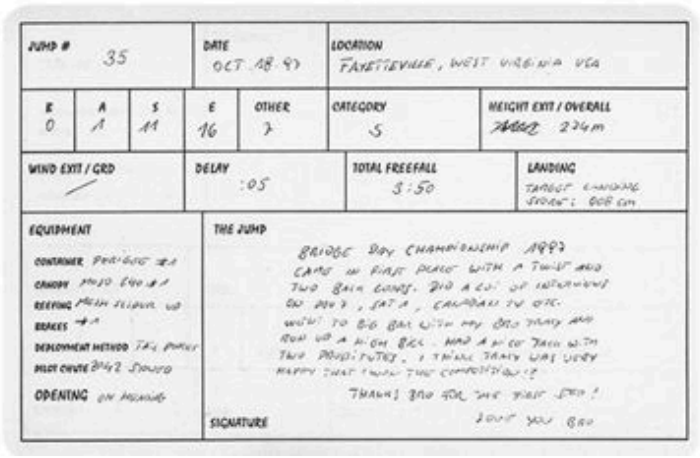
B	A	S	E	OTHER	CATEGORY	HEIGHT EXIT / OVERALL
0	0	1	0	0	E	274m / 274m

WIND EXIT / GRD	DELAY	TOTAL FREEFALL	LANDING
—	:03	:03	WATERLANDING

EQUIPMENT
CONTAINER
CANOPY
REEFING MESH SLIDER OUT
BRAKES
DEPLOYMENT METHOD TAIL POCKET
PILOT CHUTE 42 ZP HANDHELD
OPENING 20° LEFT

THE JUMP
FIRST BASE JUMP.
NICE 3 SECOND DELAY, TRACY WALKER JUMPMASTER ME AND MY GIRLFRIEND MANUELA DID THE VIDEO & PHOTOS.
COMPETITION PLACE INTERMEDIATE CLASS PLACE NR. 7.
FUCK'N WATERLANDING !!

SIGNATURE



JUMP #	DATE	LOCATION
35	OCT 18. 97	FAYETTEVILLE, WEST VIRGINIA USA

B	A	S	E	OTHER	CATEGORY	HEIGHT EXIT / OVERALL
0	1	11	16	7	S	274m

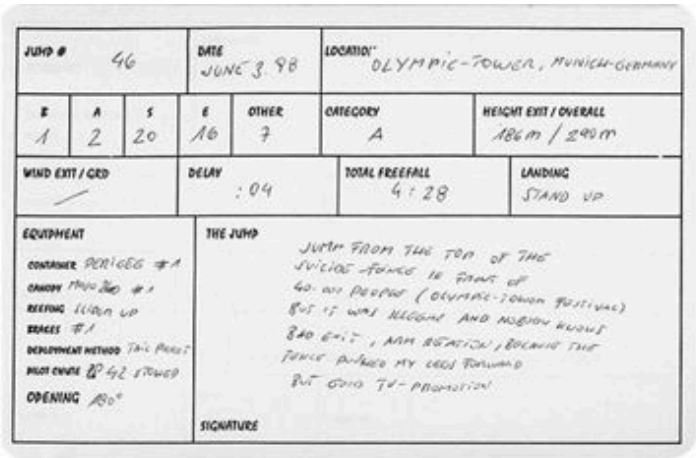
WIND EXIT / GRD	DELAY	TOTAL FREEFALL	LANDING
—	:05	3:50	TARGET LANDING SCORE: 008 cm

EQUIPMENT
CONTAINER PERIGEE #1
CANOPY MOJO 240 #1
REEFING MESH SLIDER UP
BRAKES #1
DEPLOYMENT METHOD TAIL POCKET
PILOT CHUTE 3042 STOWED
OPENING ON HEADING

THE JUMP
BRIDGE DAY CHAMPIONSHIP 1997
CAME IN FIRST PLACE WITH A TWIST AND TWO BACK LOOPS. DID A LOT OF INTERVIEWS ON DAY 7, SAT 1, CANADIAN TV ETC.
WENT TO BIG BAR WITH MY BRO TRACY AND RUN UP A HIGH BILL. HAD A NICE TACK WITH TWO PROSTITUTES. I THINK TRACY WAS VERY HAPPY THAT I WON THE COMPETITION!!
THANKS BRO FOR THE FIRST STEP!
LOVE YOU BRO

SIGNATURE

Hier hat Baumgartner alle seine Sprünge notiert (nach den Kategorien B für »*Building*«/Gebäude, A für »*Antenna*«/Sendemasten, S für »*Span*«/Brücken und E für »*Earth*«/Felsvorsprünge) und den jeweiligen Sprungverlauf kommentiert



JUMP #	DATE	LOCATION
46	JUNE 3. 98	OLYMPIC-TOWER, MUNICH-GERMANY

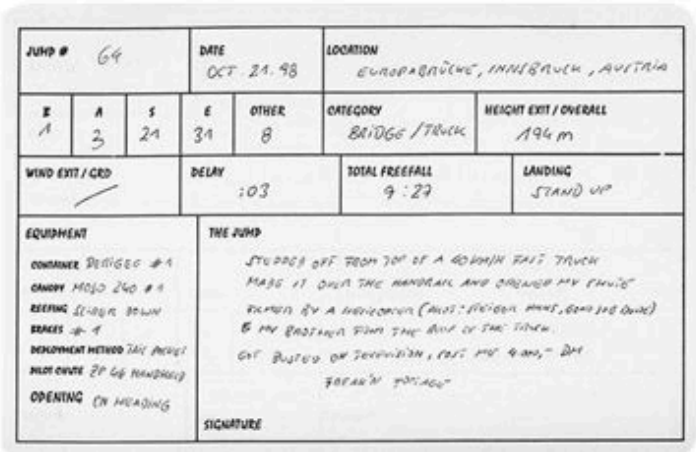
B	A	S	E	OTHER	CATEGORY	HEIGHT EXIT / OVERALL
1	2	20	16	7	A	186 m / 290 m

WIND EXIT / GRD	DELAY	TOTAL FREEFALL	LANDING
—	:04	4 : 28	STAND UP

EQUIPMENT
CONTAINER DERIGEE #1
CANOPY MOJO 240 #1
REEFING SLIDER UP
BRAKES #1
DEPLOYMENT METHOD TAIL PACKET
PILOT CHUTE ZP 42 STOWED
OPENING 180°

THE JUMP
JUMP FROM THE TOP OF THE SUICIDE-FENCE IN FRONT OF 40.000 PEOPLE (OLYMPIC-TOWER FESTIVAL) BUT IT WAS ILLEGAL AND NOBODY KNOWS BAD EXIT, ARM RELATION, BECAUSE THE FENCE PUSHED MY LEGS FORWARD BUT GOOD TV-PROMOTION

SIGNATURE



JUMP #	DATE	LOCATION
64	OCT. 21. 98	EUROPABRÜCKE, INNSBRUCK, AUSTRIA

B	A	S	E	OTHER	CATEGORY	HEIGHT EXIT / OVERALL
1	3	21	31	8	BRIDGE / TRUCK	194 m

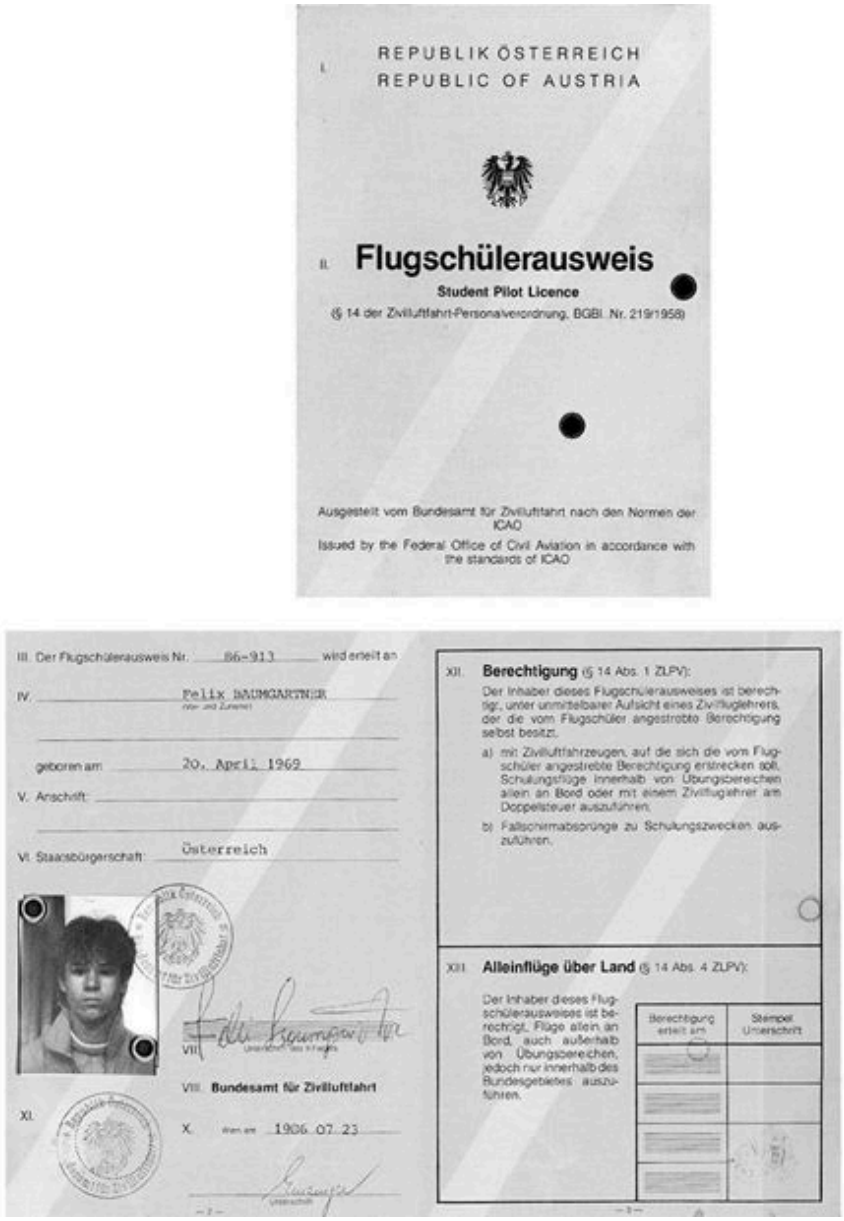
WIND EXIT / GRD	DELAY	TOTAL FREEFALL	LANDING
—	:03	9 : 27	STAND UP

EQUIPMENT
CONTAINER DERIGEE #1
CANOPY MOJO 240 #1
REEFING SLIDER DOWN
BRAKES #1
DEPLOYMENT METHOD TAIL PACKET
PILOT CHUTE ZP 46 HANDHELD
OPENING ON HEADING

THE JUMP
STEPPED OFF FROM TOP OF A 60 KM/H FAST TRUCK MADE IT OVER THE HANDRAIL AND OPENED MY CHUTE FILMED BY A HELICOPTER (PILOT: SIEGER HANS, GOOD JOB DUDE) & MY BROTHER FROM THE ROOF OF THE TRUCK. GOT BUSTED ON TELEVISION, COST ME 4.000,- DM FOR AN'N FOOTAGE

SIGNATURE

Das Stück Papier, mit dem in der Fliegerei alles beginnt



I. REPUBLIK ÖSTERREICH
REPUBLIC OF AUSTRIA

II. **Flugschülerausweis**

Student Pilot Licence

(§ 14 der Zivilluftfahrt-Personalverordnung, BGBl. Nr. 219/1958)

Ausgestellt vom Bundesamt für Zivilluftfahrt nach den Normen der ICAO

Issued by the Federal Office of Civil Aviation in accordance with the standards of ICAO

III. Der Flugschülerausweis Nr. 86-913 wird erteilt an

IV. Felix BAUMGARTNER

geboren am: 20. April 1969

V. Anschrift:

VI. Staatsbürgerschaft: Österreich

VII.

VIII. **Bundesamt für Zivilluftfahrt**

IX.

X. Wien am 1986 07 23

XI. **Berechtigung** (§ 14 Abs. 1 ZLPV):

Der Inhaber dieses Flugschülerausweises ist berechtigt, unter unmittelbarer Aufsicht eines Zivilfluglehrers, der die vom Flugschüler angestrebte Berechtigung selbst besitzt,

a) mit Zivilluftfahrzeugen, auf die sich die vom Flugschüler angestrebte Berechtigung erstrecken soll, Schulungsflüge innerhalb von Übungsbereichen allein an Bord oder mit einem Zivilfluglehrer als Doppelsteuer auszuführen,

b) Fallschirmabsprünge zu Schulungszwecken auszuführen.

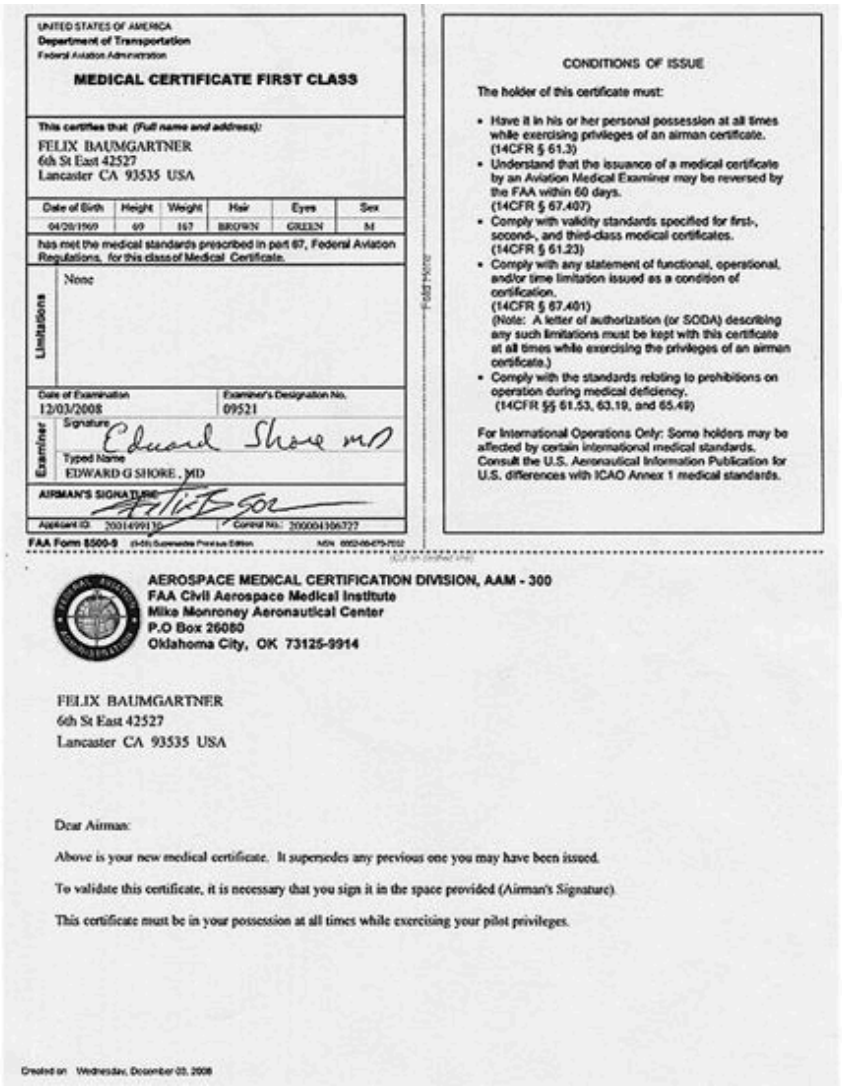
XII. **Alleinflüge über Land** (§ 14 Abs. 4 ZLPV):

Der Inhaber dieses Flugschülerausweises ist berechtigt, Flüge allein an Bord, auch außerhalb von Übungsbereichen, jedoch nur innerhalb des Bundesgebietes auszuführen.

Berechtigung erteilt am	Stempel Unterschrift

Felix Baumgartners Flugschülerausweis

Grundvoraussetzung um Zutritt zu den Einrichtungen der US-Air Force, wie der Druckkammer, zu erhalten



UNITED STATES OF AMERICA
Department of Transportation
Federal Aviation Administration

MEDICAL CERTIFICATE FIRST CLASS

This certifies that *(Full name and address)*:

FELIX BAUMGARTNER
6th St East 42527
Lancaster CA 93535 USA

Date of Birth	Height	Weight	Hair	Eyes	Sex
04/20/1969	69	167	BROWN	GREEN	M

has met the medical standards prescribed in part 67, Federal Aviation Regulations, for this class of Medical Certificate.

Limitations: None

Examiner: Date of Examination 12/03/2008; Examiner's Designation No. 09521; Signature Edward Shore MD; Typed Name EDWARD G SHORE, MD

AIRMAN'S SIGNATURE

Applicant ID: 20014999136 Control No.: 2000041066727

FAA Form 8500-9

CONDITIONS OF ISSUE

The holder of this certificate must:

- Have it in his or her personal possession at all times while exercising privileges of an airman certificate. (14CFR § 61.3)
- Understand that the issuance of a medical certificate by an Aviation Medical Examiner may be reversed by the FAA within 60 days. (14CFR § 67.407)
- Comply with validity standards specified for first-, second-, and third-class medical certificates. (14CFR § 61.23)
- Comply with any statement of functional, operational, and/or time limitation issued as a condition of certification. (14CFR § 67.401) (Note: A letter of authorization (or SODA) describing any such limitations must be kept with this certificate at all times while exercising the privileges of an airman certificate.)
- Comply with the standards relating to prohibitions on operation during medical deficiency. (14CFR §§ 61.53, 63.19, and 65.49)

For International Operations Only: Some holders may be affected by certain international medical standards. Consult the U.S. Aeronautical Information Publication for U.S. differences with ICAO Annex 1 medical standards.

Fold Here

AEROSPACE MEDICAL CERTIFICATION DIVISION, AAM - 300
FAA Civil Aerospace Medical Institute
Mike Monroney Aeronautical Center
P.O Box 26080
Oklahoma City, OK 73125-9914

FELIX BAUMGARTNER
6th St East 42527
Lancaster CA 93535 USA

Dear Airman:

Above is your new medical certificate. It supersedes any previous one you may have been issued.

To validate this certificate, it is necessary that you sign it in the space provided (Airman's Signature).

This certificate must be in your possession at all times while exercising your pilot privileges.

Created on: Wednesday, December 03, 2008

Das medizinische Gutachten ersten Grades, ausgestellt von der Bundesluftfahrtbehörde der Vereinigten Staaten FAA

Die offiziellen Weltrekord-Urkunden der Fédération Aéronautique Internationale

Diplôme de Record du Monde

Fédération Aéronautique Internationale FAI

Felix Baumgartner

a établi le Record du Monde suivant:

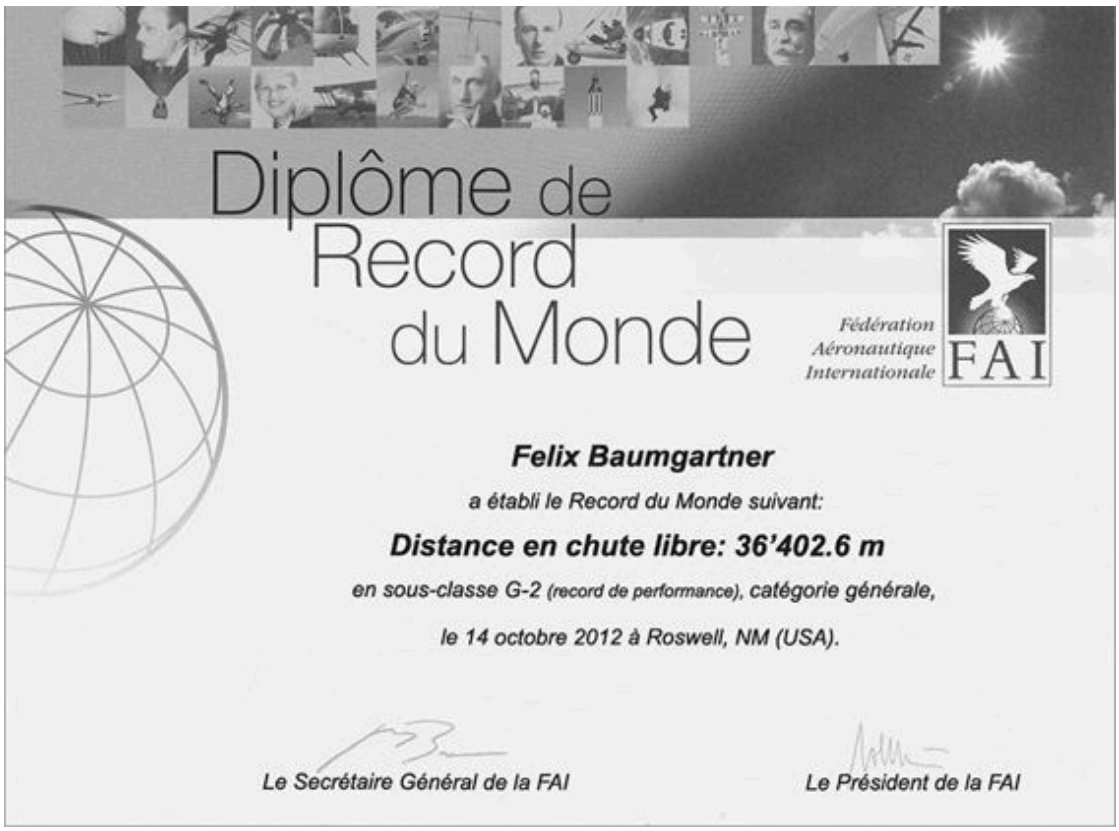
Altitude de sortie: 38'964.4 m

en sous-classe G-2 (record de performance), catégorie générale,

le 14 octobre 2012 à Roswell, NM (USA).

Le Secrétaire Général de la FAI *Le Président de la FAI*

Für den höchsten Fallschirmabsprung



Diplôme de Record du Monde

Fédération Aéronautique Internationale FAI

Felix Baumgartner

a établi le Record du Monde suivant:

Distance en chute libre: 36'402.6 m

en sous-classe G-2 (record de performance), catégorie générale,

le 14 octobre 2012 à Roswell, NM (USA).

Le Secrétaire Général de la FAI *Le Président de la FAI*

Für die längste im freien Fall zurückgelegte Distanz

Diplôme de Record du Monde

Fédération Aéronautique Internationale

FAI

Felix Baumgartner

a établi le Record du Monde suivant:

Vitesse de chute libre sans stabilisateur

1'357.6 km/h

en sous-classe G-2 (record de performance), catégorie générale,

le 14 octobre 2012 à Roswell, NM (USA).

Le Secrétaire Général de la FAI

Le Président de la FAI

Für die schnellste jemals im freien Fall erreichte Geschwindigkeit ohne Stabilisierungsschirm

Das Ergebnis jahrelanger Teamarbeit: die genauestens einzuhaltende Check-Liste für einen sicheren und reibungslosen Ausstieg am Rande des Weltalls

JUMPER: CAPSULE EGRESS PROCEDURE - MBF#3

Modified 9/23/12

List Item		Response
ITEM 1	Depressurize suit. Reinstall hose and cover	»Suit depressurized. Hose and cover installed«
ITEM 2	»Check« bail out bottles pressure.	»Both bottle pressures checked«
ITEM 3	»Check« location and security of all four parachute handles.	»Four parachute handles checked«
ITEM 4	»Check« door stop to **»OPEN«**.	»Door stop **›OPEN‹**«
ITEM 5	**»Stow«** hand warmer. Turn capsule switch F6 **»OFF«**.	»Check«. »F6 **OFF**«
ITEM 6	**»Activate«** suit and chest pack cameras.	»Confirmed 3 **RED** LEDs«
ITEM 7	**»Move«** pilot monitor to the exit position.	»Monitor stowed«
ITEM 8	**»Remove«** UCD hose, **»CLOSE«** valve and **»Zip«** pocket shut.	»Removed. Valve closed and zipped«

ITEM 9	Turn O2 and LN2 flow valves to »**CLOSED**« (full clockwise)	»O2 and LN2 flow valves **CLOSED**«
ITEM 10	Sunshade in »**DOWN**« position as required.	»Sunshade **DOWN**«
ITEM 11	»Remove« vent tube from feeding port.	»Plug removed«
ITEM 12	»Set« visor heat to full power or as needed. Verify chest pack red LED »**ON**«.	»As needed. Chest pack red LED **ON**«
ITEM 13	Verify face seal tight.	»Verified face seal tight«
ITEM 14	»Move« seat to forward position.	»Seat forward«
ITEM 15	Turn »**OFF**« liquid oxygen supply levers 1 and 2.	»Oxygen levers **OFF**«
ITEM 16	»Verify« bail out bottles flow – 50 psi.	»Oxygen pressure 50 psi«
ITEM 17	Return oxygen supply levers »**ON**«.	»Oxygen levers ›**ON**‹. Pressure at 70 psi«
ITEM 18	System pressure 70 psi	»System pressure 70 psi«
ITEM 19	If pressure less than 70 psi, turn »**ON**« emergency O2 bottle.	»System failed. On emergency oxygen«

ITEM 20	Adjust helmet tie-down down.	»Tie-down adjusted«
ITEM 21	Using dump valve, depressurize capsule to 40.000 ft.	»Depressurizing. capsule to 40.000 ft«
ITEM 22	Confirm pressure suit inflation.	»Pressure suit inflated«
ITEM 23	»Remove« and »stow« suit vent hose and suit exhaust hose.	»Suit and vent exhaust hoses removed and stowed«
ITEM 24	»Depressurize« cabin to ambient altitude.	»Dumping capsule pressure to ambient«
ITEM 25	Roll door **»OPEN«**. Engage door stop.	»Door open and door stop engaged«
ITEM 26	»Move« seat to rear of capsule.	»Seat moved to rear«
ITEM 27	»Lift« legs onto the door threshold.	»Legs on door threshold«
ITEM 28	»Slide« seat forward.	»Seat forward«
ITEM 29	»Release« seat belt.	»Seat belt released«
ITEM 30	Slide forward into »rest« position. Confirm sun shade.	»In rest position and sun shade down«
ITEM 31	»Parachute integrity visual check. Parachutes not deployed«	»Check. Parachutes not deployed«

ITEM 32	Verify cut away knife handle strap is attached and knife is in proper position.	»Check. Handle strap attached and in proper position.«
ITEM 33	Chest pack face plate heat **»ON«**.	»Chest pack switch on«
ITEM 34	»Disconnect« chest pack umbilical.	»Umbilical disconnected«
ITEM 35	»Confirm« Communication.	»Confirm check on chest pack«
ITEM 36	»Stow« umbilical.	»Umbilical stowed«
ITEM 37	»Disconnect« both oxygen supply hoses.	»Oxygen supply hoses disconnected«
ITEM 38	»Stand on« exterior step. **»EXIT« low**.	»Standing outside«
ITEM 39	»Release« helmet tie-down strap.	»Tie-down strap released«
ITEM 40	»Start« burst cameras.	»Burst cameras started«
ITEM 41	»Salute«	»Salute«
ITEM 42	**»JUMP«**	

»Jump and Run«-Schnitzel

von Eva Baumgartner

Zutaten:

4 Truthahnschnitzel
(à 15 dag)*
½ kleine Zwiebel
⅛ l Weißwein
¼ l klare Suppe
⅛ l Bratensaft

Für die Fülle:

½ kg Blattspinat
15 dag Schafskäse (trocken)
3 Zehen Knoblauch

Weiters:
Salz, Pfeffer, Thymian, Öl, Butter

Spinat putzen, waschen und gut abtropfen lassen. Schafskäse in kleine Stücke schneiden. In einem Topf 1 EL Butter erhitzen, Spinat zugeben, zusammenfallen lassen und mit Salz, Pfeffer und zerdrücktem Knoblauch würzen. Spinat auskühlen lassen und mit Schafskäse vermischen.
Schnitzel zwischen Frischhaltefolie behutsam klopfen, mit Salz, Pfeffer und Thymian würzen. Schnitzel zu zwei Dritteln mit Fülle belegen, straff einrollen und mit Spagat** binden.
Zwiebel schälen und kleinwürfelig schneiden. Rouladen mit Salz, Pfeffer und Thymian würzen und in wenig Öl rundum anbraten.
Rouladen aus der Pfanne heben, im Bratenrückstand 1 TL Butter erhitzen, Zwiebel darin anschwitzen, mit Wein, Suppe und Bratensaft aufgießen und aufkochen. Rouladen in die Sauce legen und auf kleiner Flamme zugedeckt ca. ¼ Stunde dünsten.
Rouladen aus der Pfanne heben und Spagat entfernen. Sauce durch ein Sieb gießen, Rouladen in gleich dicke Scheiben schneiden und mit der Sauce anrichten. Als Beilage serviere ich Kräuterreis.

* 1 dag = 10 g
** Kordel

Ende der 90er-Jahre auf Anfrage einer österreichischen Tageszeitung dokumentiert: das Rezept für Felix Baumgartners Lieblingsessen, kreiert von seiner Mutter Eva Baumgartner

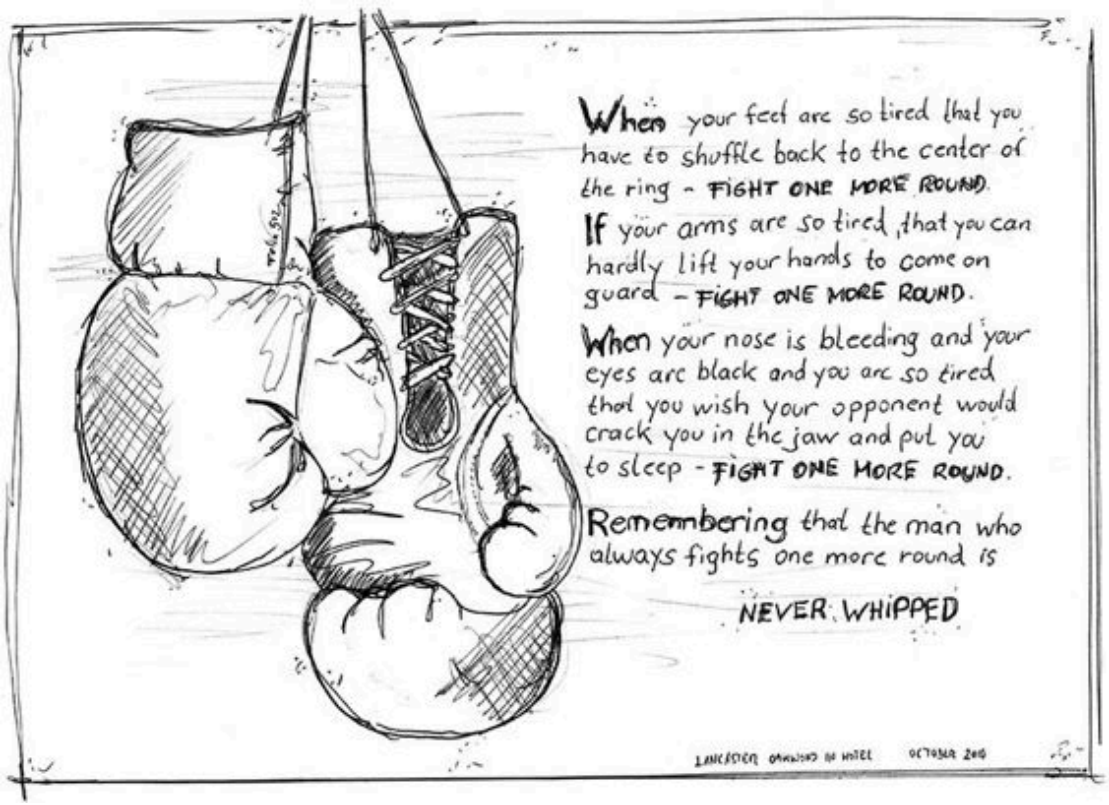
Mit Dank an die 3./4. Mehrstufenklasse der Volksschule Nussdorf am Attersee unter Leitung von Katharina Putz

Mit Dank an die Musikkapelle Thaur, beim Thaurer Mullerlaufen 2013 (oben), die Freiwillige Feuerwehr der Stadt Grieskirchen, beim Gallspacher Faschingsumzug 2013 (unten links), Philipp/mit Dank an Mutter Petra Gaischin (unten rechts)

HIM 18/Juli 2012

Titelseite Popular Mechanichs, August 2012

Titelseite The Red Bulletin, Ausgabe November 2012
Highlights der Mission Stratos online



Bildnachweis*

Felix Baumgartner (1, 2, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 12, 13 sowie Zeichnungen, Briefe, Dokumente im Anhang), Zoom-Production (7), Lou Martin (11, 14, 15), Wolfgang Luif (16, 17, 18, 19), Konrad Lagger (20 oben, Mitte und unten links, 24, 40 Mitte links, 41 unten links), NBC (20 unten rechts), Stefan Aufschnaiter (21, 22, 23), Red Bull (25, 26, 27, 40 oben links), Florian Hagena (28, 29 unten, 41 oben links), (29 oben und Mitte), Red Bull, Bernhard Spöttel/Red Bull (30 oben, 31), Jörg Mitter/Red Bull Content Pool (30 unten, 33 unten, 34 unten, 36 oben und unten, 37 oben, 38 Mitte, 39 Mitte und unten), Sven Hoffmann/Red Bull (II, III, Tafeln 32, 33 oben und Mitte), Art Thompson (34 oben), Lisa Fürst (34 Mitte), Garth Milan/Red Bull Content Pool (35 oben, 36 Mitte), Luke Aikins/Red Bull (35 Mitte), Balazs Gardi/Red Bull Content Pool (35 unten, 38 unten, 39 oben), Jay Nemeth/Red Bull Content Pool (37 Mitte und unten), Predrag Vuckovic/Red Bull Content Pool (I, 38 oben), Lloyd Bishop/NBC (40 oben rechts), Brian Nevins/Red Bull Content Pool (40 Mitte rechts), G. Schober/Brauer Photos (40 unten Mitte), Hubert Burda Media (41 oben rechts, unten rechts), facebook.com/FelixBaumgartner (40 unten links, 41 Mitte links), RGE-Press/Eckharter (41 Mitte rechts), Ned Dawson (42 oben), Ian Walton/2013 Getty Images (40 unten rechts, 43)

Ständig aktualisierte Hintergrundinformationen zur Mission Red Bull Stratos auf www.redbullstratos.com

* Der Verlag dankt Red Bull und den weiteren Rechtegebern für die Darstellungsgenehmigungen. In Fällen, wo die Inhaber der Rechte nicht festzustellen oder nicht erreichbar waren, bittet der Verlag, rechtmäßige Ansprüche ihm mitzuteilen.